

# Braunschweigische Heimat



1960

46. Jahrgang · Heft 1



---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Begräbnisplätze der Vorzeit bei Salzgitter-Lichtenberg	
Von Lehrer Wolfram Forche, Salzgitter-Lichtenberg, Kornstraße 18 . . . . .	1
Der Immenzehnt	
Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28 . . . . .	5
Nadelholz im Elm	
Von Oberforstmeister Kurt Schmidt, Vallstedt über Braunschweig . . . . .	7
Aus dem alten Rábke (10. Tod und Begräbnis)	
Von Karl Böhme, weiland Pastor in Rábke . . . . .	9
Wie man lästige Mieter loswerden kann	
Von Heinz-Bruno Krieger, Königslutter, Neue Straße 10 . . . . .	11
De Herschhiernfänger Swarte, 'ne Vertellije iut Langessen (Langelsheim)	
Von Studienrat i. R. Werner Bente, Braunschweig, Wilhelm-Bode-Straße 9 . . . . .	13
Der Flurname „Heerweg“ in Ostfalen	
Von Tierarzt Dr. Albert Hansen-Ostfalen, Eilsleben (Bez. Magdeburg) . . . . .	14
Mei Clasthol	
Von Martha Döhler, Braunschweig, Lübeckstraße 27 . . . . .	15
Aus der Heimatpflege:	
Die Verhandlungen über das Schicksal des Residenzschlosses zu Braunschweig	
Von Oberregierungs- und -baurat a. D. Gottfried Hartwig, Wolfenbüttel, Vor dem Gotteslager 8 . . . . .	16
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1959 . . . . .	27
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	32
Die diesem Heft löse beiliegende, mehrfarbige Abbildung des Braunschweiger Residenzschlosses nach einem Gemälde von J. M. Kolb um 1850 wurde in der Druckerei des Verlages Georg Westermann in Braunschweig hergestellt und von Herrn Everhard Westermann dankenswerterweise zur Verfügung gestellt.	

Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65, Bankkonto: Brschw. Staatsbank Nr. 1273, Braunschweig

## Braunschweig

ÜBER 1100 JAHRE



Alte Hanse- und Residenzstadt. Staatstheater; Gemäldegalerie mit Werken von Rembrandt, Rubens, van Dyck, Vermeer; Städtisches Museum und Archiv; Naturhistorisches Museum; Welfenschatz aus dem 11.—15. Jahrhundert. Älteste Technische Hochschule der Welt und bekannte Forschungsanstalten für Physik, Biologie und Landwirtschaft. Industrierwerke von Weltruf.



Ha-308(46)

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz



## Inhalt

der Hefte 1—4 des 46. Jahrgangs 1960

Begräbnisplätze der Vorzeit bei Salzgitter-Lichtenberg. Von Wolfram Forche . . . . .	1
Der Immenzehnt. Von Otto Hahne . . . . .	5
Nadelholz im Elm. Von Kurt Schmidt . . . . .	7
Aus dem alten Rábke. 10. Tod und Begräbnis, 11. Haartracht und Frauenkleidung, 12. Fahnenfest, 13. Sommerfest. Von Karl Böhme . . . . .	9, 52
Wie man lästige Mieter loswerden kann. Ein Beispiel für Zauberglauben der Gegenwart. Von Heinz-Bruno Krieger . . . . .	11
De Herschhiernfänger Swarte, 'ne Vertellije iut Langessen (Langelsheim). Von Werner Bente . . . . .	13
Der Flurname „Heerweg“ in Ostfalen. Von Albert Hansen . . . . .	14
Mei Clasthol. Gedicht in Clausthaler Mundart von Martha Döhler . . . . .	15
Die Verhandlungen über das Schicksal des Residenzschlosses zu Braunschweig. Von Gottfried Hartwig . . . . .	16
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1959 . . . . .	27
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	32, 96, 127
Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben. Wortgeographische Untersuchungen zur ostfälischen Stammeskunde. Von Werner Flechsig . . . . .	33, 65, 100
Dat Koornwoif. Erzählung in der Mundart von Dörrigsen, Krs. Einbeck, von Hugo Grimme . . . . .	38
Bürgerliche Steinbauten im mittelalterlichen Braunschweig. Von Rudolf Fricke . . . . .	38
Zur Entstehungs- und Frühgeschichte der Papiermühle Oker. Von Eberhard Tacke . . . . .	44
Beginn der Neuzeit im Lande Braunschweig. Von Erich Sander . . . . .	50
Wie vor 80 Jahren in Warbsen, Kr. Holzminden, Krankheiten behandelt wurden. Erzählung in der Mundart von Warbsen von Karl Werner . . . . .	55
Ein merkwürdiger Fruchtbarkeitszauber in Bahrdorf, Kr. Helmstedt. Von Otto Lohmann . . . . .	56
Franz Zobel und das neue Heimatmuseum im Schlosse zu Salzgitter-Salder. Von Heinz Mollenhauer . . . . .	57

Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum in Wolfenbüttel und des Amtes für vor- und frühgeschichtliche Bodendenkmalpflege des niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig vom 1. 1. 1958 bis 31. 12. 1959. Von Franz Niquet . . . . .	59, 92
Neue Verordnungen zum Schutze von Landschaftsteilen und einzelnen Naturdenkmalen im Verwaltungsbezirk Braunschweig . . . . .	64
Bau- und Werksteinmaterial der Doppelkapelle von St. Ludgeri zu Helmstedt. Von Karl Kummer . . . . .	72
Läßt sich das Alter der Kirche in Wetzleben, Kr. Wolfenbüttel, ermitteln? Von Hans Adolf Schultz . . . . .	79
Vom Zwetschenmus am Elm. Von Heinz-Bruno Krieger . . . . .	81
Ein Nachwort zu ostfälisch Twetsche 'Zwetsche'. Von Werner Flehsig . . . . .	83
Simmungsbilder aus meiner Heimat, der Magdeburger Börde. Von Albert Hosenthien . . . . .	84
Der Thie in Rábke, ein Natur- und Kulturdenkmal besonderer Art. Von Werner Flehsig . . . . .	87
Ein Denkstein für den Erfinder der Drillmaschine (Ludwig Lüders) in Leiferde, Kr. Wolfenbüttel. Von Heinz Mollenhauer . . . . .	91
Die Weihnachtszeit einst und jetzt in Dörrigsen, Kr. Einbeck. Von Hugo Grimme . .	97
Die Elmsburg. Stand der Untersuchungen am 15. November 1960. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	107
Zeugnisse der Gefangenenkunst im Braunschweiger Raum, ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde. 2. Möglichkeiten und Ergebnisse bildnerischer Betätigung im heutigen Strafvollzug, besonders in den braunschweigischen Haftanstalten. Von Siegfried Hardung . . . . .	111
Über die Invasion sibirischer Tannenhäher 1954/55 im südöstlichen Niedersachsen. Von Rudolf Berndt . . . . .	119
Zum 75. Geburtstage von Hermann Fischer-Wahrenholz. Von Heinz Mollenhauer . .	125

### **Kunstdruckbeilagen mit Bildern braunschweigischer Baudenkmale**

Das Residenzschloß in Braunschweig	Heft 1, Tafeln I—IV
Bürgerhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts in Seesen (Alter Kirchplatz 2, Lange Str. 28, Drakenpfehl 5, Baderstr. 15)	Heft 2, Tafeln I und II
Bürgerhäuser des 18. Jahrhunderts in Schöningen (Am Schäferfor 7, Marktstr. 14, Klostergut St. Lorenz, Westerndorf 11—15)	Heft 2, Tafeln II und IV
Bürgerhäuser des 16.—18. Jahrhunderts in Helmstedt (Heinrichsplatz 4, Schuhstr. 5, Holzberg 17, Kibitzstr. 23, Heinrichsplatz 10/11, Papenberg 21, Kornstr. 15)	Heft 3, Tafeln I—IV
Bürgerhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts in Königslutter (Marktstr. 21, Gänsemarkt 6, Sack 1, Marktstr. 2, Stadtmarkt 4, Kattreppeln 26/27)	Heft 4, Tafeln I—IV



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 · Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Bezugspreis (-Mitgliedsbeitrag) 6,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

46. Jahrgang

März 1960

Heft 1

## *Begräbnisplätze der Vorzeit bei Salzgitter-Lichtenberg*

von Wolfram Forche

In der „Braunschweigischen Heimat“ und an anderer Stelle wurde mehrfach auf die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung bei Salzgitter-Lichtenberg hingewiesen<sup>1, 2)</sup>. Nur gelegentlich fanden dabei Begräbnisplätze Erwähnung<sup>1, 3, 4)</sup>. Seit 1954 ging ich den Spuren vorzeitlicher Gräber in und bei den Lichtenbergen nach und kam zu folgendem Ergebnis:

Der Bestand an oberirdischen, d. h. im Gelände unmittelbar sichtbaren Gräbern ist in früherer Zeit auch bei uns wesentlich größer gewesen als es heute den Anschein hat. Es handelt sich dabei nur um H ü g e l g r ä b e r. Urnenfelder, Brandgruben oder Brandschüttungen und Körpergräben waren bisher nicht zu beobachten. Erschütternd ist, daß, wie an vielen Stellen unserer Heimat, der Bestand an Hügelgräbern durch ihre Vernichtung bis auf elf zwischen Salzgitter-Osterlinde und dem Hasselberge südlich von Salzgitter-Salder zusammengeschrumpft ist.

Von diesen elf Hügelgräbern liegen acht in dem Gräberfeld im Lesser Holz (Abb. 1). Herrn Stadtvermessungs-Oberinspektor Schmidt vom Vermessungs- und Liegenschaftsamt der Stadt Salzgitter danke ich hier herzlich für die Vermessung und für den Plan des Gräberfeldes. Vorhanden sind zwei große Hügel (Nr. 1 und Nr. 17), vier mittelgroße Hügel (Nr. 2, 3, 4, 7) und zwei kleine flache Hügel (Nr. 5, 6). Die Höhe der großen Hügel beträgt von der heutigen Bodenoberfläche aus gemessen ca. 1 m, die der kleinen Gräber ca. 0,4—0,50 m und die der mittelgroßen Hügel schwankt zwischen ca. 0,50 und 1 m. Teilweise bzw. bis zur Hälfte abgetragen an der Nordseite (Waldkante) sind die Grabhügel Nr. 1, 4, 5 und 8. Nach Auskünften von Herrn Revierförster i. R. Heinrich Niens in Salzgitter-Osterlinde Nr. 71 (Forsterei), für die ihm hier bestens gedankt sei, wurden alten Forstakten zufolge die genannten Gräber 1848 bei der Begradigung der Waldkante beschädigt. Alle Hügelgräber, die damals in das Feldland fielen, wurden dabei zerstört. Das Gräberfeld umfaßte also früher weitere Bestattungen, die nach Norden in Richtung auf den Alten Weg zu lagen.

Wie mir Herr Niens ferner berichtete, hat einer seiner Amtsvorgänger, Revierförster Rautmann, an den jetzt noch vorhandenen Gräbern Nachgrabungen vorgenommen und stieß dabei auf „Urnen und Knochen“. Bis zur Kapitulation 1945 befanden sie sich auf dem Boden der Revierförsterei. Bei einer nach der ersten Besatzungszeit erfolgten gründlichen Hausreinigung wurden die Gefäße mit Gerümpel in die Schuttgrube am Westrande des Dorfes gefahren. Meine dort angestellten Nachforschungen blieben leider ohne Ergebnis.

Eine zeitliche Einstufung der Gräber im Lesser Holz ist erst nach ihrer Ausgrabung zu erwarten. Es bleibt zu hoffen, daß der Förster Rautmann nur nachbestattete Urnengräber fand. Die Verschiedenartigkeit in Umfang und Höhe der Hügelgräber läßt zumindest zwei zeitlich getrennte Abschnitte der Belegung des Friedhofes vermuten. Für die beiden großen Hügel dürften Neolithikum und Bronzezeit und für die kleineren Hügel Bronzezeit und Früheisenzeit in Frage kommen. Zumindest ist die Existenz der Hügel ein Beweis für Siedlungstätigkeit im Raume von Salzgitter-Lichtenberg in vorgeschichtlichen Perioden zwischen dem Endneolithikum und der vorrömischen Eisenzeit, aus denen trotz eifrigen Suchens nur wenige Siedlungsspuren bisher gefunden wurden. Es gilt dies auch für die noch vorhandenen einzeln liegenden Gräber und je ein vernichtetes Gräberfeld östlich der Oberen Sukopsmühle und beim Gesundbrunnen zwischen dem Vorwerk Altenhagen und Olber a. w. W.

Das Gräberfeld im Lesser Holz, darauf muß noch hingewiesen werden, liegt auf dem hohen Ostufer des Speckenbaches, dessen Wasser der Flothe zufließt. Auf dem Westufer fand K. Kummer eine römerzeitliche Siedlung<sup>3)</sup>. Entgegen bisheriger Kenntnis konnte ich 1958 zweihundert Meter südwestlich des Friedhofes auf dem Ostufer Scherben des 1. nachchr. Jhds. und Feuersteinabschläge (noch nicht näher bestimmbar) aufnehmen. Aus alledem ergibt sich, daß südlich des Dorfes Salzgitter-Osterlinde am Rande des Alten Weges und im Bereich des Speckenbaches eine mehrfache vorzeitliche Besiedlung zu beobachten ist, die das Interesse der Forscher mehr als bisher finden wird.

Einzeln liegende Gräber befinden sich südlich des Krux-Berges (Durchmesser ca. 12 mal 12 m, Höhe ca. 1 m), im Forstort Landwehr (Dm. ca. 14 mal 14 m, Höhe ca. 1,50 m)<sup>1)</sup> und auf dem Hasselberg etwa 850 m östlich des Heyhans (Dm. ca 12 mal 12 m, Höhe ca. 1 m — beschädigt).

Das Grab südlich des Krux-Berges liegt 100 Meter nördlich eines eisenzeitlichen (vermutlich um Christi Geburt) Siedlungsgebietes, das sich vom Vorwerk Altenhagen vornehmlich entlang der Waldkante sporadisch nach Westen in Richtung auf die Waldstraße nach Salzgitter-Osterlinde nachweisen ließ. Ferner fand ich ca. 850 Meter nordwestlich des Grabes im Tal zwischen dem Brunstedter- und dem Linden-Berg einige kaiserzeitliche Scherben und dazu Knochen. In den Jahrhunderten um Christi Geburt scheint hier ebenfalls ein älteres Siedlungsgebiet (Südhang), das heute zum größten Teil mit Wald bedeckt ist, erneut in Benutzung genommen zu sein.

In diesem Zusammenhang muß auf ein vernichtetes Gräberfeld am sog. Gesundbrunnen halbwegs zwischen Altenhagen und Olber a. w. W. hingewiesen werden. Nach W. Flehsig<sup>5)</sup> sollen einer mündlichen Überlieferung zufolge Hügelgräber im Felde oberhalb der Quelle gelegen haben. Das Wasser des Gesundbrunnens hat in den umliegenden Dörfern zu Heilzwecken seit dem 18. Jhd. eine besondere Rolle gespielt.

Das Grab im Forstort Landwehr und eines auf dem Hasselberge führt uns in den bedeutenden Fundraum der Sukopsmühlen östlich von Salzgitter-Lichtenberg, aus dem in den vergangenen Jahren wertvolles Material geborgen wurde. Beide Gräber können nur als die Reste von Begräbnisplätzen angesehen werden, die noch näher erschlossen werden müssen. Neben dem Grab auf dem Hasselberge wurden mehrere vorgeschichtliche Scherben gefunden, die zu einer Zeitbestim-

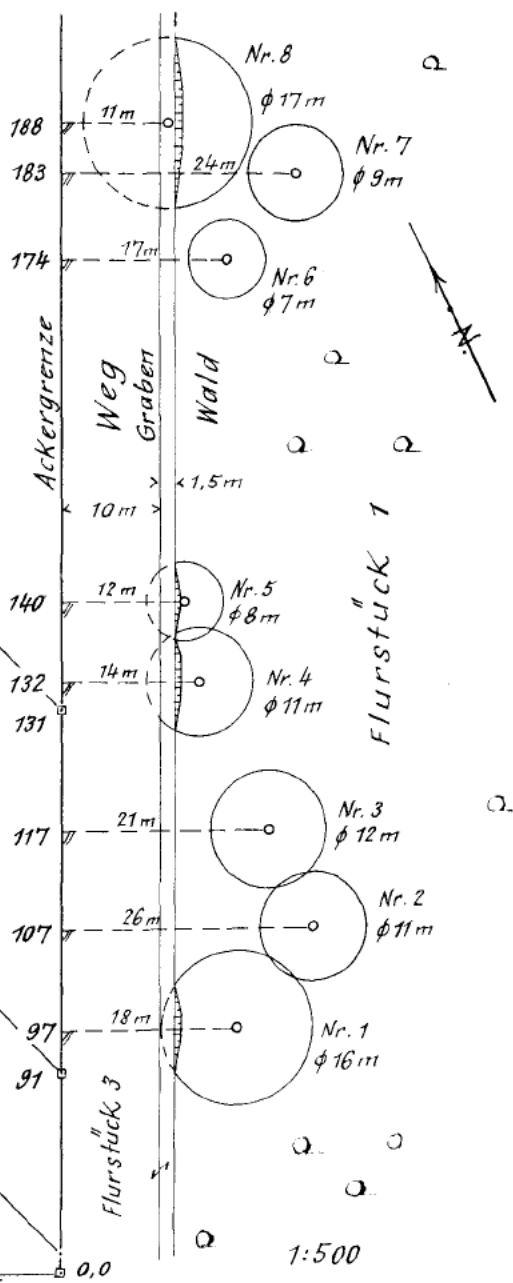
mung leider nicht charakteristisch genug sind. Immerhin ist damit der erste Friedhof unmittelbar neben den Sukopsmühlen entdeckt. Um einen solchen muß es sich gehandelt haben, da die Sukopsmühlen nachweislich zu den mehrfach besiedelten Plätzen bei Salzgitter-Lichtenberg zählen.

Betrachten wir die Wahl des Platzes, so ist zu erkennen, daß er sich von Natur aus anbot. Westlich davon lagen die Siedlungen am Jödebusch, am Heyhan und an der Unteren Sukopsmühle, aufgereiht entlang dem Mühlgraben. Herausgehoben über die Umgebung, in Sichtweite des Alten Weges, den wir bereits als einen vorgeschichtlichen Weg erkannten <sup>1)</sup>, lagen die Grabstätten.

Vergleichen wir die Lage dieses Platzes mit dem Gräberfeld im Lesser Holz und am Gesundbrunnen, so ergeben sich Übereinstimmungen. Alle drei Begräbnisplätze liegen auf höheren Punkten im Gelände, am Wasser und an alten Verkehrswegen, desgleichen die einzelnen Grabhügel im Forstort Landwehr und südlich des Krux-Berges.

Es sind nun kurz die Flurnamen an den bezeichneten Stellen zu betrachten, um festzustellen, ob hier noch Erinnerungen an die heidnische Zeit vorhanden sind. Für das vermutete Gräberfeld östlich der Oberen Sukopsmühle ist unter den vorhandenen Flurnamen keiner zu entdecken, der unmittelbar dazu in Beziehung stehen könnte. Beachtet werden muß der dreihundert Meter westlich auftretende Flurname „Jödebusch“. Dicht dabei befinden sich die festgestellten vor- und frühgeschichtlichen Siedlungen in der Nähe von Quellen und vom

Mühlgraben. W. Flechsig sagt darüber: „Der Name „Jödebusch-Spring“ für die Hauptquelle stellt diese volkskundlich in eine Linie mit den verschiedenen „Jödebrunnen“ bei Braunschweig und an anderen Orten, an denen vielfach die Sage vom Aufenthalt der ungeborenen Kinder im Wasser haftet. Der Namensbestandteil jöde — geht auf ein älteres joget



Lageplan der Grabhügel an der Nordwestseite des Lesser Holzes, vermessen von Stadtvermessungs-Oberinspektor Schmidt in Salzgitter



(1548) = Jugend zurück. Jödebrunnen sind also Jungbrunnen, die Jugendkraft und Gesundheit spenden" <sup>6)</sup>). Ferner sagt er, „es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der Jödebuschspring und das übrige Quellgebiet des „Heyhan“ ein germanisches Quellenheiligtum war“. Letzteres konnte bisher nicht nachgewiesen werden, ist aber durch die Siedlungsfunde wahrscheinlicher geworden. Was hier aber interessiert, ist der „Jungbrunnen“. Wie schon ausgeführt wurde, befand sich das nicht näher bekannte Gräberfeld westlich des Vorwerkes Altenhagen dicht am „Gesundbrunnen“. Diese Übereinstimmung wird nicht zufällig sein, denn bei vielen vorgeschichtlichen Gräbern gibt es Quellen, Teiche oder Bäche, deren Bedeutung auch für den Totenkult sehr wahrscheinlich ist.

In einem Aufsatz über den Hasen in den Flurnamen und im Volksglauben Ostfalens hat W. Flechsig 1956 darauf aufmerksam gemacht, daß nach seiner Überzeugung die in Ostfalen häufig anzutreffenden Hasen-Flurnamen ihren Ursprung meist „im Bereich des Übersinnlichen“ haben <sup>7)</sup>). Auf der Deutschen Grundkarte „Lichtenberg Neuer Hof“ ist 600 Meter nordöstlich des Grabfeldes im Lesser Holz ein Flurname „Hasenwinkel“ verzeichnet. Derselbe Flurname befindet sich nördlich des Bahnhofes von Salzgitter-Lichtenberg. Er mag hier unberücksichtigt bleiben, da er dicht am „Hasenbeek“ liegt und eine spezielle Untersuchung nötig wäre. Wann der Flurname „Hasenwinkel“ in der Nähe des Gräberfeldes auftritt, ist mir unbekannt. Jedenfalls müßte geprüft werden, ob er in neuer Zeit nach Nordosten „ausgewandert“ ist, wie das häufig zu sein pflegt, wenn die Überlieferung abreißt. So mag — um mit W. Flechsig zu sprechen — beim Gräberfeld im Lesser Holz aus dem aus mancherlei Gründen verehrungswürdigen Hasen heidnischer Zeit unter dem Einfluß des Christentums der „gespenstische“ Hase geworden sein.

Die Betrachtung über die Flurnamen kann mit dem Ergebnis abschließen, daß im Lesser Holz, westlich des Vorwerkes Altenhagen und an der Oberen Sukopsmühle Anhaltspunkte vorhanden sind, die Kultstätten oder Quellen auch im Zusammenhang mit dem Totenkult vermuten lassen. Zur Lösung dieser schwierigen Fragen oder annähernden Aufhellung alter Zusammenhänge bedarf es weiterer Forschungen.

Wo aber — so muß abschließend gefragt werden, liegen die eisenzeitlichen, insbesondere die Bestattungsplätze der Römischen Kaiserzeit? Wir müssen bei uns Brandgruben und Brandschüttungsgräber um Christi Geburt annehmen (wenn auch nicht ausschließlich), die unauffällig sind, da nach langjähriger intensiver Begehung zahlreicher Fundplätze nur immer Siedlungsfunde auftreten. Nach G. Stelzer setzt sich im westlichen Norddeutschland erst in der jüngeren Kaiserzeit die Urnenbestattung weitgehend durch <sup>8)</sup>). Brandgruben, Brandschüttungs- und Urnengräber können auf den festgestellten Plätzen mit Hügelgräbern vermutet oder doch in ihrer Nähe angenommen werden. Diese Annahme ist durchaus berechtigt, als ich beim Lesser Holz, südlich des Krux-Berges und an den Sukopsmühlen mehrfach besiedelte Gemarkungsteile bei den Hügelgräbern feststellte.

Aus der Untersuchung wird ersichtlich, wie mannigfach und zahlreich die Ergebnisse aus einem kleinen Gebiet sein können. Andererseits zeigen sich erhebliche Forschungslücken, deren Schließung weiterhin angestrebt werden muß.

## Literaturverzeichnis

1. W. Forche: Neue vor- und frühgeschichtliche Fundstellen am nördlichen Salzgitterschen Höhenzug. Braunschweigische Heimat, Heft 1, 1958. Wegen der Hügelgräber — außer denen am „Gesundbrunnen“ und dem östlich der Oberen Sukopsmühle — ist besonders die Karte zu vergleichen.
2. K. Kummer: Eisenzeitliche Siedlungen im Nordwestteil von Salzgitter. Nachr. aus Nds. Urgeschichte, Nr. 25, Hildesheim 1956, S. 11—55.
3. Ders.: Die Muschelkalkkrücken der Lichtenberge, Lebensraum steinzeitlicher Höhlensiedler. Braunschweigische Heimat, Heft 4, 1958.
4. Ders.: 100 Jahre Lichtenberg. Festschrift zur Hundertjahrfeier von Salzgitter-Lichtenberg. Salz.-Lichtenberg 1957.
5. Für einen Hinweis danke ich Herrn Dr. W. Flehsig vielmals.
6. W. Flehsig: Die Sukopsmühlen bei Lichtenberg und ihre Umgebung als Landschaftsschutzgebiet. Braunschweigische Heimat, 4. Heft, 1941.
7. Ders.: Der gespenstische Hase — Untersuchungen über den Hasen in den Flurnamen und im Volksglauben Ostfalens. Braunschweigische Heimat, Heft 4, 1956.
8. G. Steltzer: Bodenfunde der römischen Kaiserzeit aus dem westlichen Nordharzvorland. Phil. Diss. Göttingen, 1957.  
Dissertationsarbeit aus Nds. Jahrb. Bd. 30, 1958. S. 279—281.

## Der Immenzehnt

von Otto H a h n e

Die Erzeugnisse der Bienen hatten in früheren Zeiten eine weit größere Bedeutung für die Menschen als heutzutage und fanden für verschiedene Zwecke in den Haushaltungen eine wichtige Verwendung. Man schätzte den Honig nicht nur als Brotaufstrich, sondern gebrauchte ihn auch als einziges Mittel für das Süßen der Speisen oder die Herstellung von Honigbier (= Met), ehe in der Neuzeit der Rohrzucker tropischer Länder eingeführt wurde und seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts man aus den Zuckerrüben den viel verlangten Süßstoff zu gewinnen gelernt hatte. Als medizinisches Hausmittel diente ferner der Honig bei Erkältungen und gegen rheumatische Schmerzen; ja, er wurde sogar auf frische Wunden gelegt, um die Heilung zu beschleunigen und Infektionen zu verhüten.

Das Wachs hatte man nötig, um Wachslichte selbst herzustellen, die neben dem Olkrüsel besonders bei Festlichkeiten im Hause außer den weniger vornehmen Talglichtern angesteckt wurden. Vor allem die großen Altarlichter der Kirche aber wurden aus Bienenwachs angefertigt.

Daher legte man großen Wert auf die Aufstellung von Immenstöcken besonders in der Heidegegend, wo den Bienen das Einsammeln von Honig bis in den Herbst naturgemäß möglich war.

Auch von diesem Nebenzweig landwirtschaftlicher Tätigkeit erhob nun der absolute Staat in der Neuzeit seine Abgaben.

Wie in den Lößlandschaften in Ostfalen von den Zinsbauern eine Abgabe in Korn von den Grundherren eingezogen wurde, so mußten dagegen im Vorsfelder Werder einige der dort eingesiedelten Wenden eine geringe Ackerpacht teilweise in Wachs oder Honig an den Grundherrn besonders dann bezahlen, wenn die Kirche der Eigentümer von Grund und Boden war.

Mit der Einführung des Christentums wurde von der fränkischen Staatsgewalt der Zehnte von sämtlichem Korn und Gemüse der Kirche für ihre Zwecke überwiesen. Er wurde dann allerdings oft verleht und ganz vergeben für irgendwelche Leistungen an die Landesherrschaft und adlige Familien. Wegen der sicheren Erträge wurde er schließlich als Handelsobjekt zu einer beliebten Kapitalanlage, die sehr gesucht war und auch von den reichen Bürgern der Städte in Anspruch genommen wurde.

Einen weiteren Zehnt beanspruchte sodann der Landesherr von allem Großvieh bis zu den Hühnern und Gänsen in den bäuerlichen Wirtschaften, den sogenannten Fleischzehnt — weiter den Wockenzehnt vom Flachs und den Pfefferzehnt.

Bei solcher Lage der Dinge ist es daher nicht verwunderlich, daß besonders in den Heidegegenden, wo manche Höfe ihre eigene Immenlacht haben wollten, auch von der Immenhaltung der Immenzehnt, von dem bisher nichts bekannt war, als staatliche Steuer erhoben wurde.

Im Fürstentume Braunschweig-Wolfenbüttel, in dem die Immenhaltung augenscheinlich zu unbedeutend war, um nennenswerte Steuererträge erzielen zu können, ist kein Immenzehnt erhoben, anders jedoch war es im Amte Campen, das ja bis 1706 unter Cellischer Hoheit stand. Durch Landtagsabschiede wurde im Herzogtume Celle nämlich mehrfach der Immenzehnt festgelegt. So waren nach dem Landtagsbeschluß in Celle vom Jahre 1628 von jedem Stock Immen 2 Schilling zu erheben und wurde besonders verboten, daß die Beamten und Vögte drei Schilling und noch darüber einen Dreyer nehmen durften. Die ersten Eintragungen über den Immenzehnt sind aus dem Jahre 1585 bekannt (G. Alt Abt. 8 Campen Gruppe 30, Nr. 4 und 31 Nr. 3. Niedersächsisches Landesarchiv Wolfenbüttel.)

Sehr groß war die Zahl der Zehntpflichtigen jedoch niemals, etwa 8—15 waren es jährlich im Amte Campen. Als Imker wurden genannt: Schlächter, Altväter, Anbauer und Brinksitzer, also alles Leute, die durch Bienenzucht zu ihrem schmalen Einkommen noch etwas Geld hinzuverdienen wollten, aber keine Hofbauern. Küster und Schulmeister waren jedoch frei von dieser Steuer, wenn sie auf den zu ihrem Dienste gehörigen Stätten die Bienen stehen hatten, sonst zahlten sie wie andere auch.

Dieser Immenzehnt wurde meist nicht in natura gezogen, sondern von jedem Stock jährlich 2 Schillinge, und zwar nach Jacobi gezahlt, jedoch sind im Jahre 1671 auch 5 Stock Bienen zu je einem Taler an das Amt Campen abgeliefert. Im Jahre 1778 wurde von jeder Immenlacht ein Korb mit Bienen abgegeben und im folgenden Jahre je ein Taler. Dieser Zehnt ist stets den Amtsmännern in Campen mitverpachtet, jedoch beanspruchten die Herrn von Veltheim den halben Zehnt in Gardessen für sich.

Wenn fremde Bienen auf das „Gebümde“ ins Amt Campen gebracht wurden, mußte von jedem Stock oder Korbe 1 Groschen oder 9 Pfennig Import bezahlt werden. Von ausländischen Bienen, wenn solche die Zollstätte passierten, wurden 8 oder 6 Groschen und von inländischen 2 Groschen oder 18 Pfennig Zoll für jedes Fuder entrichtet.

„Indessen gewinnen“, so sagt ein Bericht, „die Bienen dadurch Vorteil, daß sie im Frühjahr und Vorsommer von allen Baumblüten, Wiesen, Holzungen, Feldern und Kräutern hiesiger Gegend eintragen und dann mit denen der Heidkers noch



die Heidekräuter genießen, denn im Sommer werden die Immen von den hiesigen Feldmarken weg in die Heide verbracht."

Wegen der Kriegsunruhen im Dreißigjährigen Kriege und wegen der Belagerung Wolfenbüttels 1641/42 wurde überhaupt kein Immenzehnt im Amte Campen angesetzt. Weiter wurde mehrmals kein Immenzehnt gezogen, weil die Immen nicht wohl gewesen oder weil nur ganz wenige Stöcke vorhanden waren und die Leute keine neuen Immen angeschafft haben. Weil im Jahre 1776 die Bienenzucht schlecht geraten war, wollten die Imker sie lieber aufgeben, als den Zehnt bezahlen, daher ist die Bienenzucht das Jahr ohne Abgift geblieben.

Wenn mehrere Jahre keine solche Abgaben gezahlt waren, glaubten die Imker, inskünftig frei davon zu sein. So behaupteten im Jahre 1612 die Männer und Imker von Lehre, Boimstorf und Rothencamp, „daß sie denn eine Imme von altersher nicht zu geben schuldig gewesen und auch keine Zehntimmen“ abgegeben hätten. Das Amt Campen wies jedoch aus seinen Registern nach, „daß noch jetzt bis auf diese Stunde und so vor 70 und bei 80 Jahren jährlich eine Zehntimme gegeben war oder dafür eine sehr geringe Müntz."

Im Jahre 1799 wurde dann aber dieser Zehnt den Pflichtigen ad dies vitae (= auf Lebenszeit) vom Herzoge erlassen, da er ja auch nicht viel einbrachte. Jedoch verlangte man von den früheren Zehntnern, daß sie das Recht des Staates auf solchen Zehnt anerkennen mußten. — Seitdem wurde der Immenzehnt in den Amtsakten nicht mehr erwähnt und nach der französischen Besetzung des Landes 1806—1813 nicht wieder aufgenommen.

Man sieht aus diesem Beispiel, wie der steuerbedürftige Staat der Neuzeit überall bestrebt war, sein Steueraufkommen zur Bezahlung der modernen Staatsverwaltung und des stehenden Heeres zu erhöhen und auch kleinste Beträge einzuziehen. Großen Gewinn brachte ihm dieser Immenzehnt nicht, und man erkannte dann auch, daß er recht viel Schreibarbeit notwendig machte, sehr unsicher in seinen Erträgen war und manchen Ärger bei den Besteuerten erregte. So ließ man ihn einschlafen, noch ehe die Anschauungen des neunzehnten Jahrhunderts andere ähnliche Kleinsteuern beseitigten.

## *Nadelholz im Elm*

von Kurt Schmidt

Wie bereits in einem früheren Aufsatz (Braunschweigische Heimat 43. Jahrg. 1957 S. 108 ff.) dargelegt, war der Elm ursprünglich ein reines Laubholzgebiet, in dem Eiche und Buche vorherrschten. Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts begann das Nadelholz seinen Einzug zu halten und zwar ausschließlich durch menschliche Einwirkung. So wurden die ersten Fichten und Kiefern etwa 1715 im Forstorte Hainenholz gepflanzt, in dem sich nach einer Forstbeschreibung von 1748 ein Tannen- (d. h. Fichten-) und ein Führen- (d. h. Kiefern-) Kamp befanden, „worin junge Tannen 20—30 Fuß und junge Führen 15—20 Fuß lang stehen“. Neben diesen Holzarten fand auch die Lärche Eingang. Darüber hat Rudolf Paes im 44. Jahrgang (1958) der Braunschweigischen Heimat auf S. 56 ff. berichtet.

Alle diese Nadelholzanbauten wurden als Versuche zunächst nur auf kleineren Flächen ausgeführt, den sogen. Fichten- bzw. Lärchenkämpfen, zumal für den Elm

als Brennholzlieferant eine stärkere Beschränkung des Laubholzes nicht vertretbar erschien.

Erst im 19. Jahrhundert mit dem Beginn einer intensiven Forstwirtschaft, die als Erbe einen durch Übernutzungen infolge planloser Wirtschaft, Krieg, Feindbesatzung u. a. devastierten Wald übernommen hatte, begann etwa um 1820 das Interesse am Nadelholz stärker zu werden. Die Versuchsanbauten des 18. Jahrhunderts hatten sich bewährt bzw. boten eine Grundlage für die Beurteilung weiterer Anbauten. Im Zuge der Einschränkung bzw. Ablösung der Waldberechtigungen, insbesondere der Waldweide, fielen die Fesseln einer geordneten Wirtschaft, große Räumden, Weideflächen und Triften mußten wieder in Bestockung gebracht werden. Dazu erschien besonders das in seinen Standortansprüchen genügsamere und gegen Schäden wie Frost, Trocknis u. a. unempfindlichere Nadelholz geeignet. Im Zuge der weiteren Entwicklung wurde vor allem auch die höhere Massenproduktion ein maßgeblicher Faktor.

Für den Elm wurde der Nadelholzanbau 1838 durch eine Verfügung der Herzogl. Kammer angeordnet, wonach kleine Fehlstellen im Buchenjungwuchs mit Fichte u. a. Nadelholzarten ausgepflanzt werden sollten. In den Pflanzgärten wurden anstatt Eichen und Buchen nunmehr Fichten und Lärchen nachgezogen. Als das Pflanzmaterial jedoch zur Auspflanzung kommen sollte, erhoben die Oberforstbeamten und Revierverwalter Einspruch. Der Forstmeister Uhde in Königsutter wollte neben waldbaulich-fachlichen Bedenken „den schönen Elm als reines Buchenrevier erhalten“. Als einziges Nadelholz ließ er die Lärche, allerdings in bescheidenem Umfange, gelten, im übrigen sprach er sich für Eiche und Buche, neben Ahorn und Esche aus. Da keine Einigung zu erzielen war und auch innerhalb der Kammer Meinungsverschiedenheiten auftraten, wurden die in Königsutter bereits vorhandenen 700 000 Fichtenpflanzen verkauft und die Ergänzung der Buchenverjüngungen auf Auspflanzung mit Lärche beschränkt.

Das erforderliche Lärchensaatgut kam meist aus dem Harze, so bestellte Forstmeister Uhde 20 Pfd. Lärchensamen in Seesen, 1839 wurden von dort 40 Pfd. geliefert. Vor allem in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nachdem 1854 die Auspflanzung der Buchenverjüngungen besonders mit Lärchen und zwar 75—150 Stück je ha angeordnet war, begann man im großen Umfange planmäßig alle geeigneten Flächen mit Lärchen zu durchpflanzen. Wenn sich von diesen Anbauten häufig nicht allzuviel erhalten hat, so liegt der Grund vor allem in einer zu späten Auspflanzung, da die Lärche die erwartete Raschwüchsigkeit nur in der Jugend beibehielt, aber später von der Buche eingeholt und überwachsen wurde. Die Blößen bei Langeleben und Groß Rhode wurden durch streifenweise Pflanzung von Laub- und Nadelholz aufgeforstet, wobei neben der Lärche auch die Fichte Verwendung fand.

Eine stärkere Welle des Nadelholzanbaues, die in der Folge größere Flächen des Elms erfaßte, setzte etwa 1860 ein. Der gesteigerte Nutzholzverbrauch infolge der sich anbahnenden Entwicklung vom Agrar- zum Industriestaat und der Zunahme der Bevölkerung, das Vordringen der Steinkohle und später vor allem der Braunkohle ließen die Verwendung der Buche als Brennholz im seitherigen Umfange auf die Dauer problematisch erscheinen. Zudem galt es, in kürzerer Zeit als bisher größere Holzmassen für den aufnahmefähigen Markt zu erzeugen, alles Gründe, die für eine stärkere Beteiligung des Nadelholzes am Waldaufbau sprachen. Die Forstverwaltung, insbesondere der Kammerrat und Hofjägermeister

Freiherr Hans v. Veltheim-Destedt sowie der Kammerrat Uhde, sah diese Entwicklung voraus und ordnete daher 1866 die grundsätzliche Nachzucht von Laub-Nadelholzmischbeständen bzw. die Umwandlung geringwüchsiger Laubholzbestände in Nadelholz an. Allerdings sollte die Beimischung im Elm zunächst nur insoweit erfolgen, als dadurch der Charakter eines Buchenbestandes nicht beeinträchtigt wurde. Reine Nadelholzbestände wurden daher anfangs nur auf angekauften Ackerflächen bzw. auf ehemaligen Hudeflächen angelegt, wie z. B. 1871 im Kreithorn.

Erst nach 1890 begann unter dem Gedanken einer gesteigerten Rentabilität auch im Elm die Umwandlung geringwüchsiger Laubholzbestände in Nadelholz, vor allem in Fichte, zumal die Fichtenbestände in der Destedter Gutsforst wie in der Genossenschaftsforst Esbeck sich vorzüglich entwickelt hatten. Damit löste die Fichte jetzt auf größeren Flächen die Buche ab. Während z. B. im Forstort Schöningen die Fichte im Jahre 1906 rd. 13 % der Fläche einnahm, waren es 1937 bereits rd. 20 %.

Wie Wald und Waldwirtschaft nicht nur von rein forsttechnischen Entwicklungen und Überlegungen abhängig sind, sondern wie sich allgemein wirtschaftliche und politische Einflüsse oft erheblich auswirken, hat die jüngste Zeit gezeigt. Jedem sind wohl noch die Jahre der Brennstoffknappheit vor der Währungsreform in Erinnerung, als für die Versorgung der Großstädte nicht die erforderliche Kohlenmenge bereitgestellt wurde bzw. werden konnte. Wieder einmal wie vor 100 Jahren war der Elm der Brennholzlieferant. Außerordentliche Brennholzmengen, 120 000 rm je Jahr allein für die Stadt Braunschweig, dazu etwa die gleiche Menge für die den Elm umgebenden Dörfer, mußten einige Jahre lang angeliefert werden. Dieser plötzliche Bedarf konnte nur durch Kahlabtrieb alter Buchenbestände erfüllt werden, die Folge war, daß sich diese Kahlflächen mit übermannshohem Graswuchs überzogen und eine Wiederaufforstung mit Laubholz infolge der Schwierigkeiten, der enormen Kosten und der Gefährdung durch Frost, Mäuse u. a. nur auf einzelnen Flächen möglich war. Diese Wunden am Walde vermochte nur das Nadelholz in relativ kurzer Zeit zu schließen, und so fielen im Zuge der späteren Wiederaufforstung große Kahlflächen der Fichte bzw. der Lärche zu.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß die Bestrebungen der Forstwirtschaft ausgangs des vorigen Jahrhunderts, durch Anbau ausländischer Nadelholzarten die Massenleistung des Waldes zu steigern, auch am Elm nicht spurlos vorübergegangen sind. Aus dieser Zeit stammen die Weymouthskiefern (Stroben) meist als Auspflanzung von Lücken in den Buchenverjüngungen sowie die meist reinen Bestände von japanischer Lärche (z. B. bei Groß Rhode) und die Douglasien. Diese Holzarten haben allerdings im Gegensatz zu der Fichte und der Lärche das Waldbild des Elmes nicht merklich zu ändern vermocht.

## *Aus dem alten Räbke*

### **10. Tod und Begräbnis**

von Karl Böhme

Bei Todesfällen nahmen die alten Räbker die Gelegenheit wahr, das Andenken der Gestorbenen in würdiger Weise aufrechtzuerhalten. Der Todesfall war im allgemeinen mit einer großen Feier verbunden. Das war jedoch nicht bei stillen Beerdigungen so, jedoch mit Hinsingen und Leichenpredigt. Hierzu wurden die Kinder der ersten Klasse aufgeboten, wenn man sich zeigen wollte, auch aus der



zweiten Klasse. Einige kamen mit dem Kantor auf den Hof. Dann gab jeder dem Kinde einen Mariengroschen. Auf dem Hofe des Trauerhauses wurde zunächst ein Begräbnislied gesungen von den Kindern und dem Gefolge im Hause. Da war es dann für den Kantor schwer, den Gesang zu leiten. In dem Zuge waren dann die Kinder vor dem Sarg, vor ihnen der Kantor. Sie sangen auf der ganzen Strecke vom Hofe bis zum Begräbnisplatz. Manchmal waren sie jedoch voraus, wenn die Träger Halt machen mußten, und die Kinder von Leuten zum Stehen gebracht werden mußten. Am Grabe wurde wieder gesungen. Nun wurde das Grab zugeworfen und der Hügel darüber fertiggemacht, während es zum zweiten Male läutete zum Gang in die Kirche, an der das ganze Gefolge teilnahm. Zuerst gingen alle um den Altar, dann auf die Plätze. Es war Mode, daß die Hinterbliebenen überall ihre Trauer zeigten, so saßen sie in der Kirche, den Kopf auf die Arme gelegt. Der Pastor ging nie mit zum Grabe. Er predigte dann von der Kanzel. Kränze wurden nicht geschenkt. Großes feines Laken wurde den Großen beim Hinaustragen über den Sarg gelegt, die Enden vorn und hinten um das Bahrende geschlungen. Solche *Liklâken* waren auf jedem Hofe, auch bei kleinsten Leuten, in einzelnen Fällen bis zu 24 Ellen lang, vorhanden. Bei Unverheirateten und kleinen Kindern wurden für Mädchen Kronen aus Grün mit Papier, für Knaben 4 Fackeln, den Stab mit Grün umwunden, oben mit Papier durchflochten an das Grab gesteckt. Die Kronen wurden von den „Kronenmädchen“ getragen. Sie mußten mit zum Grabe gehen und blieben, wenn die anderen zur Kirche gingen, zuerst noch schwarz gekleidet am Grabe zurück und befestigten die abgenommenen Kronen darauf. Dann erst gingen sie in die Kirche nach. Die Gevattern schenkten wohl teure Kronen, die vielfach auf einem Bört in der Kirche zunächst noch aufbewahrt wurden. Als die Kronen abkamen, etwa 1883, wurden die Kronenmädchen zunächst noch beibehalten, sie mußten die Kränze tragen. Das Grabgefolge steckte sich Rosmarienstengel an, die im Garten gezogen waren. Früher folgten die Frauen dem Sarge, um dann vom Grabe mit in die Kirche zu gehen. Beim Folgen und in der Kirche hielten sie ein weißes Tuch vor das Gesicht. Volltrauer war für Frauen zu schwarzen Röcken weiße Schürze, weißes Tuch, weiße Spitze vor der Mütze, die an der Seite tiefer herabhing (Bänder schwarz). Dann Übergang: Tuch schwarz und weiß geblümt. Nach der Beisetzung ging das Gefolge mit Trägern, auch dem Altarist, der mitgeläutet hatte, um den Altar, um für den Pastor zu opfern und für den Kantor an dem Pfeiler westlich davon, an dem dafür ein kleines Brett befestigt war. Beerdigungen wurden gern auf den Sonntag gelegt.

Geläut bei Todesfällen: Sterbeschauer um 9 Uhr vormittags dreimal je 8 Minuten. Bei Kindern zuerst und zu zweit mit der kleinen Glocke, zu dritt mit beiden Glocken. Bei Erwachsenen über 14 Jahren zuerst und zu zweit mit der großen Glocke, zu dritt mit beiden Glocken. Bei Beerdigungen zwei Schauer, das erste beim Fortgange vom Sterbehaus, und zwar wird der Sarg nicht eher aus dem Hause getragen als das Geläut angefangen, zweitens nach der Beendigung der Liturgie am Grabe, beziehungsweise nach Herablassen des Sarges. Früher mußten außer den Trägern die von der Totenfrau Bestellten Folge leisten. Diese gingen auch mit ins Sterbehaus. Jetzt wird allen angesagt, niemand wird genötigt. Nur die Träger werden bestellt. Diese folgen unmittelbar hinter dem Leichenwagen. Daneben oder dahinter die Totenfrau. Hinter den Trägern die nächsten Angehörigen und der Pastor, wenn der dabei ist. Bei Erwachsenen waren die Träger gewöhnlich Nachbarn oder sonst Gleichstehende, bei jungen Eheleuten junge Ehe-

männer, bei Kindern junge Leute. Wenn der Verstorbene Mitglied des Gesangsvereins war, singt dieser am Grabe, wenn er im hiesigen oder einem anderen Landwehrverein war, so stellte dieser die 8—10 Träger, die jedoch erst aus dem Gefolge heraustreten, wenn der Sarg hinausgebracht wird, und die dann zu je 4 oder 5 an den Seiten des Leichenwagens oder dahinter gehen. Vor dem Wagen gehen 8 Mann mit Gewehr über, das Seitengewehr aufgepflanzt, ganz vorn 2, dann Musik von 6—10 Mann, dann zweimal 3, daneben mit gezogenem Säbel und blauer florumhüllter Schärpe, umschlungen wie der Gürtel, der „Offizier“. Die übrigen folgen hinter dem Gefolge mit der Fahne. Alle mit Käppi, wie hier von der Landwehr getragen wird. Wenn die Angehörigen auf die Musik verzichten, erhalten sie 30 Mk. vom Landwehrverein, sonst 15 Mk. Wenn der Verstorbene vor dem Feinde gestanden hat, wurden drei Salven über das Grab abgegeben. Wenn die Liturgie zu Ende war, folgte Gesang. Wenn der Sarg hinabgelassen werden sollte, wurde das Gewehr präsentiert mit Musik. Nach der Liturgie wird vom Gesangsverein ein Lied, etwa drei Verse, gesungen. Nach Gottesdienst bei Beerdigungen ging das Gefolge zurück zum Trauerhause zur „Graft“. Nachdem sich wohl zu Hause ein jeder umgezogen hatte zum Leichenschmaus, gab es im allgemeinen Fleischsuppe mit Klößen und Rindfleisch mit Kartoffeln. Broihahn wurde dazu getrunken, Kanne und Krüge umhergereicht, den Trägern, die nicht zurückkamen, Reisbrei ins Haus geschickt. Arme Kinder holten sich „Bierlücke“.

Früher wurden auf den Sarg 2 Lichter gestellt, die nach dem Fortbringen des Sarges nicht ausgelöscht werden durften, sondern zu Ende brennen müssen. Im übrigen war es üblich, daß beim Todesfall die Fenster dauernd geöffnet gehalten wurden. Das ist jetzt noch, aber ohne abergläubische Bedeutung, nur der frischen Luft wegen. Auch war es üblich, daß die Angehörigen geraume Zeit nicht zur Kirche gehen. Die Männer kommen jedoch meist früher wieder als die Frauen. Auf dem ältesten Friedhofe hatte jede Familie eine eigene Stelle. Es wurden dort immer wieder die Gräber gemacht. Dabei wurden auch oftmals Überreste gefunden. Als ein Stück dazugenommen wurde vom Vorwerksgarten, wurde angefangen, in Reihen zu begraben. Als dann ein zweites Stück dazukam, wurde ein Totenwagen angeschafft, weil nun eine Zufahrt möglich war.

## *Wie man lästige Mieter loswerden kann*

*Ein Beispiel für Zauberglauben der Gegenwart*

von Heinz-Bruno Krieger

Die ansteigende Wohnungsnot, bedingt durch die Zuwanderung vieler Evakuierten aus dem Rheinland und dem Ruhrgebiet in den Jahren 1943—1945; die Unterbringung der Ausgebombten, besonders aus der Stadt Braunschweig nach dem Totalangriff vom 14. Oktober 1944 und der Zustrom der vielen Flüchtlings- und Vertriebenenfamilien aus den Ostgebieten nach 1945 brachten auch in der Stadt Königsutter einschneidende Änderungen in den Wohnverhältnissen<sup>1)</sup>, die oft, trotz gegenseitigen guten Willens, nicht immer zur Zufriedenheit der Beteiligten geregelt werden konnten. So ergaben sich zwangsläufig Spannungen, die unter normalen Verhältnissen und zu normalen Zeiten niemals möglich geworden wären.

Wie anormal diese zeitbedingten Zustände oft ausarteten und wie widersinnig oft eine Lösung erstrebt werden sollte, ersieht man aus folgender wahren Begebenheit, die sich erst 1955/57 in Königslutter zutrug und ihre Veranlassung aus obigem Bevölkerungszuwachs findet<sup>1)</sup>.

Frau B. war Eigentümerin eines kleinen Grundstückes an der Helmstedter Straße in Königslutter, das ihr Großvater vor ungefähr 100 Jahren neu bebaut hatte. In dem Hause, das vorher nur von Frau B. allein bewohnt worden war, fand nun eine Flüchtlingsfamilie Unterkunft, mit der Frau B. zunächst in bestem Einvernehmen lebte. Dieses Verhältnis wurde nun aber gestört, als im Laufe der Zeit noch andere Personen in dieses Haus eingewiesen worden waren. Zwischen den Wohnparteien entstanden Auseinandersetzungen, die in Zank und Streit ausarteten. Räumungsklagen, Gerichtsbeschlüsse, die auf Grund der herrschenden allgemeinen Wohnungsnot nicht erfüllt werden konnten, gaben unerträgliche Unstimmigkeiten, die nun Frau B. veranlaßten, zur Selbsthilfe zu greifen. Schon lange beschäftigte sich Frau B. mit allerlei Dingen, die sie mit einem Mantel des Geheimnisvollen umgab. Sie stand in dem Rufe, mehr zu können als gewöhnliche Menschen, und hielt auch nicht damit hinterm Berge, für allerlei Gelegenheiten und Zufälle Hilfe zu wissen. Oft ließ sie durchblicken, im Besitz des geheimnisvollen 6. und 7. Buches Mose zu sein.

Frau B. kam nun nach Frau D.<sup>2)</sup> und frug diese, ob sie ihr nicht alte Glascherben, die von einem zerbrochenen Fenster herstammten, geben könnte, da sie diese dringend benötige. *„Ick låte se vonnen afnehmenden Månd beschienen un bespråke se denne. Dann gråwe ick då Scharben, då ick vorhår noch lüttich ekloppet hewwe, um Middernacht unnern Fenster bi K.s in, åwer nadürlich allet stillschwiegend. Denn mött se ruter, op se wüllt oder nich, se hett denne kaine Rauhe mehr.“*

Frau D. war sehr erstaunt, und hierauf erklärte Frau B. *„Dat hewwe ick bi R.s 'emåket, un då moßten ok ruter!“*

Die Familie K. ist bald darauf tatsächlich nach Wolfsburg verzogen<sup>3)</sup>. Frau B. mußte aber ebenfalls wenig später zwangsweise das Haus verlassen, da dieses inzwischen schuldenhalber zwangsversteigert worden war und den Besitzer gewechselt hatte.

Frau D. meinte dazu: *„Dat Glås hat ok då ole B'schen öhr Glücke kaputte schnedden<sup>4)</sup>. Op sau wat rauht kain Glücke un Såjen!“*

<sup>1)</sup> Königslutter hatte 1939 = 5860, 1946 = 8639, 1950 = 9105 Einwohner, die 1946 noch in 1630 Wohnungen, 1958 (bei 9009 Einwohner) in 2267 Wohnungen lebten. Im Durchschnitt sind in den letzten neun Jahren 50 Wohnungen jährlich gebaut. Bei gleichbleibenden Verhältnissen wäre die Wohnungsnot in 10 Jahren behoben.

<sup>2)</sup> Aus erklärlichen Gründen werden die Familiennamen nicht genannt, da die beteiligten Personen noch am Leben sind.

<sup>3)</sup> In der Zeit nach 1951 fanden viele Einwohner aus Königslutter Erwerbsmöglichkeit im Volkswagenwerk Wolfsburg, so daß viele Familien nach dort umsiedelten.

<sup>4)</sup> Im Volksmunde geht auch hier der Glaube bei den Polterabenden, vor der Hochzeit kein Glas zu zerschmeißen, da dieses das junge Eheglück zerschneiden würde. Aus diesem Grunde wird nur Porzellan zerschmissen. Findet man dennoch Glasscherben von Flaschen usw. bei dem Klapott, so ist man gewiß, daß dieses ein Übelgesonnener geworfen hat und man sucht es schnell heraus, ehe es jemand gesehen hat.



# *De Herschhiernfänger Swarte,*

**'ne Vertellije iut Langessen (Langelsheim)**

von Werner Bente

Fewerwar, se säen 'er froiher Hornunge tau, was sau za-imlich te Enne, de Sna-i was ba-inäe wech, un de Hersche harren iehre Jewaihe awwesmetten. Dat wußte uek de Hüttenmann Andrais Swarte, dai uele „Herschhiernfänger“.

Se säen in'n Dörpe, et wären all 'n paar Stangen efunnen, un niu konn' et Andrais nich miehr iuthuelen, hai moßte uek lues un wecke soiken. Dai beste Dach was de Hillije Fra-idach, wo nich 'earbait't word un hai nich nâ 'r Hitte briuke.

Hai stuek seck en Froihstücke un 'n littjen Sluck in de Ficke un tippele lues. In'n Pâpendåle un an'n Beckerbarje was noch nist lues, då saiten kaine Hersche; åwer då, wue de Grimmbarje an'n Sangenbarje stött, då woll 'e woll all wat finnen. Gråde då boben was 'ne Wäterstidde, un dat ierste Grås fong an tau groinen, un då gaff et de ierste Äsunge.

Hai briuke nich lange tau soiken, då fund hai all 'ne Stange. Un wat fuer aine! „Kronenzehner“! Junge, wat 'en Ding dat was. Un wat jift Gott tau daun? Knappe tain Mieter davon lach all dai andere, dai dertau passe.

Andrais was kainen Dummen. Hai „sichere“ nâ allen Sa-iten, un as de Luft raine was, namm hai se up. Jâ, åwer nie? Herschhiern soiken un ba-iholen was verbo'en. Disse wolle hai åwer jærne ba-iholen. Hai versochte tauierst, dai baiden Stangen mit dän Uegensprossen seck umme 'n Hals tau hängen un under 'n Rock tau knöpen. Åwer dai Bråken wären sau lang, dat dai witten Tacken von der Krone under 'n Rocke wechkaiken. Sau ging dat nich. Hai verstuek se deswåjen in der Dickunge, blaif sau lange in'n Holte, bet et schummerich word, un sliepe se denn nâ Hius. Dâe laigen se up 'en Schappe in der Stiuwe, wail hai nich wåge, se ba-i Gläsenäre upsetten tau låten.

Wa-i dat niu sau is, — hai froie seck bannich, wa-ise se sa-inen Frünnen, un et spruek seck herumme, wat hai efunnen harre. Aines Dages kummt deck de Föster un secht: „Sagen Sie mal, Sie haben da ein paar kapitale Stangen gefunden, kann ich die mal sehen?“ Andrais versochte ierst te laijen, åwer de Föster lait nich nâe, un hai kraich se här. „Ja“, säe de Föster, das sind die Stangen von meinem kapitalen Zehner aus meinem Revier, den ich schon jahrelang hege und im Herbst schießen wollte; die müssen Sie herausgeben.“ „Nâ“, secht Andrais, „dai hewwe eck in'n Preußischen efunnen, un darumme kann eck se ba-iholen, dai kra-iget Sei nich.“ Se kaimen nich owerain, un de Föster ging wech. Nâ 'n paar Dågen kamm hai wedder mit dän Schandarre, eck glöwe, et was dâmåls Becker, un hai stelle wedder sa-ine Forderunge, åwer Andrais gaff se nich här. De Folge was: Lokaltermin!

De Dach word festesett, un hai moßte mit 'n Föster un 'n Schandarre lues. Niu wußte Andrais åwer, wue de praußsche Grenze was, un hai dachte, jeck sall de Foß wat flaitjen, meck snappet ja-i nich! Sai jingen et Pâpendål herup, nâ 'n Sangenbarje, an'n Hilmschen Dåle entlang, an'n Dreckwåge vorba-i un kaimen nâ'n Lindålskoppe, wo de Grenze is. Da sind Staine esett't, dai up ainer Sa-ite HB (Herzogtum Braunschweig) un up 'r anderen en Wulfsangel (Preußen) wa-iset. Dâ secht de Föster taun Schandarre: „Hier darf ich nicht mehr mit, hier ist mein Gebiet zu

Ende, gehen Sie nur allein weiter mit Herrn Schwarze!" Gärnich wa-it hinder der Grenze was uek sau'ne groine Stidde, wo uek all en betten Gräs wassen die, un da sâe Andrais: „Saiht Se, Herr Becker, ha-ier hewwet se 'läjen, ha-ier hat de Hersch sa-ine Stangen hennesliepet, ha-ier hat hai se awwesmetten.“

Tuijen wâren kaine dâ. Se mößten glöben, wat Andrais vertelle, un hai konne sa-ine Stangen ba-iholen. De Dreßlâr Glâsenâr hat se 'ne uppesettet, hai hänge se in der Visa-itenstiuwe up, un as eck se meck emâl ankaik, dâ sâe hai: „Saiht Se woll, anneschetten heww' eck se doch!“

## Der Flurname „Heerweg“ in Ostfalen

von Albert Hansen - Ostfalen

Auf alten Flurkarten findet sich oft in Ostfalen ein *Heerweg* eingetragen. Dieser Flurname wird in den Dorfchroniken und Flurgeschichten gern mit der *Heerstraße* gleichgestellt. Schon ranken dann phantasievolle Erzähler die kriegesrlichsten und blutigsten Märchen um diese friedlichen Wege.

Friedlich sind diese Wege in der Tat! Sie haben nichts gemein mit der alten Heerstraße, auf denen viele Jahrhunderte hindurch der ungeordnete Tritt der Landsknechte, der Gleichschritt friderizianischer Grenadiere und napoleonischer Garden widerhallte, auf denen der Troß der Schweden und der Kaiserlichen langsam alles verwüstend dahinzog, auf denen die alten Kanonen und Mörser schwerfällig rasselten oder im grundlosen Moraste stecken blieben, auf denen die flinken Kosacken und die Lützowschen Freischaren dahinpreschten. Die friedliche Bedeutung unserer „Heerwege“ erkennt man, wenn man ihre mundartliche Form beachtet. Sie lautet *Höerweg*.

*Höerwege* gibt es in vielen Dorfgemarkungen des östlichen Ostfalen. Nicht immer sind sie als Flurnamen erhaltengeblieben. Oft aber auch ist der Begriff *Höer* noch anderen Flurstücken zur näheren Bezeichnung hinzugefügt worden. So gibt es in Eilsleben eine *Heerwiese* (plattdeutsch *Höerwiesche*), und zwar an einer Stelle, an der wirklich nie eine Heerstraße hat entlangführen können. Sie ist jetzt zum großen Teil von dem hohen Damm der Schöninger Bahn verschüttet worden und verschwindet damit aus dem Gedächtnis.

Diese Wiese, ein Stück unveräußerliches Gemeindeland, bekam der jeweilige Dorfhirt zur Benutzung als Entgelt für seine Tätigkeit. Auch das Hirtenhaus, *Höerhus*, gehörte der Dorfgemeinde. Größere Orte hatten mehrere Hirtenhäuser, eins für den *Kauhhöer*, eins für den *Schaphöer* oder kurz *Schâper* und eins für den *Swienhöer*, dessen ganz alte niederdeutsche Bezeichnung *Sween* ist. Der *Höer* ist also der Hirt. Die „Olemarker“ fahren ja heute noch „mid Köhe“; die Altmark ist also in der Zeit vom Süden und Westen aus für das Germanentum wiedergewonnen worden, in der man im Mutterlande dieser Siedler, vornehmlich in der dicht bevölkerten Börde noch Koh — Köhe sagte. Die Altmark hieß früher Nordmark, nördliches Grenzland war sie nicht nur für die askanischen Markgrafen aus Harzgrafengeschlechte, sondern auch für die kolonisierenden Bördebauern.

Unsere *Höerwege* sind also schmalere Hirtenwege, die die Herden benutzten, wenn sie auf die breiteren Triften gelangen wollten, die in der Zeit der Dreifelderwirtschaft Sommerland, Winterland und Brache rings umgaben.

# Mei Clasthol

von Martha Döhler

Clasthol! Dich lieb ich, över alle Mohßen!  
Du liebe, traute Heimotschtadt!  
Do wu off Koppstänpflasterstrotzßen,  
n Lahm ich toht dn erschten Schritt.  
Un wenn ich grohb su in Erinnerung,  
taucht auf in mir, su mannichs Bild,  
Jahrzehnte senn drweil verflunge,  
un mannichs Menschenschicksal hot sich längst erfüllt.  
De Koppstänpflasterstrotzßen sän verschwunden,  
de Schäfer Tante, mit dr Basenborte an de lange Rock,  
de Zitterstpieler un all die frehling Stunden,  
de Wasserpumpen un de Haustiehriglock.  
In Winter warn de Strotzßen unnre Rodelbahn,  
Bei Tohg do härtese uns Kinnern bluhß,  
es Ohmds denn kame de Erwachsenen drahn.  
Heidi! Mit Floch gängs nob dr schteiln Strotzß.  
Mr hot ahch manning Salto mol gemocht,  
dos toht kün Obbruch unnern Schpaß,  
un mannichs Kunstschick hot mr ahch gewohcht,  
egal wemmer in Schnee mol soß.  
Mr hahn uns Schanzen huch gebaut,  
Mit Floch sän mr do driewer wag gesauft,  
Ahchmol an Lichtmast un in Petroleumswohng,  
doch gäng dos gut noch ob.  
Wie mr zwarsch ausgesahn, dos sollter uns nett frohng  
Petroleum övergossen, mit Rosenbluten un än Loch in Kopp.  
Ols denn de vieln Autos kame,  
Hahnse vrbuten unnre Rodelbahn,  
Mit ihr zuhg ah de Ruh von danne,  
de neie Zeitepoche mit Hast un Lärm begann.  
Doch de Erinnerung, die kunntense uns nett namme,  
dr Kindhät forchklus fruh un schien.  
Clasthol! Här ich bluhß draußen mol dein Name,  
denn sah ich alle Bilder wieder vor mr schtiehn.  
Clasthol! Dich lieb ich, över alle Mohßen!  
Un künnt ich ämol hām noch giehn,  
su, wie als Kind, off „Koppstänpflasterstrotzßen“,  
doch, wätter giehts! Es bleit de Zeit nett schtiehn.

## *Die Verhandlungen über das Schicksal des Residenzschlosses zu Braunschweig*

Ein Tatsachenbericht

In der Nacht vom 7. September 1944, in der ein großer Teil der Gebäude der Stadt Braunschweig verloren ging, wurde auch das Braunschweiger Residenzschloß ein Opfer der Bombenangriffe unserer Feindmächte — das Werk des großen Baumeisters Karl Theodor Ottmer aus den Jahren 1835—1837.

Der linke Seitenflügel des Schloßgebäudes wurde bis auf das östliche Kopfstück fast vollständig vernichtet. Die Giebelfront des rechten Seitenflügels wurde stark beschädigt. Im linken Teil der Vorderfront wurde das Mittelstück bis auf das Erdgeschoß herausgerissen. Im übrigen war das Mauerwerk erhalten geblieben. Über dem linken Haupttrakt befinden sich noch sämtliche eiserne Dachbinder. Die Eisenkonstruktion der Kuppel ist erhalten, und zwar der inneren wie der äußeren Kuppel. Die das Schloß bekronende Quadriga war ein Geschoß tiefer gerutscht, sonst aber ohne Beschädigung. Die beiden Reiterstandbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm auf dem Schloßplatz vor dem Gebäude waren unbeschädigt geblieben.

In den ersten Jahren nach Beendigung des großen Krieges trat die Stadt Braunschweig wegen Erpachtung des Schloßgeländes an den Eigentümer, das Land Braunschweig, heran und bat um Überlassung zum Zwecke der Errichtung einer Trümmerverwertungsanlage. Vom Staate aus wurden verschiedene andere Grundstücke für diesen Zweck vorgeschlagen, die aber von der Stadt als ungeeignet stets abgelehnt wurden.

Um an der Beseitigung und Verwertung des Trümmerschuttes nicht hinderlich zu sein, mußte von seiten des Staates dem Antrage der Stadt nähergetreten werden. Vom staatlichen Hochbauamte wurden Pläne nach genauem Aufmaß vom Schloßgelände angefertigt, in denen die Fontäne und jeder einzelne Baum maßstäblich eingetragen wurden. In dem Vertrage wurde der Stadt gestattet, um Lagerfläche für den Trümmerschutt zu schaffen, die Fontäne abzubauen; jeder Stein mußte genau bezeichnet und sorgfältig abseits gelagert werden, damit später einmal die Fontäne wieder errichtet werden konnte. Die Gebäude für die Trümmerverwertung mußten so zwischen den vorhandenen Bäumen erstellt werden, daß möglichst alle Kastanienbäume erhalten bleiben konnten.

Die Trümmerbahn schaffte aber aus der zerstörten Stadt so viel Steinmaterial auf dem Schloßplatz zusammen, daß bald die Lagerfläche nicht mehr ausreichte.

Da mit der Zeit die Reiterstandbilder fast eingeschüttet wurden, mußte, um Beschädigungen zu vermeiden, der Stadt gestattet werden, diese abzubauen. In einem Ergänzungsvertrag wurde der Stadt auch das Schloßgebäude übergeben mit der Verpflichtung, die Denkmäler unversehrt in der großen Erdgeschoßhalle unter-



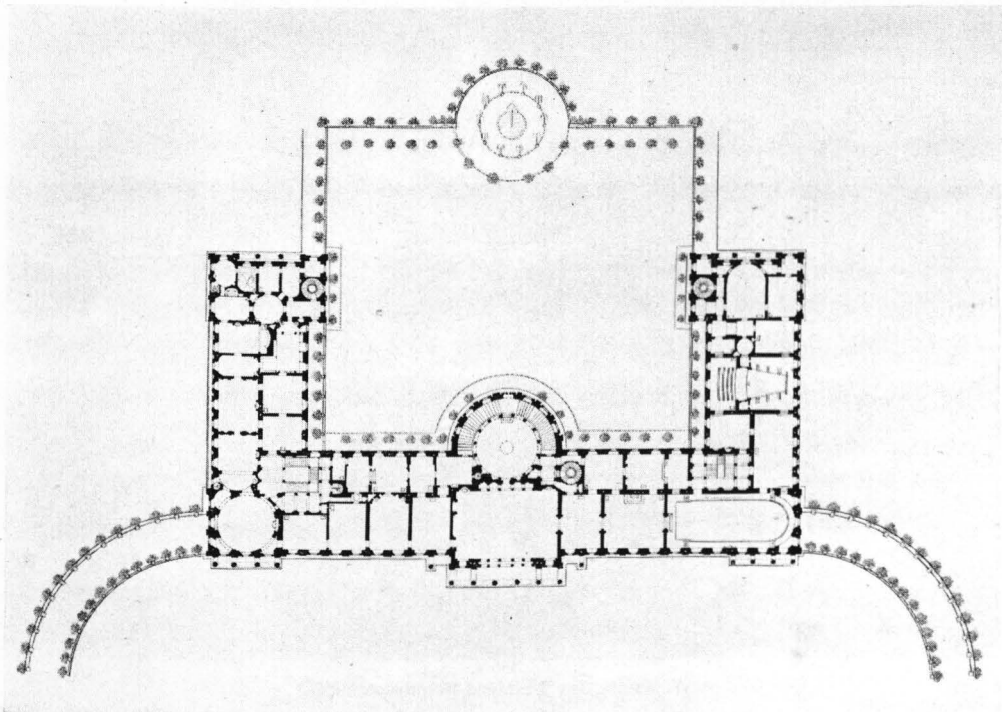
*Das Residenzschloß zu Braunschweig*

Gezeichnet von L. Rohbock, gestochen von J. M. Kolb (um 1850)



Nicht ausgeführte Entwürfe für das Braunschweiger Residenz-Schloß von Karl Ottmer  
oben Ansicht, unten Grundriß

(Aufnahmen: Bild-Archiv des Br. Landesmuseums f. Gesch. u. Volksk.)







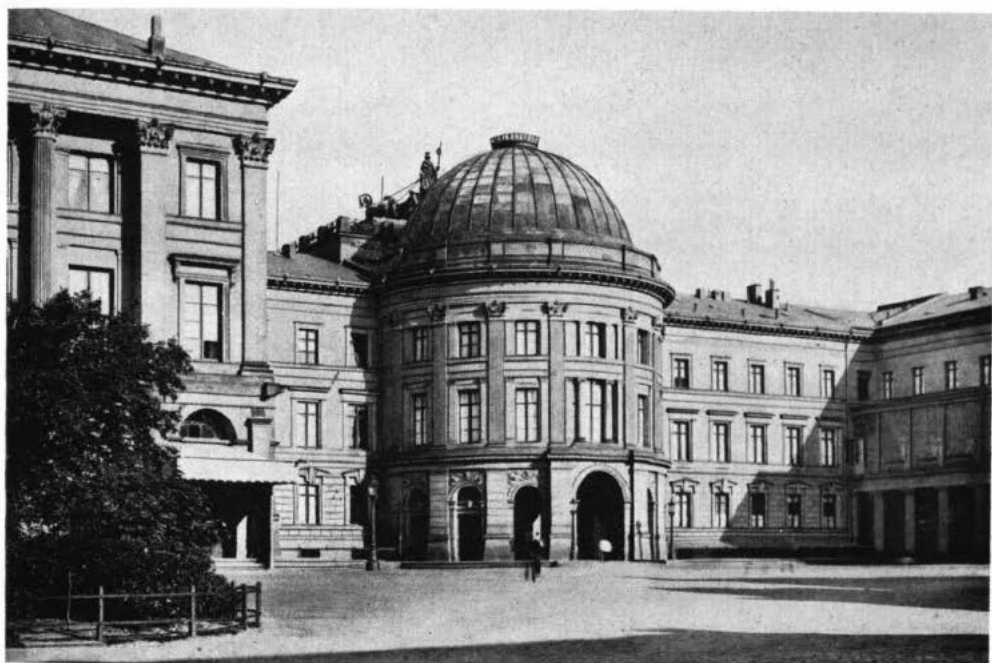
Westseite des Residenz-Schlusses um 1880

(Aufn.: Bildarchiv d. Br. Landesmuseums)



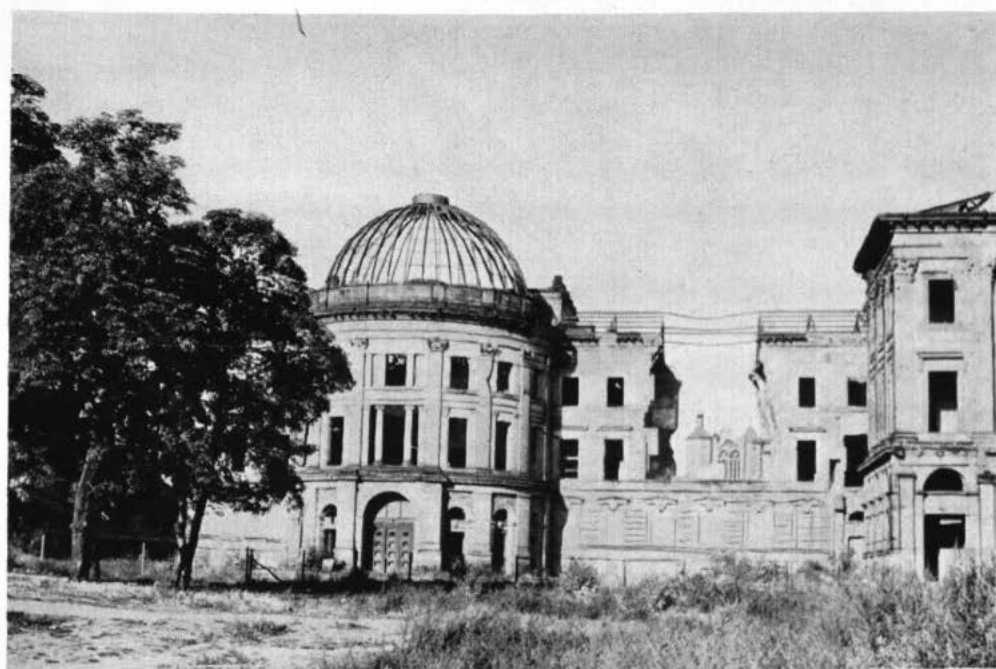
Westseite des Residenz-Schlusses 1959

(Foto: Dr. Schultz)



Ostseite-Innenhof des Residenz-Schlusses um 1880

(Aufn.: Bildarchiv d. Br. Landesmuseums)



Ostseite-Innenhof des Residenz-Schlusses 1959

(Foto: Dr. Schultz)





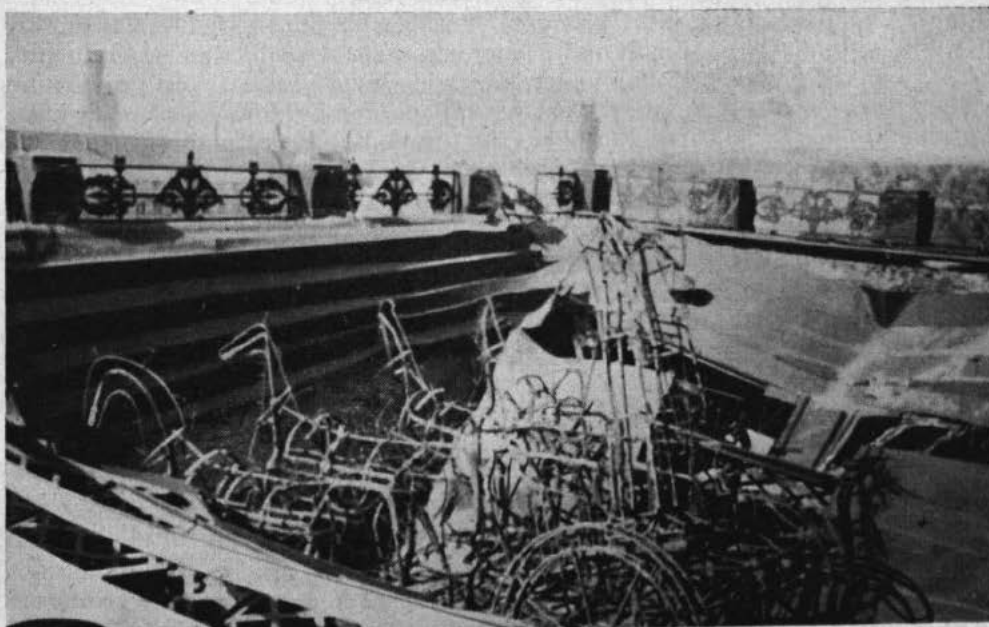
Innenräume des Residenz-Schlusses um 1914

(Aufn.: Bildarchiv d. Br. Landesmuseums)



zubringen und einzumauern. Die Erdgeschoßfenster und -türen hatte die Stadt mit Mauerwerk zu schließen. Die Stadt wurde weiterhin verpflichtet, eine ständige Wache — auch über Nacht — im Schloßgebäude unterzubringen. Sämtliche Treppenstufen wurden abgebaut, damit kein Unbefugter das Gebäude betreten konnte. Die Quadriga war noch unbeschädigt.

Nach einiger Zeit mußte nun bei einer Besichtigung festgestellt werden, daß trotz der städtischen Wache sämtliche Kupferplatten von der Quadriga entfernt und beseitigt waren, von beiden Reiterstandbildern waren die Kupferplatten der Hinterteile der Pferde gestohlen. Trotz polizeilicher Nachforschung konnten die Täter nicht ermittelt werden. Von der Stadt wurde die Wiederinstandsetzung der Reiterstandbilder oder die Zahlung einer Entschädigung in Höhe von 50 000 DM gefordert. Die Verhandlungen wurden damals nicht abgeschlossen, auch nach dem Abbau der Trümmerverwertungsanlage blieb die Stadt verantwortlich für den Schutz des Gebäudes.



Die von sämtlichen Edelmetallteilen „befreite“ Quadriga auf dem Braunschweiger Schloß 1959

Der Verfasser dieses Berichtes hat schon mehrere Jahre vor der Pensionierung, noch als Generaldezernent der Hochbauverwaltung des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig immer wieder versucht, Mittel zu beschaffen, um das Schloßgebäude durch Aufbringen eines Notdaches vor weiterer Zerstörung zu schützen.

Unter Leitung des damaligen Präsidenten *Schlebusch* des Verwaltungsbezirks Braunschweig haben verschiedene Besprechungen mit Vertretern der Stadt, der Industrie- und Handelskammer, der Handwerkskammer und anderen Organisationen stattgefunden. Trotz des Hinweises, daß zunächst einmal dringend die

Ruine durch Abdeckung mit einem Notdach gegen weiteren Verfall geschützt werden müsse, wurde immer wieder betont, bevor ein Verwendungszweck nicht nachgewiesen werden könne, daß von keiner Seite Geldmittel zu erwarten seien.

Der Unterzeichnete sah sich also veranlaßt, die Pläne des Schlosses einmal vorzunehmen, um zu versuchen, durch Einbau von Sälen der in der Stadt bestehenden Saalnot abzuhelpfen. Diese Pläne wurden von ihm, auf Grund genauen Aufmaßes des staatlichen Hochbauamtes, bereits im Oktober 1952 angefertigt. Da dieselben, dargestellt und erläutert in dem vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz herausgegebenen Sonderheft „Rettet das Braunschweiger Schloß“ vom Januar 1956, zu finden sind, braucht hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden.

Als der Unterzeichnete diese Pläne nun einmal dem Ministerialdirigenten Gollert im Niedersächsischen Finanzministerium Hannover vorlegen wollte, sagte dieser: „Kommen Sie um Gottes willen nicht mit einer Mittelanforderung für die Instandsetzung oder den Ausbau eines Schlosses. Dem Landtag und meinem Minister kann ich damit nicht kommen.“ Als er sich nun doch diese Pläne angesehen hatte, nahm er sie mit nach Hannover, um diese dem damaligen Finanzminister Kubel vorzulegen. Bereits am folgenden Tage kam ein Anruf von Herrn Gollert mit dem Auftrage, sofort Kostenanschläge und Zeichnungen einzureichen. Der Finanzminister sei bereit, Mittel im Etat für die Winterfestmachung des Braunschweiger Schlosses einzusetzen. Die Kosten wurden damals zu 350 000,— DM ermittelt.

Nicht lange danach erhielt der Verfasser die Nachricht, daß der Oberstadtdirektor Dr. e. h. Lotz der Stadt Braunschweig in Hannover sowohl bei Herrn Gollert als auch beim Minister gewesen sei und sich für die Niederlegung des Schlosses ausgesprochen habe. Danach war es natürlich nicht mehr möglich, von dem Lande Niedersachsen Geldmittel für die Erhaltung des Schlosses zu bekommen. Oberstadtdirektor Dr. e. h. Lotz gab diese Erklärung in Hannover ab, obwohl ersich laut der Niederschrift über die Besprechung „Wiederaufbau des Schlosses“ am 28. 10. 1953 im großen Sitzungssaal des Regierungsgebäudes grundsätzlich für die Verwendung der erhaltungswürdigen Teile eingesetzt hatte. So mußte die Schloßruine weiter dem Wind und Wetter ausgesetzt bleiben.

Inzwischen fanden verschiedene Aussprachen über das Für und Wider eines möglichen Ausbaues oder einer völligen Beseitigung der Schloßruine statt. Professor Dr. Krämer, Inhaber des Lehrstuhles für Entwerfen an der Technischen Hochschule Braunschweig, gab im Dezember 1954 seine Pläne über die nur teilweise Erhaltung der Schloßruine bekannt. Er schlug vor, den Nordflügel völlig abzureißen, die Bohlwegfront als Ruine zu erhalten, den Südflügel auszubauen und, anstatt des Nordflügels, eine Stadthalle für 2000 Personen anzubauen. Außerdem sollte auf dem Schloßgelände ein Orangeriekafee und ein Hochhaus von etwa 10 Geschossen errichtet werden.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz sprach sich gegen diesen Vorschlag aus, weil er der Ansicht ist, daß in kultureller Hinsicht und mit Rücksicht auf den baugeschichtlichen Wert des Ottmer'schen Baues auf der Wiederherstellung der ganzen Bohlwegfront bestanden werden muß.



Inzwischen wurden auf Antrag der Stadt Braunschweig die Verhandlungen mit dem Land Niedersachsen abgeschlossen. Der Niedersächsische Landtag faßte den Beschluß, das Braunschweiger Residenzschloß mit dem umliegenden Gelände von etwa 60 000 qm der Stadt Braunschweig zu übereignen. Hierbei wurde der Kaufpreis von 1,25 Millionen gleichzeitig in Form einer Beihilfe des Landes mit der Bedingung gegeben, die Schloßruine auszubauen oder abzureißen.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz rief nun zu einem Ausspracheabend am 8. Februar 1955 mit dem Thema auf: „Was soll aus dem Schloß werden?“ An diesem Abend stellte der Verfasser seine Pläne über den Wiederaufbau des Schlosses zur Diskussion. Der Nordflügel sollte abgerissen werden, der übrige Teil des Schlosses aber voll wiederaufgebaut werden zur Unterbringung eines großen Saales für etwa 1000 Personen und verschiedener kleinerer Säle für eine Studiobühne und andere kleinere Veranstaltungen. Hierbei konnten die Geschosshöhen und die Fensteranlagen der gesamten Fassaden unverändert beibehalten werden.

Erst am 7. September 1955, also 11 Jahre nach erfolgter Zerstörung durch Bomben, rief Oberstadtdirektor Dr. e. h. Lotz zu einer Besichtigung der Schloßruine Architekten, Baufachleute, Ratsherren und interessierte Bürger auf. Bei dem Rundgang fand man die vom Bauaufsichtsamt angefertigte Bestandsaufnahme bestätigt. Abgesehen von den Hauptschäden, erwiesen sich das vorhandene Mauerwerk, die Werksteinverblendung wie Werksteinsäulen, die noch vorhandenen eisernen Dachbinder sowie die Kuppelkonstruktion für den Wiederaufbau als verwendungsfähig. Der Wert der wiederverwendbaren Baumaterialien wurde vom Bauaufsichtsamt mit rd. 3 Millionen angegeben.

Nach dieser Besichtigung glaubten die Teilnehmer, daß nun endlich die schon wiederholt angekündigte Ausschreibung eines Architektenwettbewerbs über den Ausbau des Schlosses erfolgen würde. Aber alle Hoffnungen waren vergebens.

Nach einem erneuten Vortrag im Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz, zu welchem auch Vertreter der Stadt Braunschweig eingeladen waren, den der Unterzeichnete am 30. November 1955 unter dem Thema hielt „Soll und kann das Braunschweiger Schloß erhalten werden“, beteiligte sich auch der damalige Oberbürgermeister *Bennemann* an der anschließenden Aussprache. Er wies darauf hin, daß die Stadt Braunschweig die für das Schloßdach veranschlagten Kosten nicht allein aus eigener Kraft werde aufbringen können, und appellierte an den Bürgersinn der Bevölkerung, sich durch Geldspenden an diesem Unternehmen zu beteiligen. Bei der spontan am Schluß dieser Veranstaltung durchgeführten Sammlung gab als erster der Herr Oberbürgermeister 100,— DM.

In einem daraufhin an den Oberbürgermeister *Bennemann* und den Oberstadtdirektor Dr. e. h. Lotz von dem Vorstande des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz gerichteten Schreiben, in welchem die einzelnen Punkte, die für die Erhaltung des Schlosses sprechen, aufgeführt waren, erklärte sich der Landesverein bereit, nicht nur bei seinen Mitgliedern, sondern auch in anderen Kreisen der Bevölkerung durch Verkauf von „Bausteinen“ für den Wiederaufbau des Schlosses zu werben, wenn der Rat der Stadt zuvor eine verbindliche Er-

klärung in der Öffentlichkeit darüber abgebe, daß er gewillt ist, das Schloß zu erhalten. Beide Herren dankten für das hohe Interesse, das der Landesverein an dem Schloßgelände zeige. Sie gaben der Hoffnung Ausdruck, daß eine Lösung gefunden werden möge, die sowohl den historischen Belangen unserer Stadt als auch den Erfordernissen der Gegenwart Rechnung trüge. Der Oberstadtdirektor fügte hinzu, daß schon in der nächsten Sitzung des Verwaltungsausschusses erneut über die Schloßfrage gesprochen werden solle, worüber er dem Landesverein Mitteilung machen werde. Eine Mitteilung ist ausgeblieben; eine Spendensammlung konnte daraufhin durch den Landesverein nicht veranlaßt werden.

Obwohl in der Ratssitzung am 18. Januar 1956 beschlossen war:

1. das Schloß in seinem wesentlichen Zustande zu erhalten,
2. die Bevölkerung zur Mitwirkung an der Erhaltung des Schlosses aufzurufen,
3. einen Ideenwettbewerb für den Aufbau zu veranlassen und
4. sofortige Sicherheitsmaßnahmen gegen einen weiteren Verfall des Schlosses zu treffen,

ist in dieser Hinsicht nichts geschehen.

Endlich hörte man von der am 21. Oktober 1958 gegründeten Schloßbau GmbH. Dieses großzügige Projekt „Schloßplatzaufbau Braunschweig“ sollte mit einem Kostenaufwande von rd. 20 Millionen DM von der Schloßbau GmbH errichtet und nach Fertigstellung von ihr auch verwaltet werden. Dieses Projekt sah vor: Wiederaufbau des frontal zum Bohlweg stehenden Schloßmittelteiles und des Südflügels, Aufbau einer sich an die Hinterfront des Schlosses anschließenden Mehrzweckhalle für 4000 Besucher, einer Kegelhalle, eines Hotels, eines Speiserestaurants, Kaffees und mehrerer Konferenzsäle.

Über dieses Projekt wurde zwischen der Schloßbau GmbH und dem Rate der Stadt über ein Jahr lang verhandelt, bis die Schloßbau GmbH mit Schreiben vom 26. Oktober 1959, der ewigen Einwendungen überdrüssig, endgültige Absage an die Stadt erteilte. Der Verwaltungsausschuß der Stadt lehnte nunmehr die Schloßaufbaupläne der Schloßbau GmbH nach harter Diskussion ab. Wie aus der schriftlich festgelegten Erklärung vor der Presse hervorgeht, scheint die Grundsatzentscheidung vor allem von der Fraktion der SPD beeinflußt zu sein. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz nahm hierzu in einer Zeitungsnotiz vom 27. November 1959 Stellung, die von der BZ leider nur unvollständig wiedergegeben wurde.

Die Verwaltung wurde nun beauftragt, dem Verwaltungsausschuß binnen 14 Tagen am 2. November 1959 grundsätzliche Pläne vorzulegen über:

1. die Verwendung des Schloßgeländes,
2. die Möglichkeit eines Stadthallenbaues an geeigneter Stelle unter gleichzeitiger Erklärung, daß die Schloßruine hierfür keine Verwendung findet.

Jahrelang war das Projekt über die Verwendung des Schloßgeländes nicht weitergekommen. Jetzt mußte das Stadtbauamt plötzlich innerhalb von 14 Tagen Pläne für die Verwendung vorlegen. Es war ja auch nun höchste Zeit, da inzwischen der Niedersächsische Minister der Finanzen die vereinbarte Vertragsstrafe für fällig erklärt hatte, wenn der Wiederaufbau, Abriß oder Ersatzbau nicht bis zum 1. April 1960 begonnen und bis zum 1. April 1962 beendet worden sei.



5 Pläne wurden nun durch das Stadtbauamt aufgestellt, die auf einer Besprechung bei Stadtbaurat *Schütte*, wozu auch Vertreter des Landesvereins für Heimatschutz gebeten waren, vorgelegt wurden. Das 1. Projekt sah vor, die gesamte Bohlwegfront wiederherzustellen, aber sowohl den Nord- als auch den Südflügel abzureißen. Wenn das Stadtbauamt nicht der Meinung gewesen wäre, daß die bauliche Substanz einen Wiederaufbau zuließe, hätte das Bauamt diesen Vorschlag gar nicht machen dürfen. Zu diesen 5 Vorschlägen hat der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz eingehend in einem Rundschreiben an Rat und Verwaltung der Stadt Braunschweig vom 9. Dezember 1959 folgendermaßen Stellung genommen:

„Wir haben bereits 1956 mit einer Broschüre „Rettet das Braunschweiger Schloß“ zur Schloßfrage Stellung genommen. Jetzt, wo die endgültige Entscheidung über die Zukunft des Schlosses nahe bevorsteht, fühlen wir uns verpflichtet, noch einmal mahnend unsere Stimme zu erheben.

Wir tun es im Bewußtsein völliger Objektivität gegenüber politischen oder weltanschaulichen Ressentiments, wie sie etwa im Meinungsstreit politischer Parteien über das Schloß anklingen könnten, denn unser Landesverein, dem Anhänger der verschiedensten politischen oder weltanschaulichen Richtungen angehören, will in absoluter Neutralität nur der Sache der Denkmalpflege dienen. Wir fassen unsere Ansicht zu den vom Städtischen Bauamt neuerdings vorgelegten fünf Plänen in folgenden fünf Punkten zusammen:

1. Den Plan, mitten auf dem Schloßplatz an Stelle des Schlosses ein neues, überdimensionales Verwaltungsgebäude zu errichten, lehnen wir sowohl aus denkmalpflegerischen wie aus städtebaulichen Gründen ab. Wohl sind auch wir der Meinung, daß der Schloßplatz Standort einer „Stadtkrone“ bleiben sollte. Sie darf sich aber nicht wesentlich über die jetzige Höhe des Schlosses erheben, damit nicht das Gleichgewicht der durch die mittelalterlichen Kirchtürme bestimmten Silhouette des Stadtkernes empfindlich gestört wird.

2. Der Gedanke, einen solchen überdimensionalen Verwaltungsneubau so in die stehengebliebenen Fassaden des Schlosses einzufügen, daß diese filigranartig als zierende Ummantelung der unteren Geschosse die Erinnerung an das Schloß Ottmers aufrechterhält, entspringt einer irreführenden Romantik, der wir nicht das Wort reden können. Auf diese Weise würde einerseits der Baustil unserer Tage historisierend verfälscht, andererseits aber das Werk Ottmers, dessen Wert gerade in den wohlabgewogenen Maßverhältnissen zwischen Länge, Breite und Höhe des Baukörpers beruhte, zu einer bloß ornamentalen Dekoration herabgewürdigt.

3. Aus diesem Grunde können wir uns auch nicht mit dem Plan befreunden, das Schloß zwar nicht wieder auszubauen, aber doch wenigstens die Fassade der vorderen Längsseite als Ruine zu erhalten und diese romantisch in das Grün einer auf dem Schloßplatz zu schaffenden Parkanlage einzubinden. Eine einzelne Fassade ist kein würdiger Überrest des Ottmerschen Baues.

4. Völlig absurd erscheint uns der Vorschlag, nach Abbruch des ganzen Schlosses einen Teil der Vorderfront als zweiten „Porticus“ im Bürgerpark wieder aufzubauen. Ein solcher Porticus würde, aus seinem baulichen Zusammenhange gerissen und von seinem ursprünglichen Standorte getrennt, weder der architektonischen noch der städtebaulichen Bedeutung des Ottmerbaues auch nur entfernt gerecht werden können. Überdies soll der Bürgerpark eine Grünlung der Stadt

bleiben und nicht zu einem Abstellplatz für nicht mehr verwendbare Architekturbruchstücke werden.

5. Wir halten demgegenüber nach wie vor an der Forderung fest, das Schloß, sei es auch ohne Seitenflügel, wieder aufzubauen und die darin zu erstellenden Räume der Kulturpflege dienstbar zu machen. Wir versteifen uns dabei durchaus nicht auf die in unserer Denkschrift von 1956 vorgeschlagenen Verwendungszwecke, sondern halten auch die neuerdings von anderer Seite gemachten Vorschläge, wie die Unterbringung des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum im Schloß, für erwägenswert.

An erster Stelle sollte ohnehin nicht die Frage stehen, wie man ein wiederhergestelltes Schloß nutzen könnte, sondern die grundsätzliche Entscheidung, ob das Schloß als Baudenkmal der Nachwelt erhalten bleiben soll oder nicht. Wird diese Frage bejaht, so genügt es fürs erste, die bauliche Substanz durch entsprechende Sicherungsmaßnahmen vor jedem weiteren Verfall zu schützen. Der Wiederaufbau könnte dann später, je nach den verfügbaren Mitteln, schrittweise in einem längeren Zeitraum durchgeführt werden, wofür sich neben Tombola-Erlösen vielleicht auch Landes- und Bundesmittel zusätzlich zu den Mitteln der Stadt gewinnen ließen. Am Kölner Dome wurde ja schließlich jahrhundertlang gebaut, weil es am Gelde mangelte, und er ist doch eines Tages fertig geworden.

Die grundsätzliche Antwort auf die Frage, ob das Schloß wieder aufgebaut werden sollte oder nicht, ist von den Ratsmitgliedern schon einmal bejaht worden, nachdem sie sich von dem hohen baugeschichtlichen Werte dieses Kulturdenkmals überzeugt hatten. Was könnte es für triftige Gründe geben, jetzt eine andere Entscheidung zu treffen, es sei denn etwa die technische Undurchführbarkeit eines Wiederaufbaues? Es wird ja wohl im Ernst niemand behaupten wollen, daß die Erhaltung eines als Baudenkmal wertvollen Fürstenschlosses zugleich ein Bekenntnis zur Monarchie sei und daher die republikanische Staatsform gefährde. Wäre dem so, dann hätte man in Süddeutschland gewiß nicht nach dem letzten Kriege mehrere schwer angeschlagene Schlösser mit außerordentlichen Kosten wiederhergestellt. Was wäre aus den griechischen und römischen Tempelruinen des Altertums geworden, wenn man sich im vorigen Jahrhundert gescheut hätte, sie auszugraben und zu restaurieren, weil sie Zeugnisse einer nichtchristlichen Weltanschauung sind?

Wenn schon politische Gesichtspunkte bei der Schloßfrage beachtet werden müßten, so wären es außenpolitische. Heute, wo in Ostdeutschland Ruinen von Schlössern und Kirchen beseitigt werden, damit die unbequeme Erinnerung an die Kulturtraditionen des Abendlandes ausgelöscht wird, erwartet der Westen wie der Osten gespannt die Entscheidung der Braunschweiger Ratsherren über die Zukunft des Schlosses. Was der Osten mit Beifall als Bekenntnis zu seiner Art von Kulturpolitik begrüßen würde, müßte die ganze freie Welt des Westens als Verrat am abendländischen Geiste empfinden. Hier geht es um mehr als nur um Ottmer und sein Werk. Es geht um unser Verhältnis zur Kultur überhaupt. Dabei den richtigen Entschluß zu fassen, sollte jedem von uns nicht schwerfallen!

#### DER VORSTAND

(gez.) Hartweg    (gez.) Dr. Tode    (gez.) Dr. Flehsig  
(gez.) Dr. Schultz    (gez.) Mollenhauer    (gez.) Schridde."

Die Mehrheit des Rates der Stadt kümmerte sich jedoch nicht um den wahren künstlerischen und kulturhistorischen Wert des Schloßgebäudes. In der denkwürdigen Ratssitzung am 21. Dezember 1959 beschließt der Rat nach einer stürmischen vorausgegangenen Debatte, an der sich der Oberstadtdirektor und der Stadtbaurat nicht beteiligten, mit 24 Stimmen der SPD den Abbruch der Schloßruine und die Bereitstellung von 200 000,— DM, um damit die Verwandlung des Schloßgeländes in eine Erholungsfläche im ersten Bauabschnitt anzufangen. Sämtliche übrigen Fraktionen hatten vor der Abstimmung den Saal verlassen. Von dem Vorsitzenden der CDU-Fraktion wurde sofort schärfster Protest gegen diesen Beschluß erhoben, da nur 24 und nicht, wie für die Beschlußfähigkeit vorgeschrieben, 25 Ratsmitglieder noch im Plenarsaal anwesend waren.

Dieser befremdende Beschluß veranlaßte Professor Dr. *Hecht*, Inhaber des Lehrstuhles für Bau- und Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Braunschweig, zu einer Resolution, die von sämtlichen Inhabern der Lehrstühle für Bau- und Kunstgeschichte an den bundesdeutschen Technischen Hochschulen und dem Vorstand der Koldewey-Gesellschaft (der Vereinigung für baugeschichtliche Forschung) unterzeichnet wurde. Es wird darin u. a. erklärt:

„Braunschweig hat mit der fast vollständigen Zerstörung seiner Fachwerkbauten einen bitteren, nie zu ersetzenden Verlust erlitten. Wenn der Zustand der Schloßruine eine Wiederherstellung des Schlosses erlaubt, so ist es unmöglich, das Zerstörungswerk der Bombennächte 14 Jahre nach Kriegsende auf dem Verwaltungsweg fortzusetzen. Der Wille, Kulturwerte zu erhalten, setzt Einsicht voraus. Für Bauten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat die Öffentlichkeit heute noch wenig Verständnis; die Rehabilitation auch dieser Bauten (zu denen das Schloß rechnet) ist seit etwa 20 Jahren im Gang. In naher Zukunft wird die breite Öffentlichkeit auch diese neue Wertschätzung wie eine Selbstverständlichkeit anerkennen. Wer dieser Wertschätzung durch ein Todesurteil zuvorkommt, handelt ohne Einsicht.“

Wenn die Professoren erst jetzt ihren Einspruch erheben, so deshalb, weil sie vorher nicht annehmen konnten, daß ein solcher Beschluß unter Berücksichtigung des künstlerischen und baugeschichtlichen Wertes des Schloßgebäudes von der Ratsversammlung überhaupt gefaßt werden konnte.

Um dem Einspruch der Rechtsparteien den Wind aus den Segeln zu nehmen, wiederholte die Ratsversammlung die Abstimmung über den Schloßabbruch bei Ablehnung einer neuen Debatte in einer Sitzung am 20. Januar 1960. Die SPD-Fraktion überstimmte erneut mit 25 Rats Herrn die 23 Befürworter des Wiederaufbaues.

Da Ratsherr Professor *Staats* als Berichterstatter darauf hingewiesen hatte, daß bei allen vorliegenden Gutachten die Baufälligkeit der Ruine erwähnt worden sei, glaubte der Unterzeichnete noch einmal in einem Zeitungsbericht darauf hinweisen zu müssen, daß eine Bausubstanz im Werte von mehr als 3 Millionen zum Wiederaufbau vorhanden sei. Die Fundamente haben eine Breite von 2,70 m und ruhen auf 200 lfdm einwandfrei erhaltenen Holzpfehlen, die Wandstärken der Außenwände betragen vom Keller- bis zum Obergeschoß 2,14—1,40 m. Fast alle Innenwände aus hartgebrannten Handstrichsteinen haben sogar noch im Obergeschoß eine Stärke von 0,75 m. An der noch sehr gut erhaltenen Werksteinverblendung ist nach einem Gutachten eines Steinsetzmeisters kein Vergang festzu-

stellen. Und diese Werte sollen der Spitzhacke zum Opfer fallen? Leider wurde dieser Artikel von der Zeitung nicht veröffentlicht.

Fast schien es nun so, als ob die Entscheidung über den Abbruch des Schlosses endgültig gefallen sei.

Nun wurden aber von den Oppositionsparteien bei dem Herrn Verwaltungspräsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als dem obersten Beamten der kommunalen Aufsichtsbehörde Beschwerde über den vom Rat der Stadt beschlossenen Abriß der Schloßruine erhoben. Dieses veranlaßte den Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz unter dem 5. Februar 1960 ein Schreiben zu richten an

den Niedersächsischen Minister des Innern, Herrn Bennemann,  
den Niedersächsischen Kultusminister, Herrn Voigt,  
den Niedersächsischen Landeskonservator, Herrn Prof. Dr. Karpa  
und den Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig, Herrn Dr. Knost.

In diesem Schreiben wurde darauf hingewiesen, daß zunächst die Rechtmäßigkeit des Ratsbeschlusses geprüft werden müsse, daß außerdem zur Veränderung oder zum Abbruch eines unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes zuvor das Einverständnis des Landeskonservators eingeholt werden müsse, was bisher nicht geschehen ist. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz bat in diesem Schreiben zum Schluß alle beteiligten Dienststellen dahin zu wirken, daß der geplante Abbruch des Braunschweiger Schlosses verhindert wird.

In ähnlichem Sinne protestierte erst neuerdings der „Verband Deutscher Kunsthistoriker“, die repräsentative Vereinigung aller promovierten Kunsthistoriker in der Bundesrepublik und Westberlin, in einem Schreiben an die Braunschweiger Stadtverwaltung gegen den Abriß der Braunschweiger Schloßruine. Das vom Präsidenten der Vereinigung, dem Ordinarius an der Berliner Freien Universität, Prof. Kauffmann unterzeichnete Schreiben verweist auf seine Proteste gegen die Niederlegung des Berliner und des Potsdamer Stadtschlösses durch das Sowjetzonenregime und führt dann u. a. aus:

„Uns und allen auch drüben (in der Sowjetzone) um die Kunstdenkmäler Besorgten fällt in den Rücken, wer in Westdeutschland — zumal in Braunschweig, so nahe an der gewaltsam gezogenen Grenze — monumentale Bauten preisgibt oder ihre Pflege vernachlässigt.“

Als Nachfolgebau des Berliner Schlosses könne das Braunschweiger Schloß dazu bestimmt sein, etwas von dem mutwillig im Ostsektor Berlins zerstörten Meisterwerk des Andreas Schlüter in spätere Generationen hinüberzuretten, erklärt der Kunsthistoriker-Verband. Der Ottmer-Bau — Georg Dehios „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“ rühme ihn als wahrhaft fürstlichen Bau — habe dem mittelalterlichen Stadtgefüge einen neuen städtebaulichen Akzent in einer Zeit hinzugefügt, in der Braunschweig im Klassizismus noch einmal Anschluß an die große internationale Kunstentwicklung gewonnen habe.

Das Braunschweiger Schloß sei im Kriege nicht schlimmer verwundet worden als die Schloßbauten von Koblenz, Stuttgart, München oder gar Würzburg, die dank einsichtsvoller Betreuung gerettet worden seien. Außer kleineren Einbruchs-

stellen habe es seinen Bestand behalten, sein Gesicht sei an allen Fronten gewahrt, sein Giebel berge sogar noch Bläser-Statuen. Wörtlich fährt das Schreiben des Verbandes Deutscher Kunsthistoriker dann fort:

„Nicht nur pietätvolle Gesinnung, auch die Gewißheit, daß hoheitsvolle Zeugnisse der Vergangenheit einer Stadt Ehre und Gewinn bringen, sollte den Eifer dahin lenken, das Bauwerk wieder zu erschließen und es sodann einer würdigen Zweckbestimmung zuzuführen. Die Neuverwendungen der Schlösser in Münster und Hannover geben nachahmenswerte Beispiele.“

An der Entscheidung der oben angesprochenen Dienststellen liegt es nun, den Abbruch des Braunschweiger Residenzschlosses zu verhindern.

Wolfenbüttel, den 20. Februar 1960

GOTTFRIED HARTWIEG  
Oberregierungs- und -baurat a. D.

## Nachwort

Als der vorstehende Bericht bereits gesetzt war, wurde in der *Ratssitzung am 5. März 1960* der Auftrag zum Abbruch der Schloßruine an ein Braunschweiger Bauunternehmen erteilt, nachdem der niedersächsische Landtag es abgelehnt hatte, die gesetzte Frist zur Erfüllung der Bestimmungen des Schloßvertrages zwischen dem Land Niedersachsen und der Stadt zu verlängern. Das alles geschah, obwohl sich noch eine gewichtige Stimme für die Erhaltung des Schlosses erhoben hatte.

Der Vorsitzende der *Vereinigung der Denkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland*, der Hamburger Professor Dr. Grundmann, schrieb in einer Eingabe an den Verwaltungspräsidenten Dr. Knost: „Wenn sämtliche Bauhistoriker an unseren deutschen Hochschulen sich darüber einig sind, daß der selbst noch als Ruine imponierend großartige und stilgeschichtlich bedeutsame Bau von Ottmer ... als erhaltens- und wiederaufbauenswert zu beurteilen ist, so sollte ein verantwortungsbewußter Rat einer Stadt an dieser Tatsache nicht vorübergehen. Dieser ideellen Anerkenntnis widerspricht nicht etwa die reale Wirklichkeit. Der Bauuntersuchungsbericht der Professoren Dr. Ing. Pieper und Dr. Ing. Kordina vom 14. Dezember 1959 läßt eindeutig erkennen, daß der derzeitige Zustand der Bausubstanz für einen Wiederaufbau verwendbar sein dürfte. Es handelt sich also nicht um Phantastereien einer Gruppe von gegenwartsfernen Idealisten, sondern um einen nachweisbaren Tatbestand.“ Namens der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik weist Prof. Dr. Grundmann, wie schon vor ihm der Verband Deutscher Kunsthistoriker e. V. und andere, auf die politische Sicht eines Schloßabbruches in unmittelbarer Nähe der Zonengrenze hin: „Allen Beschuldigungen wegen Kulturbarbarei aus Kreisen der internationalen Denkmalpflege bei Abbruch des Berliner Schlosses und dem zur Zeit begon-

nenen Abbruch des Potsdamer Stadtschlusses würde es hohnsprechen, wenn 15 Jahre nach Kriegsende eine wiederherzustellende Schloßruine in Westdeutschland dem Erdboden gleichgemacht würde, die von der Geschichte des Landes und dem Stadtbild Braunschweigs zu lösen einer *Selbstverstümmelung* gleichkäme." Abschließend bittet Prof. Dr. Grundmann im Namen seiner Vereinigung den Verwaltungspräsidenten darum, sich für den von der Bauakultät der Braunschweiger Technischen Hochschule beschlossenen Vorschlag einzusetzen, die Entscheidung über die Zukunft des Ottmerbaues vom Arbeitsergebnis einer noch zu bildenden wissenschaftlichen Kommission abhängig zu machen.

Für die ganze Behandlung der Verhandlungen über das Schicksal des Residenzschlusses zu Braunschweig scheint es mir von Bedeutung, noch darauf hinzuweisen, daß die *Fachzeitschrift „Bauwelt“*, Ullstein Fachverlag Berlin-Tempelhof, in ihrem soeben herausgegebenen Heft 9 vom 29. Februar 1960 in ungewöhnlich scharfer Form die Absicht kritisiert, das Schloß abzureißen. In einem „tabula rasa“ überschriebenen Artikel bezeichnet der Chefredakteur Ulrich K o n r a d die Braunschweiger Entwicklung als einen „Skandal, an dem auch der Bund beteiligt ist, weil er schweigt“. Dieser Abhandlung sind eine Reihe Bilder von dem Zustand des Schloßgebäudes vor und nach der Zerstörung beigelegt. Eine Bitte, Lagepläne und Fotos für diese Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen, lehnte Oberstadtdirektor Dr. e. h. Lotz mit der Begründung ab, daß er es für bedenklich halte, vor einer endgültigen Entscheidung zur Frage des Schloßabbruches in Braunschweig Mitteilungen zu machen und Lagepläne und Fotos freizugeben.

Besonders eindrucksvoll ist der Bericht der Professoren Dr. Ing. P i e p e r und Dr. Ing. K o r d i n a in dieser Zeitschrift über Zustand und technische Wiederherstellbarkeit. Nach einer Beschreibung des baulichen Zustandes der einzelnen Gebäudeteile wird hier zusammenfassend festgestellt:

„60—80 % der heute noch vorhandenen Wände dürften für den Wiederaufbau noch zu verwenden sein. Die Kellerdecken werden zum größten Teil wieder benutzt werden können. Von den Decken in den Sälen dürften mit größter Wahrscheinlichkeit die Stahlkonstruktion verwendbar sein... Die Natursteinverkleidung ist zum größten Teil noch in Ordnung. Die noch vorhandenen Dachbinder können wieder verwandt werden und sollten es auch, da sie als Darstellung der technischen Entwicklung von Bedeutung sind.“

Wenn vom Bauaufsichtsamt seiner Zeit der Wert der wiederverwendbaren Baumaterialien mit rd. 3 Millionen Deutsche Mark angegeben wurden, so wird also jetzt mit dem Abbruch des Schlusses ein Wert von mehr als 2 Millionen Deutsche Mark vernichtet. An den Verlust, welchen die Stadt Braunschweig in städtebaulicher, kunstgeschichtlicher und kunsthistorischer Hinsicht trifft, ist hierbei gar nicht gedacht.

Wenn vielleicht heute noch nicht von jedermann die Bedeutung der Erhaltung des Ottmerschen Baues anerkannt wird, so wird die Nachwelt doch in dieser Frage unbeeinflußt von politischen Erwägungen ebenso zu einem einhelligen Urteil über die Befürworter des Schloßabbruches im Rat der Stadt Braunschweig gelangen, wie sie es längst über die „Bilderstürmer“ der Reformationszeit gefällt hat.

Hartwieg

# Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1959

## I. Jubiläumsveranstaltungen, Jahreshauptversammlung und öffentliche Vorträge

Die Reihe der im Oktober 1958 begonnenen festlichen Veranstaltungen zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens unseres Landesvereins für Heimatschutz setzte am 16. Januar 1959 ein *Ostfälischer Volkstumsabend* im Saale des „Haus der Jugend“ am Wollmarkt in Braunschweig fort. An diesem Abend boten Wilhelm Kaune aus Garmissen im Kr. Hildesheim-Marienburg, Wilhelm Sandfuchs aus Braunschweig und Dr. Otto Rohkamm aus Bad Harzburg eigene *plattdeutsche Dichtungen* besinnlichen und heiteren Inhalts, teils in Prosa, teils in Versen, als eindrucksvolle Proben ostfälischer Geisteshaltung und Lebensart in verschiedenen Mundarten. Eingerahmt wurden diese Darbietungen durch *Volkstänze in altbraunschweigischer Volkstracht*, die von der Braunschweiger *Volkstanz- und Fahrtengilde* unter Leitung von Günter Luchte in gewohnter Meisterschaft gezeigt wurden.

Den Abschluß unserer Jubiläumsveranstaltungen bildete ein *Konzert mit Werken altbraunschweigischer Musik* am 20. März 1959 in der Aula der Neuen Oberschule auf der Beethovenstraße in Braunschweig, zu dem unser Landesverein und die Braunschweigische Musikgesellschaft gemeinsam eingeladen hatten. Aufgeführt wurden nur Werke, deren Komponisten als Wolfenbütteler Hofkapellmeister gewirkt hatten, und zwar die fünfstimmige Motette „Christ ist erstanden“ von Michael Praetorius (1571—1621), die fünf- bis sechsstimmigen Motetten „Verleih uns Frieden gnädiglich“ und „Ich bin ein rechter Weinstock“ von Heinrich Schütz (1585—1672), eine Sonata in F-Dur für fünfstimmiges Streichorchester von Johann Rosenmüller (1620—1684), eine Suite in C-Dur für Streichorchester von Johann Sigmund Kusser (1657—1737) und die Ouvertüre zur Oper „Euristeo“ von Johann Adolf Hasse (1699—1783). Die Darbietung erfolgte durch den Chor der Braunschweigischen Musikgesellschaft unter Leitung von Karl Heinz Mösseler und das Orchester der Gesellschaft unter der Leitung von Matthias Kuntzsch. Zwischen den Chor- und Orchesterwerken hielt Dr. Willi Wöhler einen Vortrag über „Grundzüge der braunschweigischen Musikgeschichte“. Mit diesem Konzertabend bekundete der Landesverein für Heimatschutz, daß er die Pflege der musikgeschichtlichen Überlieferungen der Heimat ebenso zu seinen Aufgaben zählt, wie die Pflege der kunstgeschichtlichen und literarischen Überlieferungen, denen die anderen Festveranstaltungen des Jubiläumsjahres gewidmet waren.

Am 5. Februar 1959 war zuvor bereits die *Jahreshauptversammlung* der Mitglieder im Vortragssaal des Städtischen Museums zu Braunschweig abgehalten worden. Im geschäftlichen Teile erstatteten, wie üblich, der Vorsitzende G. Hartwig den Tätigkeitsbericht für das Jahr 1958 und der Schatzmeister Dr. Schultz den Kassenbericht über den gleichen Zeitraum. Nachdem auch der Kassenprüfungsbericht gegeben und auf Antrag der Kassenprüfer dem Schatzmeister von der Versammlung Entlastung für 1958 erteilt war, erörterte Dr. A. Tode in einem Lichtbildervortrag über „*Menschen und Kulturen der letzten Eiszeit in unserem Raum*“ die neuesten geologischen, anthropologischen und archäologischen Erkenntnisse, die seit seinen Ausgrabungen bei Salzgitter-Lebenstedt zur genaueren Altersbestimmung und Bewertung dieser wichtigen Funde inzwischen von verschiedenen Wissenschaftszweigen erarbeitet worden sind. An den Vortrag schloß sich noch eine angeregte Aussprache an.

Am 28. Februar fuhren rund 100 Mitglieder nach Obersicht zu einem *Schlachtefestessen* in der Gastwirtschaft von Jakobs. Nachdem sie sich an Braunem Kohl und Brägenwurst gelabt hatten, nahmen sie teil an einem *Heimatabend*, der im gleichen Saale unter starker Beteiligung der Dorfbevölkerung stattfand. Im Mittelpunkt des Abends standen nach einer



kurzen Begrüßungsansprache des Bürgermeisters Heinrich C u r l a n d aus Obersicke und einem plattdeutschen Vorspruch einer Schülerin Ausführungen von D. H. A. S c h u l t z über *Sinn und Aufgaben der Heimatforschung und Heimatpflege*, ein Lichtbildervortrag von Dr. W. F l e c h s i g über „*Ostfälische Dorfkultur in alter und neuer Zeit*“ und plattdeutsche Darbietungen besinnlicher und heiterer Art von Rudolf F r i c k e aus Braunschweig. Umrahmt und verschönt wurde die Veranstaltung durch *Chorgesänge* des Männergesangsvereins 1857 Obersicke, des Männergesangsvereins „Liederbund“ Niedersicke und des vereinigten Frauenchors Sickle, sämtlich unter Leitung von Hauptlehrer A. K i e g e l a n d.

Nach der Sommerpause, die durch 5 Studienfahrten ausgefüllt war, wurde die Reihe der Vortragsveranstaltungen in Braunschweig fortgeführt durch einen Lichtbildervortrag von Forstmeister Walther F r e i s t aus Walkenried über „*Jugendarbeit zum Schutze des deutschen Waldes*“ am 9. Dezember im Vortragssaale des Städtischen Museums in Braunschweig. Unterstützt durch vortreffliche Farbaufnahmen entwarf der Redner ein fesselndes Bild vom Einsatz der Schuljugend bei der forstlichen Kulturarbeit, den er als erster im *Jugendwaldheim Zorge* erprobt hat und der nun nicht nur an verschiedenen Stellen in Niedersachsen, sondern auch in anderen deutschen Bundesländern inzwischen Nachahmung gefunden hat. Wir werden darüber demnächst einen ausführlichen Aufsatz bringen.

## II. Studienfahrten

Die erste Studienfahrt des Jahres 1959 ging in 2 Autobussen am 23. Mai halbtägig in den Kreis Goslar. Beim ersten Halt an der Oberen Schierksmühle bei *Beuchte* gab Dr. Franz N i q u e t einen zusammenfassenden Überblick über seine Ausgrabungen merowingerzeitlicher Körpergräber oberhalb der benachbarten Kiesgrube, bei der außer der ersten Runenfibul Niedersachsens zahlreiche andere, kulturgeschichtliche und stammeskundlich außerordentlich wichtige Grabbeigaben zutage gekommen und interessante Beobachtungen über Bestattungsbräuche jener Zeit gemacht worden waren. Die Fahrt ging sodann um die Nordseite des Harlys nach *Weddingen*, wo Dr. H. A. S c h u l t z das Fachwerkwohnhaus der Domäne von 1590 erklärte und über die Geschichte des dort früher befindlichen Komturhofes des Deutschritterordens sprach. Der dritte Halt wurde kurz vor Wöltingerode bei der Försterei gemacht. Dort nahm Revierförster R o t t s a l l die Fahrtteilnehmer in Empfang und geleitete sie am südwestlichen Waldrande des Harlys bis zu einer Stelle, wo sich ein besonders weiter, umfassender Ausblick über den Harzrand vom Innerstetal bis in die Gegend von Wernigerode bot. Dort sprachen nacheinander Studienrat G. S c h r i d d e über die geologisch-geographischen Verhältnisse der überschauten Harzrandlandschaft, Dr. H. A. S c h u l t z über Burgen und Kirchen dieses Raumes, Dr. W. F l e c h s i g über die siedlungsgeschichtlichen Aussagen der Ortsnamen zwischen Harly und Harz und Revierförster R o t t s a l l über die *Waldgeschichte des Harlys*. Anschließend führte er die Heimatfreunde in den Wald hinauf, zeigte unterwegs manche seltene Kräuter und Bäume, darunter einen etwa 70 Jahre alten Mammutbaum, und schilderte angesichts der „Kräuteraugusthöhle“ die Geschichte des Kalibergbaues unter dem Harly und die daran anknüpfenden, von ihm selbst ins Leben gerufenen Freilichtbühnenspiele am Fuße der Höhle. Von dort gelangte man auf schönen Waldwegen zur Försterei zurück und in den Klosterkrug *Wöltingerode*, wo die Kaffeetafel bereitet war. Den Abschluß der von schönstem Wetter begünstigten, an Eindrücken reichen Fahrt bildete die Besichtigung der Klosterkirche unter Führung von Dr. Schultz und der Wirtschaftsräume der im alten Klostergebäude untergebrachten Landfrauenschule.

Für die ganztägige 2. Studienfahrt am 14. Juni waren wenig bekannte Ziele in der Umgebung von Hildesheim gewählt worden. Nach der Ankunft beim Bergschlößchen auf dem Moritzberg oberhalb von Hildesheim verließen die Teilnehmer die Autobusse und wanderten unter Führung unseres Hildesheimer Mitgliedes Dr. M a n s f e l d durch den prächtigen Buchenwald des Steinberges erst nach Süden und dann von dessen Westrande aus querfeldein an fruchtbaren Lößäckern vorbei zur Domäne *Marienrode*. Dort zeigte Dr. F l e c h s i g das Innere der Klosterkirche und sprach über die Geschichte des ehemaligen

Zisterzienserklosters, einer Tochtergründung von Isenhagen im Kr. Gifhorn. Nachdem noch Gelegenheit geboten worden war, die ehemalige Klostermühle mit dem Mühlenteich zu besuchen, bestieg man die dort wartenden Autobusse wieder und fuhr nach Hildesheim zurück, um das Mittagessen gemeinsam in der Gaststätte „Georgenpark“ einzunehmen. reichen Farblichtbildern. Dr. H. A. Schultz über seine *Grabungen auf dem Domänen-gelände in Schladen und auf der Harzburg*, über die Frage „*Wer kennt wirklich noch das alte Braunschweig?*“ mit einem Rätselraten über die Gegenstände ungewöhnlicher Farbaufnahmen aus der Braunschweiger Altstadt sowie über „*Heimatkundliche Beobachtungen im Schuntertal*“.

Nach Tisch ging es weiter über die Domäne *Steuerwald*, wo unter Führung von Dr. Flechsig die mittelalterlichen Gebäudereste der ehemaligen Bischofsburg besichtigt wurden, zum *Institut für Obstbau und Baumschule* der Technischen Hochschule Hannover bei *Sarstedt*. Der Institutsdirektor, Prof. Dr. de Haas hatte es sich trotz des Sonntagnachmittags nicht nehmen lassen, uns persönlich im Institutshörsaal einen fesselnden Vortrag über Entstehung, Aufgaben und Arbeitsweise seines Institutes zu halten und anschließend auf einem ausgedehnten Rundgang durch das weite Versuchsgelände eine lebendige Anschauung von den Forschungsmethoden und Zuchterfolgen besonders beim Steinobst zu vermitteln. Da zahlreiche Gartenbesitzer unter den Fahrtteilnehmern waren, war des Fragens und Antwortens kaum ein Ende zu finden, und nur ungern trennten wir uns wegen der fortgeschrittenen Zeit von dem humorvollen Professor und seinen hochinteressanten Anlagen, die für jeden Heimatpfleger wegen der Bedeutung des Kleingartenwesens für die Volkswirtschaft, das Landschaftsbild und das Kleinklima überaus anregend sind. Dann ging es zurück nach Hildesheim, um den schönen Abend noch bei verspätetem Kaffee und Kuchen auf der Terrasse der Gaststätte „Bergschlößchen“ mit dem prächtigen Blick über die in der sinkenden Sonne leuchtenden Dächer der Stadt hinüber zum Galgenberg ausklingen zu lassen.

Die 3. Studienfahrt am 11. Juli litt unter drückender Hitze, die mittags bei der Abfahrt in Braunschweig 35° erreicht hatte. Trotzdem wurde das Programm planmäßig abgewickelt, weil jeder froh war, wenn er an den Besichtigungspunkten für einige Zeit die glutheißen Busse verlassen und unter Bäumen Schatten finden oder Eis lecken konnte. Es ging zunächst über Gifhorn und durch das Olpumpengebiet um Wesendorf nach *Wahrenholz*, wo Dr. Schultz nur kurz auf die Stelle der ehemaligen billungischen Burg auf einer Wiese neben der Isemühle hinwies. Längerer Aufenthalt ergab sich in *Knesebeck*. Dort sprachen auf dem Gelände der ehemaligen Ritterburg der Herren von Knesebeck und des späteren herzoglichen Amtes beim jetzigen Forstamt zuerst Dr. Schultz über die Geschichte dieses Platzes und Dr. Flechsig über heutige Mundartgrenzen im Kr. Gifhorn und Überbleibsel wendischer Sprache in Orts- und Flurnamen, Lautformen und Wortschatzeigenheiten im Ostteil des Altkreises Isenhagen. Kaum hatten die Autobusse auf der Weiterfahrt über Wittingen das ehemalige Zisterzienserkloster *Isenhagen* erreicht, da brach ein plötzlich aufgezogenes Gewitter los, vor dem alle Teilnehmer in die Klosterkirche flüchteten. Nachdem die Kirche, die recht altertümlich erhaltenen Klostergebäude und die kostbaren Kunstschatze unter sachkundiger Führung zweier Stiftsdamen eingehend besichtigt waren, fuhr man zur Kaffeetafel nach *Hankensbüttel* weiter und genoß dort die Ruhepause im Trockenen um so mehr, als sich draußen erneut ein Gewitter mit Wolkenbruch entlud, das angenehme Abkühlung brachte. Auf der Rückfahrt wurde ein letztes Mal in einem kleinen Walde vor *Gr. Osingen* ausgestiegen, um angesichts eines verkümmerten, vom jungen Laubhochwald überwachsenen Wachholderbestandes einen Bericht von Studienrat G. Schridde über den Wandel des Landschaftsbildes und der Waldwirtschaft in der Lüneburger Heide zu hören.

Die 4. Studienfahrt am 5. September galt dem Besuch der Grabungsflächen auf dem ehemaligen Gelände der Pfalz Werla bei *Werlaburgdori*, der Domäne *Schladen* und der Bergfriedkirche in *Lochtum* bei Vienenburg. An der ersten Stelle berichtete die Mitarbeiterin des kurz zuvor tödlich verunglückten Grabungsleiters Dr. Schroller, Frau Dr. G. Stelzer, über die neuesten Grabungsergebnisse und führte die Teilnehmer zu den freigelegten Schnitten, die der Klärung der Lage des ehemaligen Dorfes Werla dienen sollten. Auf dem

Schladener Domänenhofe zeigte Dr. S c h u l t z die Gebäudereste der Renaissancezeit, die vom Umbau der ehemaligen bischöflichen Wasserburg durch Herzog Julius von Braunschweig zeugen, und schilderte sodann die Ergebnisse seiner Grabung, die zur Freilegung der Burgfundamente aus dem 11. Jahrhundert geführt hatten. In Lochtum sprach Dr. L a n g e über die Geschichte der Kirche, deren Turm Dr. Schultz als ehemaligen Wehrturm entdeckt hat, und die Herren von Lochtum. Den stimmungsvollen, leider allzu kurzen Ausklang bildete die Vorführung der kleinen, aber wertvollen Barockorgel durch Frau Hilde Pfeiffer-Dürkop. Zwischen den Besichtigungen der Werla und in Schladen hatten sich die Fahrtteilnehmer nach einer kleinen Fußwanderung vom Werlahügel an der Oker entlang in der Waldgaststätte *Buchladen* bei Kaffee und Kuchen frisch gestärkt.

Die 5. und letzte Studienfahrt war dazu bestimmt, am 18. Oktober ganztägig das Braunkohlenrevier zwischen der Zonengrenze und dem Elm bei Schöningen zu durchstreifen. Das erste Ziel der Autobusse war der *Elmrand* beim Elmhaus oberhalb von Schöningen, wo Studienrat G. S c h r i d d e die zu Füßen weit ausgebreitete Acker- und Industrielandschaft im Osten beiderseits der Zonengrenze geologisch, geographisch und wirtschaftskundlich erklärte. Bei der ehemaligen *Teichsmühle* nordöstlich von Schöningen stand Revierförster H o m u t h bereit, um die Teilnehmer über die Aufforstung der Abraumkippen der Braunschweigischen Kohlenbergwerke zu unterrichten. Er zeigte zunächst die *Baumschule der BKB*, die den Nachwuchs für die Haldenbepflanzung zu liefern hat, und leitete sodann eine kleine Wanderung über die *Esbecker Kippe*, wo sich Jungwuchs der verschiedenen Altersstufen in erstaunlich guter Entwicklung darbietet. Nach Erklärung des noch in Betrieb befindlichen Tagebaues bei Trendelbusch wurde auch der im stillgelegten ehemaligen *Tagebau Anna-Nord* entstandene See mit seinen naturgerecht bepflanzten Ufern besichtigt und schließlich am Stacheldraht hinter dem Ortsausgange von *Offleben* ein schmerzlicher Blick über die Zonengrenze in das jenseitige ostfälische Land geworfen. Dann begaben sich die Fahrtteilnehmer nach *Alversdorf*, wo sie nach dem Besuch des dort eingerichteten kleinen Werksmuseums mit seinen aufschlußreichen Betriebsmodellen in der Werksgaststätte „Treue“ Gäste der Braunschweiger Kohlenbergwerke sein durften. Sie schieden von dort nicht nur in herzlicher Dankbarkeit für diese großzügige Gastfreundschaft, sondern auch voller Bewunderung für den verantwortungsbewußten Weitblick, mit dem die BKB in vorbildlicher Weise seit Jahrzehnten bemüht sind, die vom Bergbau dem Heimatboden geschlagenen Wunden zu heilen und ein naturgemäßes Landschaftsbild neu zu schaffen, das mit seinem Wechsel von Ackerflächen, Wald und Wasserflächen die früher dort vorherrschende einförmige Kultursteppe an Reiz sogar noch übertrifft. Der Nachmittag war dem Besuch dreier Baudenkmale unter Führung von D. H. A. S c h u l t z gewidmet, und zwar des in einer Esbecker Tischlerei versteckten kapellenartigen Steinbaues aus dem Mittelalter, über dessen Bedeutung und Geschichte merkwürdigerweise nichts bekannt ist, und der leider etwas verwahrlosten Wasserburg in *Esbeck* sowie der mittelalterlichen Cluskapelle vor *Schöningen* mit ihrer reichen, von dem Braunschweiger Restaurator Herzog vortrefflich wiederhergestellten Innenausstattung. Zum Schluß vereinigte die im Elmhaus über Schöningen gedeckte Kaffeetafel ein letztes Mal für dieses Jahr die Fahrtteilnehmer noch einmal im geselligen Kreise.

### III. Monatsversammlungen

Zu Monatsversammlungen mit Kurzreferaten und Aussprachen trafen sich die Braunschweiger Mitglieder im Jahre 1959 am 12. Januar, 9. Februar, 9. März, 13. April, 11. Mai, 8. Juni, 13. Juli, 10. August, 8. Oktober, 17. November und 1. Dezember, und zwar bis zum August wie bisher in „Dannes Hotel“, danach, als diese altbewährte Gaststätte im Zuge der Umgestaltung des Augusttorgeländes dem Abbruch anheimgefallen war, teils im „Brabanter Hof“, teils im „Haus zur Hanse“. Es sprachen u. a. Dr. F l e c h s i g über „*Neue Erkenntnisse der Flurnamenforschung für die frühe Besiedlungsgeschichte Ostfalens*“ unter Vorlegung der im Br. Landesmuseum für Geschichte und Volkstum erarbeiteten Verbreitungskarten der wichtigsten Flurnamentypen, Prof. O. H a h n e über „*Das ehemalige Dorf Rischau bei Bortfeld*“, Studienrat Dr. Siegfried H a r d u n g über „*Die geschnitzte Gefängnisbank im Braunschweigischen Landesmuseum und Grundzüge*

der Gefangenenkunst“, Notar Heinz Mollenhauer über „Wandlungen des Orts- und Landschaftsbildes der Heimat seit der Gründerzeit“, Studienrat Gerhard Schridde über „Alexander von Humboldt als Wegbereiter wissenschaftlicher Landeskunde“ aus Anlaß seines 100. Todestages, über seine „Moselfahrt aus Landschaftskummer“ mit Farblichtbildern und über seine „Frankenfahrt zum Naturschutztag 1959“, ebenfalls mit zahl-

#### IV. Tätigkeit des Vorstandes

Der Vorstand trat zu Sitzungen am 16. Januar, 5. Februar, 3. und 9. März, 22. April, 11. Mai, 8. Juni, 13. und 15. Juli, 12. September, 22. Oktober, 17. November und 1. Dezember 1959 zusammen. Sie dienten einerseits zur Regelung organisatorisch-geschäftlicher Dinge, der Aufstellung des Haushaltsplanes für die Vereinsmittel im Jahre 1959 und der Vorbereitung der Vortragsveranstaltungen und Studienfahrten, andererseits aber zur eingehenden Erörterung zahlreicher Aufgaben der praktischen Heimatpflege. Im Vordergrund standen dieses Jahr Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege, und zwar die Gefährdung des alten Friedhofes in Velpke, Kr. Helmstedt, und des Katharinenfriedhofes in Braunschweig durch Bauvorhaben, der Kampf gegen die geplante Drahtseilbahn im Landschaftsschutzgebiet Wurmberg bei Braunlage im Harz, die Beeinträchtigung des Landschaftsschutzgebietes Rieseberg im Kr. Helmstedt durch Einzäunung und beabsichtigte Bebauung eines botanisch besonders wertvollen Geländes seitens eines privaten Grundstückseigentümers, die Bedrohung des Eichenwäldchens mit Resten der Braunschweiger Landwehr beim Wendenturm in Braunschweig-Rühme durch Bauplanungen der Stadt, die Gefahr der Beeinträchtigung der Wendhäuser Forst als Erholungsgebiet im Falle der von Sportkreisen gewünschten Anlage des „Welfenringes“ als Motorradrennbahn im dortigen Waldgebiet, die Zukunft des Braunschweiger Zoos und die Sicherung von Landschaftsschutzgebieten und Grünflächen als Erholungslandschaft für die Stadt Salzgitter am Nordrande der Lichtenberge. Diesem letztgenannten Vorhaben diente eine Fahrt des Vorstandes nach Salzgitter-Lichtenberg, wo gemeinsam mit Verwaltungsstellenleiter Vogel, Lehrer W. Forche und anderen Vertretern des Ortsteils Lichtenberg die Wünsche der Bevölkerung erörtert wurden und eine gemeinsame Begehung des zu sichernden Geländes erfolgte. Anschließend ließ sich der Vorstand in Salzgitter-Lebenstedt durch Stadtbaurat Dr. Krebs und seinen Stadtplaner Schlosser über den Flächennutzungsplan der Stadt Salzgitter mit den Bauvorhaben der Industrie und der Stadt unterrichten und machte die Ansprüche des Heimatschutzes wegen der Grünflächen geltend.

Aus dem Bereich der Kulturdenkmalpflege beschäftigten den Vorstand hauptsächlich die Sorge um die Restaurierung und Neuaufstellung des barocken Hochaltars in der Riddagshäuser Klosterkirche, die Erhaltung des Spohrhauses und der anderen alten Gebäude am Spohrplatz sowie vor allem der Kampf um Erhaltung und Wiederaufbau des Residenzschlosses in Braunschweig. Um das, was in dieser alle heimattreuen alten Braunschweiger zutiefst bewegenden Angelegenheit vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz auch 1959 wieder unternommen wurde, ist alles Nähere in einem zusammenfassenden Berichte seines Vorsitzenden zu lesen, der in diesem Hefte unserer Zeitschrift veröffentlicht wird und zugleich als Sonderdruck allen verantwortlichen Behörden und Politikern zugewandt ist.

Die Bearbeitung der vorstehend aufgeführten Einzelfragen des Natur- und Landschaftsschutzes, der Landschafts- und Kulturdenkmalpflege brachte einen ausgedehnten Briefwechsel des Vorstandes mit Staats- und Kommunalbehörden, befreundeten Vereinen, Ortsheimatpflegern und anderen Sachverständigen mit sich. Wenn manches noch nicht befriedigend zum Abschluß gebracht werden konnte, so liegt das zum Teil daran, daß die Mühlen der Verwaltung langsamer mahlen, als es der ungeduldige Eifer des Heimatfreundes gern sähe, zum Teil aber auch an den allgemeinen Schwierigkeiten, die sich im Zeitalter des „Wirtschaftswunders“ und der fortschreitenden Vermaterialisierung des Denkens jeder ideellen Bestrebung in den Weg stellen. Trotzdem lassen wir uns durch solche unerfreulichen Erfahrungen in unserer Hingabe an unsere Ideale nicht irre machen. Wir vertrauen darauf, daß nach der Befriedigung der Bedürfnisse für die Steigerung des äußeren Lebensstandards im deutschen Volk auch wieder der alte Sinn für die wahren Kulturgüter und die seelischen Werte des Lebens wach werden wird.

Fl.

## Neues heimatliches Schrifttum

Steinwedel, Adolf. Heide. Plauderei zu eigenen Aufnahmen: Ein Tag in der Lüneburger Heide. DM 2,40. Waisenhaus-Buchdruckerei u. Verlag Braunschweig 1959.

Adolf Steinwedel legt in seinem kleinen Heide-Heftchen eine Bilderfolge vor, die uns Braunschweiger besonders anspricht, da ihre Aufnahmen alle aus dem Gebiete der Südheide stammen, die uns ja, da sie vor den Toren unserer Heimatstadt liegt, auch in besonderem Maße vertraut ist. Leider fehlen bei den Einzelbildern, die zum größten Teile in den Gebieten der Eysseler Heide, des Heiligen Haines und der Oerreler Heide aufgenommen sind, nähere Ortsbezeichnungen. In dem die Bilder begleitenden Text klingt auch der Naturschutzgedanke an. Hierbei sollte man aber Ausdrücke wie „Unberührtheit“ und „Urwüchsigkeit“ im Zusammenhang mit der Natur der Südheide nur mit allergrößter Vorsicht und Zurückhaltung gebrauchen.

Das Büchlein erscheint als liebe Erinnerung an eine Heidefahrt oder als freundliche Aufmerksamkeit für gute Freunde recht geeignet. Schri.

Strzygowski, Walter. Europa braucht Naturparke! Vorschläge zum Schutz der schönsten Landschaften Europas. 144 Seiten, Leinen, DM 12,50. Mit 16 Kunstdrucktafeln, zahlreichen Illustrationen und einer vielfarbigen Europakarte. Verlag Ferdinand Berger · Horn · Niederösterreich. Auslieferung für Deutschland: Kosmos-Verlag Stuttgart.

Dieses Buch des Wiener Professors für Wirtschaftsgeographie an der Hochschule für Welthandel und Vorstandes des Instituts für Raumordnung ist eine recht interessante Neuerscheinung auf dem Gebiete der Naturschutz-Literatur. Strzygowski fordert in ihr, daß die Vereinigung Europas nicht nur von der wirtschaftlichen Seite her betrieben, sondern auch von ideellen Kräften gefördert werden müsse, und er sieht einen solchen Weg auch in dem Naturpark-Gedanken, der der kommenden Generation ein neues europäisches Heimat-

gefühl vermitteln und eine erhöhte Gesundheit ihres Lebens sichern soll. Das Buch trägt aus allen europäischen Räumen mit großem Wissen und viel Sorgfalt einen Vorentwurf für die bestgeeigneten europäischen Erholungsräume zusammen.

Mit großem Interesse liest der Naturschützer auch die Seiten über die geistigen Grundlagen der Naturparkidee, die den Vorschlägen für die europäischen Naturparke vorausgeschickt sind. Viele gute und wesentliche Gedanken sind hier zusammengestellt.

Es wird deutlich herausgearbeitet, daß der Naturpark für den Menschen geschützt werden soll, während das Naturreservat (entspricht unserem Naturschutzgebiet) vor den Menschen geschützt werden soll. Jeder Naturschützer weiß, daß heute auch der Mensch in den Naturschutz mit einbezogen werden muß, gilt es doch, ihn vor seinen eigenen Werken zu schützen. Mit Erschrecken liest man aber von einer „Idee von der planmäßigen Neugestaltung des Lebens“ (p. 10). Schießt so der Mensch nicht über das Ziel, das ihm gesetzt ist, weit hinaus? Das Leben läßt sich nicht vom Menschen planend neu gestalten. Vergeblich hat man im vergangenen Jahrhundert versucht, die heimatische Natur durch Verschönerungsvereine zu verniedlichen. Wir danken den Vätern des klassischen, konservierenden Naturschutzes, daß sie uns die Ehrfurcht vor der Natur und ihren Gesetzen wieder gelehrt haben. Gefahr verkündend klingt ferner der Satz: „Vergessen wir doch nicht, die Menschen im Gebirge und in der Ebene sind wichtiger als die Pflanzen und die Tiere“ (p. 91). Ich glaube, daß wohl die Pflanzen und Tiere ohne den Menschen, nicht aber der Mensch ohne eine ihn umgebende gesunde Natur auskommen kann. Er hat sie zu seiner Gesundheit nötiger als die modernste Medizin. Mögen alle Landschaftsplaner sich immer dessen bewußt bleiben, daß ihre so schöne aber auch so verantwortungsvolle Aufgabe nur zu einem befriedigenden Enderfolg führen kann, wenn sie in tiefster Demut vor dem Schöpfer und allen seinen Kreaturen geschieht.

Schri.





*Jetzt*

**20%**  
**Sparprämie**  
**+ Zinsen**

**Landessparkasse**

**Landgrebe** ➔

**Reinigt · Färbt**

Ihr Vorteil:

einfach zur »einfachreinigung«

Filialen in allen Stadtteilen

Ruf 309 83-84



**... so fein im Aroma**  
**weil**  
**aerotherm geröstet**

Ha-308

## **SPAREN erleichtert Ihnen das Reisen**

Darum ein BANKSPARBUCH bei einem  
der untenstehenden Kreditinstitute,  
die Ihnen auch REISEZAHLUNGSMITTEL besorgen

# **VEREINIGUNG BRAUNSCHWEIGISCHER BANKEN UND BANKIERS**

### **COMMERZBANK**

Aktiengesellschaft  
Filiale Braunschweig

### **DEUTSCHE BANK**

Aktiengesellschaft  
Filiale Braunschweig

### **DRESDNER BANK**

Aktiengesellschaft  
in Braunschweig

### **GEBRÜDER LÖBBECKE & CO.**

Braunschweig

### **BANK FÜR GEMEINWIRTSCHAFT**

Aktiengesellschaft  
Niederlassung Braunschweig

### **C. L. SEELIGER**

Wolfenbüttel



# Braunschweigische Heimat



1960

46. Jahrgang · Heft 2



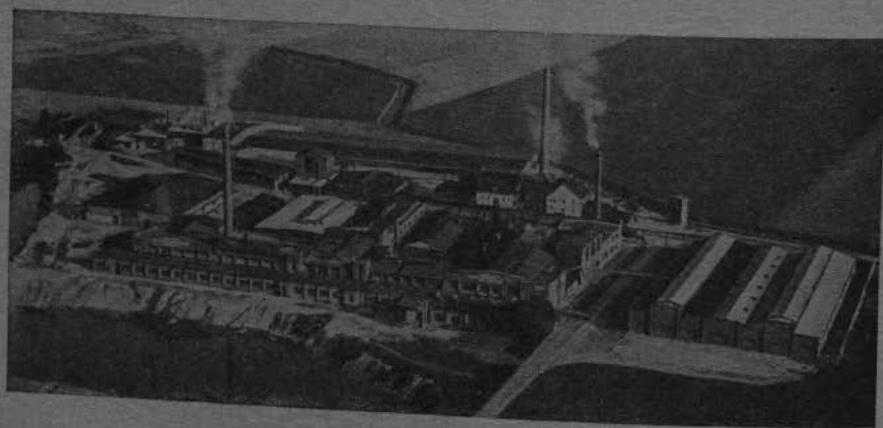
---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben. 1. Feldgeister Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	33
Das Kornwölfe Von Hauptlehrer Hugo Grimme, Dörriksen, Kr. Einbeck . . . . .	38
Bürgerliche Steinbauten im mittelalterlichen Braunschweig Von Rudolf Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25 a . . . . .	38
Zur Entstehungs- und Frühgeschichte der Papiermühle Oker Von Dr. Eberhard Tacke, Hannover, Gneisenastraße 68 . . . . .	44
Beginn der Neuzeit im Lande Braunschweig Von Mittelschullehrer Dr. Erich Sander, Wolfenbüttel, Campestraße 30 . . . . .	50
Aus dem alten Rábke (11. Haartracht und Frauenkleidung, 12. Fahnenfest, 13. Das Sommerfest) Von Karl Böhme, weiland Pastor in Rábke . . . . .	52
Wie vor 80 Jahren in Warbsen, Kreis Holzminden, Krankheiten behandelt wurden Von Postinspektor i. R. Karl Werner, Warbsen, Kr. Holzminden . . . . .	55
Ein merkwürdiger Fruchtbarkeitszauber in Bährdorf Von Kirchenrat Otto Lohmann f, Dörzbach (Baden) . . . . .	56
 <b>Aus der Heimatpflege:</b>	
Franz Zobel und das neue Heimatmuseum im Schlosse zu Salzgitter-Salder . . . . .	57
Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde vom 1. 1. 1958 bis 31. 12. 1959 Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Neustadtring 43 . . . . .	59
Neue Verordnungen zum Schutz von Landschaftsteilen und einzelnen Naturdenkmälern im Verwaltungsbereich Braunschweig . . . . .	64
 Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65, Bankkonto: Brschw. Staatsbank Nr. 1273, Braunschweig	



**MARIENBERGER MOSAIKPLATTENFABRIK A.-G.**

**Keramische Werke für Wand- und Bodenfliesen**

**BROITZEM / BRAUNSCHWEIG**



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Bezugspreis (-Mitgliedsbeitrag) 6,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

46. Jahrgang

Juni 1960

Heft 2

## *Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben*

Wortgeographische Untersuchungen

zur ostfälischen Stammeskunde

von Werner Flechsig

Wo Trecker und Mähdrescher, Wasserleitung, Rundfunk und Fernsehen auf unseren Bauernhöfen ihren Einzug gehalten haben, ist kein Platz mehr für Feld-, Wasser- und Hausgeister, mit denen die Phantasie des Volkes einst den dörflichen Lebensraum bevölkert hatte. Die Verbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und ihre Anwendung in der Technik des Alltags haben die Vorstellungswelt nicht nur der Erwachsenen, sondern auch schon der Kinder auf dem Dorfe so sehr ernüchtert, daß die letzten Reste des seit uralter Zeit überlieferten Glaubens an die Geisterwelt zwischen Himmel und Erde, die sich noch in das 20. Jahrhundert hinübergerettet hatten, heute immer rascher und vollständiger dahinschwinden.

Es ist also höchste Eile geboten, wenn durch die volkskundliche Forschung der Gegenwart noch etwas aus jenem Bereich des Volksglaubens festgehalten und der Nachwelt überliefert werden soll. Aber ist das überhaupt notwendig? Ist nicht in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Volkskunde der einzelnen deutschen Landschaften wie in den zusammenfassenden Werken über germanische Mythologie und in unseren großen Sagensammlungen schon alles Wissenswerte über die Geisterwelt unserer Vorfahren zusammengetragen worden? Gewiß, was die Vorstellungen über Aussehen und Verhalten der verschiedenen Arten von Geistern betrifft, so sind wir im wesentlichen ausreichend unterrichtet<sup>1)</sup>. Schlechter bestellt ist es dagegen mit unserer Kenntnis von den Gattungsnamen der Geister und ihren Geltungsbereichen. Die Ermittlung solcher Namen ist jedoch nicht nur für die Klärung mythologischer Bedeutungszusammenhänge wichtig, sondern auch für die Klärung siedlungs- und stammesgeschichtlicher Fragen bedeutsam, soweit die vermutlich recht altertümlichen Namen der Geister sich in ihrer Verbreitung auf bestimmte, fest umrissene Gebiete begrenzt erweisen.

Aus diesem Grunde habe ich 1956 damit begonnen, in die seit 1951 alljährlich an rund 450 ostfälische Gewährsleute verschickten Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum auch Fragen nach den Benennungen der Feld-, Wasser- und Hausgeister und anderer Gestalten des Volksglaubens aufzunehmen. Der Erfolg rechtfertigte den Versuch. Es kam trotz des fortschreitenden Überlieferungsschwundes noch weit mehr zutage, als ich zu hoffen gewagt hatte.

## 1. Feldgeister

Richard Andree berichtete in seiner Braunschweiger Volkskunde vor 60 Jahren, daß nach dem Volksglauben unserer Heimat ein altes Weib im wogenden Kornfeld sitze, vor dem man die Kinder warne, damit sie nicht zum Blumenpflücken in das Feld eindringen und dabei Korn zertreten. Als heimische Namen dieses gespenstischen Wesens nannte er *körnwiß* oder *rälwiß*, als Namen eines Gespenstes im Bohnenfeld den *bônebock*. Bei Vorsfelde wurden damals die Kinder vor dem auf dem Felde umgehenden *bôkerl* gewarnt<sup>2)</sup>. Schon Jacob Grimm wußte, als er 1835 seine grundlegende „Deutsche Mythologie“ veröffentlichte, daß im Braunschweigischen der Korngeist „*kornwiß*“ genannt wurde, während in der Altmark und in der Mark Brandenburg dafür die Bezeichnung „*roggenmöhne*“ und im Osnabrückischen „*tremsemutter*“ gebräuchlich war<sup>3)</sup>. Im Jahre 1848 teilten A. Kuhn und W. Schwartz in ihrem großen Sammelwerk norddeutscher Sagen mit, daß der Korngeist in der Magdeburger Börde „*kornmutter*“ und in der Alt- und Mittelmark „*roggenmoine*“ heiße und daß daneben in der Mark auch ein Geist des Erbsenfeldes namens „*aritenmoine*“ bekannt sei<sup>4)</sup>. Sechs Jahre später bezeugten G. Schambach und W. Müller in ihrer Sammlung niedersächsischer Sagen für das Leinebergland die Namen „*Kôrenmoimeke*“, bisweilen auch „*Kôrenwiß*“ und „*Roggenwiß*“ sowie einen vereinzelt „*Kornmann*“ (Parsenen, Kr. Göttingen) im Kornfeld und „*Aritenwiß*“ im Erbsenfeld (Lüthorst und Amelsen im Kr. Einbeck)<sup>5)</sup>. Die gleichen Namen führte G. Schambach 1858 auch in seinem Wörterbuch auf<sup>6)</sup>. 1884 nannte Th. Voges in einem Vortrage über heidnische Reste im Volksglauben des braunschweigischen Landes als Korngeister das „*Roggenweib*, auch *Rahlwief* heißen (von der purpurnen Kornrade so genannt)“, das „*Tittenwief*“, den „*Haberbock*“ und „*Roggenwolf*“, wobei freilich wegen des Fehlens von Ortsangaben ungewiß blieb, ob alle diese Bezeichnungen wirklich im Braunschweigischen beheimatet oder zum Teil auch nur als volkskundliche Parallelen mit aufgeführt waren<sup>7)</sup>. In seiner Sammlung von „Sagen aus dem Lande Braunschweig“ (1895) brachte er leider nichts über Korngeister, was diese Ungewißheit hätte beseitigen können. Erst aus den von Fr. Zobel gesammelten „Sagen des Landkreises Goslar“ (1936) erfahren wir, daß das „*Raalenwail*“ in Haverlah und allen anderen Orten des Kreises bekannt ist<sup>8)</sup>.

Alle diese Andeutungen reichen aber nicht aus, um eine klare Vorstellung von der Verbreitung der verschiedenen Bezeichnungen für Korngeister innerhalb Ostfalens zu gewinnen. Dazu bedurfte es erst einer weiträumigen Erhebung. 1957 stellte ich im 8. Fragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums die Frage Nr. 774 nach dem „Namen des gespenstischen Wesens, das im Kornfelde auf Kinder lauern soll“, und setzte, um das Erinnerungsvermögen der Befragten zu stärken, als mögliche Antworten *Räl(en)wiß*, *Körnwiß* und *Körnmoime* daneben, von denen die Bearbeiter die nicht zutreffenden Bezeichnungen durch- und die in ihrem Orte gebräuchlichen unterstreichen sollten. Falls ein von mir nicht aufgeführter Name bekannt war, sollte er handschriftlich hinzugefügt werden. Bei der Auswertung der eingegangenen Antworten ergab sich folgendes:

Der Name *Körnwiß* oder — dem jeweiligen Lautstande der Ortsmundart entsprechend — *Körnwäif* (-wäif, -woif, wöif) bzw. *Kuernwäif* usw. wurde am häufigsten gemeldet. Seine 207 Belege verteilen sich über den ganzen untersuchten Raum von Kl. Wanzleben, Kr. Wanzleben, und Ströbeck, Kr. Halberstadt, im Osten bis Bis-

perode und Halle, Kr. Holzminden, im Westen, von Vorhop und Westerholz, Kr. Gifhorn, Ummern, Kr. Celle, und Isernhagen, Kr. Burgdorf, im Norden bis Eisdorf, Kr. Osterode, und Hohnstedt, Kr. Northeim, im Süden. *Körnmoime* (-*mume*) findet sich über das gleiche Gebiet verstreut in 29 Orten, von denen 6 im Kr. Helmstedt, 6 im Kr. Wolfenbüttel, 3 im Kr. Goslar, 4 im Kr. Hildesheim-Marienburg, 7 im Kr. Gandersheim, 2 im Kr. Einbeck und 1 im Kr. Blankenburg-West liegen. Statt des Bestimmungswortes *Körn-* erscheint *Roggen-* nur dreizehnmal, und zwar als *Roggenwäif* in Heiningen, Kr. Goslar, Upstedt, Kr. Hildesheim-M., Helmscherode und Jerze, Kr. Gandersheim, Betheln und Mehle, Kr. Alfeld (-*wäif* bzw. -*wöif*), Harderode, Kr. Holzminden, Sievershausen, Kr. Einbeck (-*wöif*) und Wathlingen, Kr. Celle (-*wäif*), als *Roggenmöne* oder -*mume* in Saalsdorf und Zobbenitz, Kr. Helmstedt, Upen, Kr. Goslar, als *Roggenhexe* in Gittelde, Kr. Gandersheim. An zweiter Stelle hinter dem *Körnwäif* steht nach der Häufigkeit der Belege das *Rål(en)wäif* (-*wäif*, -*wäif*, -*wöif*, -*wöif*), so benannt nach *Rål*, dem ostfälischen Namen der Kornrade, die neben der Kornblume die blumenpflückenden Kinder hauptsächlich in das Kornfeld lockt. Ihre 74 Belege verteilen sich auf die Kreise Helmstedt (7), Gifhorn (1), Braunschweig (9), Wolfenbüttel (21), Goslar (8), Stadtkr. Salzgitter (11), Peine (3), Hildesheim-M. (8), Alfeld (1), Gandersheim (1), Holzminden (1), Einbeck (1) und Zellerfeld (1). Nur dreimal wurde der Name *Tittenwäif* (*Titjen-*, *Titschenwäif*) aus Böckelse, Kr. Gifhorn, Wendessen, Kr. Wolfenbüttel und Waggum, Kr. Braunschweig, gemeldet. Sie beziehen sich auf die äußere Erscheinung des Kornweibes, das nach dem Volksglauben die von ihr ergriffenen Kinder an ihren schwarzen (eisernen) Brüsten saugen läßt und dabei vergiftet oder erdrückt.

Neben dem so reichlich in Ostfalen bezeugten Korngeist in Frauengestalt sind hier nur geringe Spuren eines Korngeistes in Tiergestalt zu entdecken. Der *Roggenbock* ist bekannt in Eischott und Kästorf, Kr. Helmstedt, und Waggum, Kr. Braunschweig, das *Roggenketjen* (= Roggenkätzchen) in Ammensen, Kr. Gandersheim.

Dagegen befinden sich unter den Geistern im Erbsen- und Bohnenfeld, die von mehreren Gewährsleuten ungefragt zusätzlich mitgeteilt wurden, vorwiegend Tiernamen. Eine Frau als Hüterin des Erbsenfeldes begegnet uns nur in Hankensbüttel (*Äfschenwäif*), Wittingen (*Erfschenwäif*) und Westerbeck (*Arfjenwäif*), alle drei im Kr. Gifhorn, und merkwürdig weit davon entfernt in Portenhagen, Kr. Einbeck (*Arftenwäif*). Daneben erscheint eine Bocksgestalt als *Erften-* oder *Arftenbock* in Ahnebeck und Warmenau, Kr. Helmstedt, und Mascherode, Kr. Braunschweig, als *Bönebock* in Bahrndorf, Grafhorst, Parsau und Sunstedt, Kr. Helmstedt, Thune, Kr. Braunschweig, und Willershausen, Kr. Osterode, als *Rasselbock* in Grasleben, Kr. Helmstedt, und als *Otterbock* in Wathlingen, Kr. Celle.

Sehen wir uns nun in der näheren und weiteren Nachbarschaft Ostfalens nach entsprechenden Feldgeisternamen um, so finden wir im Kr. Neustadt an der Grenze zwischen Ostfalen und Nordniedersachsen nach Heckscher das *Roggenwäif* (Moordorf), das *Arfschen-* bzw. *Artschenwäif* (Basse, Metel, Moordorf, Schneren) und die „*Erbsenmuhme*“ (Havelse)<sup>9)</sup>, in der Heidmark nach Heckscher den *Aterbock* (Manhorn)<sup>10)</sup>. Bei Minden an der Grenze zwischen Ostfalen und Westfalen begegnet uns wieder das *Roggenwäif*<sup>11)</sup>. Weiter nach Westfalen hinein sind nach

Ausweis der von P. Zaunert gesammelten Westfälischen Sagen im Korn das *Tittenwif* (Minden-Ravensberg), die *Roggenmöhm* (Neuenkirchen im Kr. Steinfurt) und das *Roggenwif* (ohne Herkunftsangabe), im Erbsen- und Bohnenfeld die *Arfkenmör* = Erbsenmutter (Dinklage in Oldenburg), der *Erbsen-* und *Bohnenbock* heimisch <sup>12)</sup>. Ergänzend hierzu nennt P. Sartori in seiner Westfälischen Volkskunde das „*Roggenweib*“ im Kr. Herford, die schon von Grimm erwähnte *Tremsemutter* und — ohne Gebietsangabe — die *Rålmôr* = Kornradenmutter <sup>13)</sup>. Ganz anders im Norden! In Mensings Schleswig-Holsteinischem Wörterbuch finden wir wohl den *Hawerbuck* (= *bock*), *Kornwulf* (= *wolf*), *Roggenbuck* und *Roggenwulf*, aber keinen Namen für einen weiblichen Korngeist in der Art, wie er aus Ost- und Westfalen bezeugt ist <sup>14)</sup>. Es scheint demnach so, als ob die Kornfrau nur dem westfälisch-ostfälischen Kulturkreise und dem von hier aus besiedelten Teilen des ostniederdeutschen Raumes angehörte und die tierischen Feldgeister mehr im nordniedersächsischen Raume beheimatet sind. Wo aber die Grenze zwischen beiden Arten von Feldgeistern im Inneren der Lüneburger Heide liegt, läßt sich einstweilen nicht klären, weil das Lüneburger Wörterbuch von Ed. Kück bisher nur bis zum Buchstaben J veröffentlicht ist und die Stichwörter *Korn-* und *Roggen-* noch ausstehen. In seinem Buch über „Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide“ (1906) hat Kück leider dieser Seite des Volksglaubens gar nicht gedacht. Nur soviel scheint schon jetzt klar, daß westlich der unteren Aller und Weser die Kornfrau weiter nach Norden reicht als östlich. Dafür sprechen nicht nur die schon erwähnten Belege aus dem Osnabrückischen und Oldenburg, sondern auch das *Rögenwif* im Wörterbuch des Dorfes Baden zwischen Bremen und Verden von Westermann <sup>15)</sup> und das *Arfkenwif* an der unteren Aller im Lüneburger Wörterbuch <sup>16)</sup>.

Eigenartig ist innerhalb des ostfälischen Kornweibereiches die enger begrenzte Verbreitung des Namens *Rålwif* usw. Es deckt sich, von den 4 etwas abseitigen Belegen aus Clauen im Kr. Peine, Weteborn im Kr. Alfeld, Kuventhal im Kr. Einbeck und Lonau im Kr. Zellerfeld abgesehen, mit dem ostfälischen Kerngebiet, dessen Westgrenze von der Seesener Gegend am Westharz in nördlicher Richtung durch den Ambergau an der Nette entlang bis zu deren Mündung in die Innerste bei Derneburg und dann durch den Ostteil der Kreise Hildesheim-Marienburg und Peine in nordöstlicher Richtung zur Oker-mündung im Kr. Gifhorn verläuft. Außer den genannten 4 Ortschaften bleiben alle *Rålwif*-Belege Ostfalens östlich dieser Grenze.

Vor rund 60 Jahren warf R. Andree die Frage auf, ob die „Korndämonen“ jemals mehr als nur Kinderpopanze gewesen seien, von den Erwachsenen aus erzieherischen Gründen ersonnen, um die fruchttragenden Felder wirksam vor Verwüstungen durch blumenpflückende Kinder zu schützen <sup>17)</sup>. Aber solche Zweifel, die aus der rationalistischen Richtung der damaligen Volkskundeforscher erwachsen, erscheinen uns heute unbegründet. Ein von vornherein als Kinderschreck gedachter, von Erziehern willkürlich erfundener Feldgeist hätte bei der naturgemäß recht unterschiedlichen Phantasie der Menschen ein höchst mannigfaltiges, oft von Ort zu Ort oder gar von Haus zu Haus wechselndes Gepräge erhalten müssen. Die große Einheitlichkeit aber, mit der über weite Gebiete Nordwestdeutschlands hin nicht nur Aussehen und Handlungsweise, sondern sogar die

Namen der Feldgeister geprägt erscheinen, läßt sich nur aus dem religiös-mythischen Urgrunde überlieferter echter Glaubensvorstellungen des Volkes in seiner Gesamtheit erklären. Wir kehren daher zurück zu den Anschauungen eines Jacob Grimm, der vor 125 Jahren mit genialem Scharfblick die Ähnlichkeiten im Aussehen und Auftreten der Kornfrau mit den Zügen der Frau Holle oder Perchta im Märchen, in der Sage und im Zwölftenglauben erkannte und den weiblichen Korngeist daher als eine verblaßte, ehemals göttliche Hüterin der Fruchtbarkeit deutete<sup>18)</sup>. Ihre vielfache Bezeichnung als „Mutter“ (*Moine, Moime, Mōne, Mōm', Mō'er*), die sogar in der irreführenden Verhochdeutschung „Muhme“ noch durchscheint, und die immer wiederkehrende Erwähnung ihrer Brüste, an die sie die eingefangenen Kinder legt, sind dafür Beweise genug. Daß diese Brüste als schwarz, hölzern, eisern oder gar glühend geschildert werden und ihr Kopf als der einer häßlichen, alten Frau mit zottig verwirrten Haaren, roten Augen, einer langen Nase und furchterregenden, weit aus dem Munde herausstehenden Reffelzähnen, das gehört zu dem äußerlichen Beiwerk, durch das dem Volke seit der Christianisierung die ehemals verehrten holden Gestalten der heidnischen Glaubenswelt als verabscheuungswürdig entfremdet werden sollten. Dieses Schicksal widerfuhr auch der Frau Holle. Mit ihr werde ich mich in einem späteren Hefte unserer Zeitschrift eingehend befassen.

<sup>1)</sup> Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. v. H. Bächtold-Stäubli. 1927 ff.; hier bes. die Stichwörter „Acker“, „Korndämonen“, „Wassergeister“ und unter den einzelnen Namen der Geister.

— Adolf Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Aufl. bearb. v. Elard Hugo Meyer 1900; hier Abschnitte 53, 54 u. 47.

<sup>2)</sup> Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. 1901; hier S. 389.

<sup>3)</sup> Jacob Grimm: Deutsche Mythologie. Neudruck der 3. Aufl. v. Elard Hugo Meyer; hier S. 394 ff.

<sup>4)</sup> A. Kuhn u. W. Schwartz: Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. 1848; hier S. 429.

<sup>5)</sup> Georg Schambach und Wilhelm Müller: Niedersächsische Sagen. 1854. Neu herausg. u. ergänzt v. Will-Erich Peuckert 1948; hier Nr. 104 und Anmerkungen dazu.

<sup>6)</sup> Georg Schambach: Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. 1858; hier S. 13 (arftenwif) und 109 (körenmoimeke).

<sup>7)</sup> Theodor Voges: Heidnische Reste im heutigen Volksglauben der Bewohner des braunschweigischen Landes (in: Zeitschr. d. Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde, 21. Jahrg. 1888 S. 273 ff.; hier S. 289 f.).

<sup>8)</sup> Franz Zobel: Die Sagen des Landkreises Goslar. 1934; hier S. 55.

<sup>9)</sup> Kurt Heckscher: Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. Hamburg 1930; hier S. 11.

<sup>10)</sup> Kurt Heckscher: Heidmärker Volkskunde. Oldenburg 1938; hier S. 9.

<sup>11)</sup> Chr. Frederking: Wörterbuch des Dorfes Hahlen b. Minden. 1925; hier S. 108.

<sup>12)</sup> Paul Zauert: Westfälische Sagen: Jena 1927; hier S. 43 ff.

<sup>13)</sup> Paul Sartori: Westfälische Volkskunde. Leipzig 1922; hier S. 81.

<sup>14)</sup> Otto Mensing: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. 1925/34; hier Bd. II, Sp. 71 (Hawerbuck), III, Sp. 267 (Kornwulf), IV, Sp. 123 f. (Roggenbuck u. -wulf).

<sup>15)</sup> Brüne u. Diedrich Westermann: Wörterbuch des Dorfes Baden (= Schriften des Niedersächs. Heimatbundes, Neue Reihe Bd. 1). Oldenburg 1941; hier S. 64 (Rooggnwif).

<sup>16)</sup> Eduard Kück: Lüneburger Wörterbuch. Bd. I, 1942; hier Sp. 79.

<sup>17)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>. <sup>18)</sup> a. a. O. wie <sup>3)</sup>.



# Dat Kornwoif

von Hugo Grimme

*Minnâ-Tante in Dörressen (Dörrigsen, Kr. Einbeck) vertellt:*

Nä, nä, wat heww' eck huite lachen möst! Eck was in'n Felle west un harre meck moie 'quielt. Dårümme sette eck meck in de Fõr hinder Kloien Waite un wolle meck en bettjen verpiusten. Eck satt'r noch gárnich são lange, dã kaimen deck doch sãone vaier, foif lüttje Mäkens annelaupen un plücken seck Kõrn-blaumen, joĩ wettet doch, sãone raue un blãge, asse dã são viele stãt. Twaie von düssen Mäkens mãken et ganz slimm, dai wüeren tão dõjenitsch. Dai laipen jümmer woĩer in't Feld erin un trampen d'rboĩe dat Kõrn dãl. Eck raip se an: „Kindere, Kindere, wat mãket je denn dã? Hoĩer sitt doch dat Kõrnwoif inne! Joĩ wettet doch, dat mit den groĩsen Klãe un d'r langen spitzen Nãse und den graulen Tiēnen in soĩnen Miule. Wenn dat jõk packet, nūmmt et jõk mĩe un sparret jõk in soĩnen Swoĩnestall. Un wenn je denn fett jenãoch soĩd, frett et jõk ain nã en anderen up. — Na niu! Dã kūmmt et jã all annekropen! Höeret je nich, wue dat Kõrn knistert? Eck mãke jetz, dat eck weckueme, meck sall et nich packen.“ — Dã herre joĩ mãl saihn möbt, wat se laupen können! Sai kucken seck nich emãl mãr ümme, ain harre noch grõtttere Angest as dat andere. Dai gãt jewiẽ são baule nich wiẽr int Kõrn.

## Bürgerliche Steinbauten im mittelalterlichen Braunschweig

von Rudolf Fricke

Als der Fachwerkreichtum unserer schönen, alten Stadt noch nicht im Feuersturm des Bombenkrieges untergegangen war, wurde an dieser Stelle einmal die Meinung vertreten, daß — vor allem im 13. Jahrhundert und im Anschluß an die mit den Gründungen und Planungen Heinrichs des Löwen verbundene Bautätigkeit — Steinbauten einen wesentlichen Anteil an der Gestaltung des Stadtbildes gehabt haben mußten. Auf im allgemeinen noch recht locker bebauter Gesamtfläche standen sie zu jener Zeit erstmalig den althergebrachten, aber sicherlich noch bescheidenen Fachwerkhäusern gegenüber.

Was davon schon vor Jahrzehnten in sorgfältigster Arbeit festgestellt werden konnte, ist von P. J. Meier und Karl Steinacker in den „Kunstdenkmälern“ aufgezeichnet worden. Daß den gewissenhaften Gelehrten im restlos gewiß nicht zu übersehenden Gewirr der Höfe, Hinterhöfe und Gänge der vielerorts unentwirrbar verschachtelten alten Stadt manches dennoch entgehen konnte, setzt den Kundigen nicht in Erstaunen. Überdies fand sich bildliches oder geschriebenes Material erst nach Drucklegung der „Kunstdenkmäler“ in den Archiven wissenschaftlicher Institute oder anderweitig ein. Das damals Menschenmögliche war getan, und weitere Entdeckungen waren kaum zu vermuten.

Wer ahnte, daß hinter dem Putz barocker Fassaden noch Kleeblattbogenfenster, in hohen Giebeln der späten Gotik oder der Renaissance solche älterer, niedrigerer Bauten verborgen waren? Wer konnte wissen, daß Fachwerkobergeschosse

über Steinwerk auf Massivbauten früherer Jahrhunderte standen, nicht aber auf untergeschobenen Steinwänden jüngerer Zeit, wie der daran befindliche Zierrat vermuten ließ? Erst der alles Holzwerk fressende Stadtbrand vermittelte uns solche Erkenntnisse und ließ in einigen Fällen auch die allmähliche Besetzung der Grundstücksränder mit Gebäuden erkennen. Es war in jenen Tagen für einen Einzelnen fast unmöglich, neben der Jagd nach dem Lebensnotwendigen noch erschöpfend exakte Feststellungen und Notizen zu machen. Einem solchen Unterfangen stand auch die dafür allzu rasche Trümmerräumung entgegen. Was dennoch vermerkt werden konnte, sei hier neben anderem mitgeteilt.

Zweckmäßigerweise muß dabei von den in den „Kunstdenkmälern“ bereits enthaltenen Angaben ausgegangen werden. Zu den dort aufgezählten frühen Steinbauten stellen die „Kemenaten“ den Hauptanteil, da außer den dort in den „ältesten Zuständen“ der „Vorstufen“ beschriebenen Steinbauten noch keine anderen und größeren Bürgermassivbauten bekannt sind. Das damit vorhandene Übergewicht dieser kleinen Steinhäuser (auch Steinbuden oder Steinkammern genannt) gegen über andern Baulichkeiten aber bedarf im Rahmen dieser Ausführungen einer gewissen Einschränkung, zumal die ihnen herkömmlich eingeräumte Sonderstellung sie von jenen allzusehr absondert. Den baugeschichtlichen Zusammenhang allen Steinwerkes unter den mittelalterlichen Wohnbauten der Stadt Braunschweig werde ich nach der hier folgenden Behandlung der Kemenaten in einem zweiten Aufsatz aufzeigen.

In der folgenden Aufstellung sind die in den „Kunstdenkmälern“ (abgekürzt Kdkm.) den Kemenaten zugeteilten laufenden Nummern benutzt worden und sinn- gemäß fortgeführt, wobei jeder Stadtteil seine eigene Zählung behielt.

### A. Kemenaten

### *I. Altstadt*

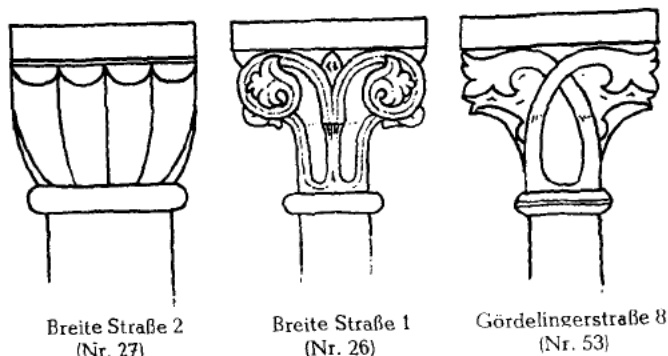
Die „Kunstdenkmäler“ enthalten 45 lfd. Nummern, da aber Nr. 9, die sog. Doppelkemenate Jakobstraße 3, aus 2 Gebäuden besteht, müssen 46 gezählt werden.

Von diesen sind lt. „Kdkm.“ dem 13. Jh. zuzuweisen 10 (Nrn. 9, [9a], 14, 17, 25, 28, 33, 38, 44, 49). Von den in den „Kdkm.“ enthaltenen Kernen konnten außerdem als dem 13. Jh. *angehörend* bestimmt werden:

1. Durch noch nicht benutzte Abbildungen 2  
Nr. 11 (Güldenstraße 77), Fenster mit Treppensturz im Obergeschoß der Westseite, Abb. Städt. Museum.  
Nr. 21 (Scharnstraße 7), Fenster mit Kleeblattbogensturz in der Spitze des Westgiebels, Abb. Br. Landesmuseum.
2. Durch Architekturstücke im Braunschw. Landesmuseum 2  
Nr. 5 (Bankplatz 8 und Ziegenmarkt 5), Kelchkapitäle mit Blattbelag, ähnlich Ostwand Jakobstraße 3.  
Nr. 27 (Breite Straße 2), indirekter Nachweis durch Fenster mit Teilungssäule mit sog. Pfeifenkapital (s. Abb.) im zugehörigen großen Steinhaus-Südgiebel. (Kemenaten sind fast immer ältere Bauwerke eines Grundstücks).
3. Durch Kriegsbrand freigelegt 4  
Nr. 10 (Güldenstraße 80), Fenster mit einf. Kleeblattbogensturz, Südwand. Erdgeschoß.  
Nr. 12 (Güldenstraße 8), vom Putz entblößter Stumpfwinkel-Bogensturz des alten Eingangs (Kdkm. Abb. 103) im Keller, außerdem vermauerte Rundbogenöffnung noch roman. Charakters in der Westwand a. gl. Ort.

Nr. 14 (Turnierstraße 7), nicht mehr fraglich, wie in den Kdkm., da im Obergeschoß der Nordwand 2 Doppelfenster mit Kleeblattbogensturz sichtbar wurden. Kelchkapitäle. Zwischen den Fenstergruppen Putzfläche mit flüchtiger Quaderritzung in Anlehnung an Architektur der Burg Dankwarderode (s. Abb.). Doppelkemenate wie Jakobstraße 3. „14a“ siehe Nr. 50!

Nr. 26 (Breite Straße 1), Hohes Doppelfenster mit genastem Kleeblattbogensturz, Westwand. Erdgeschoß. Teilungssäule fehlte, im Trümmerschutt Kapitäl, s. Abbildung.



Zeichnung  
R. Fricke

Folgende Kemenaten sind in den Kdkm. noch nicht verzeichnet, also neu festgestellt:

1. Durch früher noch nicht benutzte Abbildungen 1

Nr. 47 (Breite Straße/Ecke Kaffeetwete), Treppengiebel mit Fensterfront d. 13. Jh. Thurn- und Taxis-Posthaus, Abb. Stadtarchiv.

2. Durch Freilegung noch vor dem Kriegsbrand, aber nach Abschluß der Kdkm. 1

Nr. 48 (Breite Straße 1), an der Südgrenze des Grundstückes in das Vorderhaus einbindend Spitzbogentür in Westwand (Erdgeschoß).

3. Durch Kriegsbrand freigelegt 7

Nr. 49 Eiermarkt, Nebengebäude des ehem. Landtags, Ende des 17. Jh. mit 3. Geschoß versehen. In nördl. Teil Kemenate (Eckquader!), von spätgot. Torbogen durchbrochen.

Nr. 50 („14a“, Turnierstraße 7), neben der Kemenate 14 nach der Straße zu weitergeführte Massivbebauung des Grundstücksrandes ähnl. Jakobstraße 3 (Nr. 9 und 9a) und Schützenstraße 4 (Nr. 51 und 44). Im Obergeschoß Kleeblattbogenfenster mit Teilungssäulen, Kelchkapitäle, außerdem ein kl. Spitzbogenfenster.

Nr. 51 („44a“, Schützenstraße 4), nach der Straße zu fortgeführte Massivbebauung wie bei Nr. 9 und 50. Im Obergeschoß frühgotisches Doppelfenster (gegen 1300), siehe Abbildung.

Nr. 52 (Petersilienstraße 4), in alter Westwand Tür des 13. Jh. (Erdgeschoß) s. Abbildung.

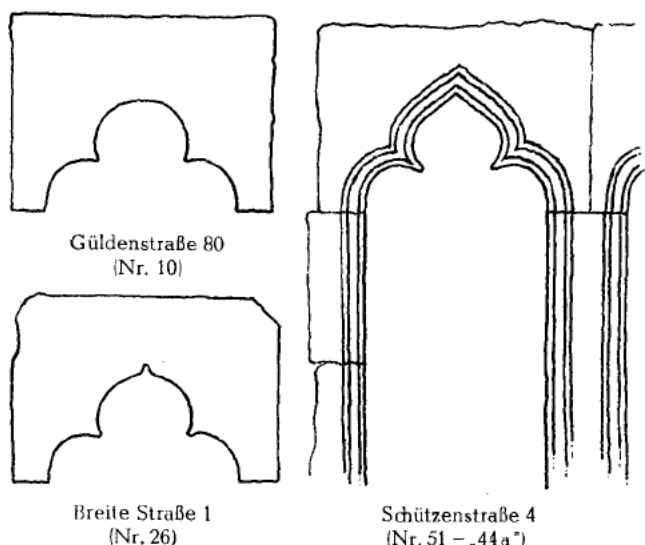
Nr. 53 (Gördelingerstraße 8), Doppelfenster mit Kleeblattbogensturz, Kapitäl der Teilungssäule, siehe Abbildung. Erdgeschoß, Nordwand nahe dem Vorderhaus.

Nr. 54 (Steinstraße 1), Kemenatenrest überbaut und modernisiert, mit gemeinsamer Grundmauer mit dem großen Steinhaus Steinstraße 2. Im Keller Auflagesteine (Rogenstein) für ehem. Balkendecke, die im 16. Jh. durch Backsteingewölbe ersetzt wurde. Form der Auflagesteine wie im Balkenkeller des Altstadtrathauses (1253).

Nr. 55 (Gördelingerstraße 47), nord-südl. gerichteter Keller an der ehem. nördl. Grundstücksgrenze. Balkenauflagesteine wie bei Nr. 54. Türöffnung mit gewölbtem Rundbogen. Rogensteine, siehe Abbildung.

4. Erst neuerdings festgestellt 1

Nr. 56 (Güldenstraße 79), Steinbau hinterrücks an massiver Nordwand des Grundstückes. Im Untergeschoß dort vermauertes Doppelfenster. Von der Teilungssäule Fuß mit romanischen Eckknollen z. T. sichtbar.



Mit vorstehender Aufstellung ist die Zahl der Kemenaten in der Altstadt von 46 auf 56 erhöht worden, die Summe derer, die mit den Kennzeichen des 13. Jh. versehen sind, stieg von 9 auf 25! — Zu vermerken ist noch ein Stein für Balkenaufklammerung des 13. Jh. (gleich denen von Nr. 55 und 54) in südl. Hauswand in Straßennähe Breite Straße 22. Um alte Irrtümer nicht erneut aufleben zu lassen sei außerdem darauf hingewiesen, daß Kellersäulen von der Art in Kemenate Nr. 37, die Gurtgewölbe des 16. Jh. tragen, nicht der romanischen Stilperiode, sondern der Renaissance angehören. Der ausdrückliche Hinweis P. J. Meiers und Steinackers in den Kdkm. (s. 66) ist neuerdings mehrfach unbeachtet geblieben.

## II. Neustadt

Die „Kunstdenkmäler“ zählen 13 lfd. Nummern, davon als mit Architektur des 13. Jh. versehen 2 (Nr. 9 und Nr. 11).

Durch Brandfreilegung konnten davon nunmehr dem 13. Jh. zugewiesen werden 2

Nr. 1 (Hagenbrücke 5), durch die stumpfwinkligen Stürze in Gewölbetechnik der Fensterstirnischen dem 13. Jh. angehörig.

Nr. 8 (Wollmarkt 1), Doppelfenster mit Treppenstürzen und Teilungssäulen (jetzt Wollmarkt — an der Andreaskirche 5 — eingebaut).

Durch Kriegsbrand neu entdeckt = 1

Nr. 14 (Reichsstraße 20 oder 21), Kemenatenrest auf dem rückwärtigen Teil des Grundstückes mit einf. Kleeblattbogenfenster im Erdgeschoß der Nordwand. Über dem Scheitel des Fensterbogens kreisrunde Nafvertiefung als Zierat.

Die Gesamtzahl der Kemenaten der Neustadt beträgt nunmehr 14, der Anteil der dem 13. Jh. zuzuweisen stieg von 2 auf 5.



Kemenate Nr. 14 (Turnierstraße 7)

Aufnahme R. Fricke

Nr. 22 (Bohlweg 51, altes Ministerium), Kleeblattbogenfenster, Nordwand in Straßennähe, Untergeschoß (ältere Architekturfindungen derselben Zeit im Landesmuseum).

Nr. 23 (Wendenstr. 5, altes Brauhaus), dreifaches Kleeblattbogenfenster mit Teilungssäulen. Kapitäle wie bei Kem. Altst. Nr. 26. Südwand, Erdgeschoß.

In den Kdkm. noch nicht berücksichtigt 1

Nr. 24 die in das Haus Fallersleber Straße 8 (ähnlich wie bei Altst. Nr. 17) eingebaute Kemenate. Obergeschossiger, stark genasteter, frühgotischer, doppelter Fensterbogen mit stark erneuertem Kapitäl und unzutreffender Zutat der Zahl 1378.

Für den Stadtteil Hagen ist hiermit die Summe der Kemenaten um 3 auf 24 gestiegen, der Anteil der „frühen“ beträgt nunmehr 8 statt 3.

#### IV. Altewiek

In den „Kunstdenkmälern“ sind die Nr. 1 bis 4 enthalten. Unberücksichtigt blieb bisher im Hause Aegidienmarkt 5 ein in den 80er Jahren überbauter Rest eines älteren Massivbaues, von dem 2 Stich-

#### III. Hagen

Bei der Aufstellung für die „Kunstdenkmäler“ konnten im Weichbild des Hagens 21 Kemenaten gezählt werden, davon 3 als dem 13. Jh. sicher zuzuweisen (Nr. 4, 17, 18).

Dasselbe war durch Brandfreilegung auch möglich für weitere 2

Nr. 5 (Wendenstraße 1), Doppelte Kleeblattbogenfenster mit an den Ecken abgefaßtem Teilungspfeiler. Süd- wand, Obergeschoß.

Nr. 10 (Wendenstraße 58), einfaches Kleeblattbogenfenster in Süd- wand, Erdgeschoß.

In den Kdkm. sind noch nicht enthalten weitere 2 durch Kriegsbrand freigelegte Kemenaten



Petersilienstraße 4 (Nr. 52) Aufn. Heinz Oelschlägel



bogenfenster mit Eierstabgewände noch vor kurzem vorhanden waren. Ein im Braunschweigischen Landesmuseum befindliches Aquarell aus dem Jahre 1802 macht das Vorhandensein eines kleinen Steinhauses wahrscheinlich.

Auch die noch 1947 in Trümmern aufrechtstehende massive Wand eines Bauwerks auf dem hinteren Teil des Grundstücks Damm 21 (oder 22) muß zu den Kemenaten gezählt werden. Sie enthielt, nach Osten gerichtet, noch ein Stichbogenfenster des 16. Jhdts., dessen Gewändeeinfassung auf Bänder gereichte, flachliegende Scheiben als eingehauenen Zierat zeigte (dasselbe: Kemenate 14). Die Altwiek zählt somit nunmehr an Kemenaten 6.

#### V. Sack

Die einzige für diesen Stadtteil in den Kunstdenkmälern genannte vermutliche Kemenate läßt sich durch ein Foto (Städt. Mus.), das den Bau mit Kleeblattbogen und Teilungssäulen zeigt, als tatsächlich vorhanden belegen (Hintern Brüdern 30).

Außerdem kann die in den braunschweigischen Urkundenbüchern, III. Bd., erwähnte, heute nicht mehr nachweisbare Kemenate des Vikars zu St. Blasien, Herrn Jan von St. Maria-Magdalena, hinzugerechnet werden, die 1333 an das Anwesen Henikes des Mestwerken grenzte. Die Messerschmiede wohnten im Sacke vor der Burg. Hier sind also 2 kleine Steinhäuser zu zählen.

(Erwähnt sei noch die nicht zu den vorliegenden *bürgerlichen* Steinbauten gezählte Kemenate der Burg, in der 1224 Pfalzgraf Heinrich eine Schenkung an das Kloster Riddagshausen vollzieht.)

Die Gesamtsumme der in allen Weichbildern der Stadt Braunschweig noch zu ermittelnden Kemenaten beträgt nunmehr 101 gegenüber 84 bei Meier und Steinacker. Die Zahl der nachweislich noch mit Merkmalen des 13. Jahrhunderts versehenen kleinen Steinhäuser erhöhte sich von 14 auf 39. Ihnen konnten bisher nur wenige alte größere Steinbauten zur Seite gestellt werden. Was heute an solchen bekannt ist, soll im nächsten Abschnitt dargelegt werden.

Nachwort des Schriftleiters: Unsere Vorstellungen von Alter, Aussehen, Lage und Bedeutung der steinernen Wohnhäuser des Mittelalters in der Stadt Braunschweig, die durch R. Fricke's Beobachtungen erheblich verbessert und bereichert werden konnten, werden sich vermutlich noch weiter vervollkommen lassen, wenn erst einmal alle einschlägigen Quellen im Braunschweiger Stadtarchiv auf Nachrichten über solche Steinbauten hin planmäßig durchgearbeitet sind. Die Auszüge von Otto Schütte aus den Degedinge-, Testaments-, Verfestigungs-, Schoß- und Bürgerbüchern des Stadtarchivs, die sich im Braunschweigischen Landesmuseum befinden, lassen bereits ahnen, wieviel in diesen Quellen die Rede ist von Gebäuden, die bald als „stenhus“ oder „stenkamer“, bald als „kemenade“ oder „berchvred“ bezeichnet sind. Doch sind solche Nachforschungen natürlich sehr zeitraubend und mühsam, und es ist daher ein weites Arbeitsfeld, das sich dem Kemenatenforscher noch öffnet.



Gördelingerstraße 47 (Nr. 55) Aufnahme R. Fricke

# Zur Entstehungs- und Frühgeschichte der Papiermühle Oker

von Eberhard Tacke

Der kleine Beitrag „Papierfabrik zur Oker“, den W. Schrader 1952 in der Harz-Zeitschrift veröffentlichte<sup>1)</sup>, beschränkte sich — von der Beigabe eines bisher unbekannten Porträt-Wasserzeichens Herzog Carls II. (1815—1831) abgesehen — auf eine Wiederholung der unzureichenden älteren Angaben von H. Schucht<sup>2)</sup> bzw. Fr. v. Höble<sup>3)</sup>. Auch nach Schrader sollte es infolgedessen nicht möglich sein, über die ersten Betriebsjahre dieses von Herzog Julius (1568—1589) angelegten Werkes Näheres zu ermitteln, da „weder von Schucht etwas darüber gesagt“ wurde, noch „die Akten im Niedersächsischen Staatsarchiv so weit zurückreichten“.

Was zunächst die 1563 „geschlossene“ Papiermühle bei Langelsheim betrifft, so hat schon 1934 der damalige, verdienstvolle Leiter der Forschungsstelle Papiergeschichte in Mainz, Alfred Schulte, das dieser Auffassung zugrundeliegende Versehen Eduard Jacobs' (von 1882) beiläufig berichtigt<sup>4)</sup>. Danach bleibt es zwar möglich, daß an der Innerste oberhalb des Dorfes Langelsheim schon vor 1563 eine Papiermühle betrieben worden ist. Diese wurde dann jedoch nicht geschlossen und von Herzog Julius durch „eine solche im Tal der Oker ersetzt“, weil — wie Schrader auch Fr. v. Höble mißverstanden hat — „durch die Hüttenbetriebe bei Clausthal und Lautenthal eine derartige Verunreinigung der Innerste eintrat, daß das Wasser zur Papierfabrikation nicht mehr geeignet war“. Vielmehr war die Verunreinigung des Wassers, das die Langelsheimer „zu ihres Leibes Nothdurft brauchen“ mußten, der Papiermühle selbst zur Last zu legen, so daß dem Papiermacher, „weil in solche Mühle alle unreinigkeit der lumpen, da ieder man vor schuegett, gelange und das Wasser [dadurch] verdorben werde“, auf Befehl des Landesherren „ein Orth angewiesen worden, wo er der Dorfschaft und Gemein un-schädlich“.

Schon Schulte hat im Anschluß an diese Richtigstellung ferner die Vermutung ausgesprochen, daß diese vor 1563 an einem der Gemeinde Langelsheim „unschädlichen Ort“ errichtete Papiermühle mit der (unteren) „Glockenmühle“ an der Grane zwischen Hahnenklee und Herzog-Julius-Hütte identisch sein werde, die „dann noch bis in das vorige Jahrhundert hinein bestanden“ und sich — worüber kürzlich im „Allgemeinen Harz-Berg-Kalender für das Jahr 1958 berichtet werden konnte — etwa von der Mitte des 17. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit ihren schönen, der bekannten Harzer Sagengestalt des Wilden Mannes nachgebildeten Wasserzeichen besonders hervor getan hat.

Ob mit der zitierten Vermutung Schultes das Endgültige in dieser Sache bereits getroffen worden ist, vermag ich vorerst nicht zu sagen. Immerhin wird mit zahlreichen Langelsheimer Adler-Wasserzeichen (in der auch von Schrader beschriebenen Art) aus den 1570er bis 1590er Jahren (Abb. 1) sowie mit der Erwähnung eines „Meister Michel Pappiermacher“ unter den Einwohnern der Gemeinde Langelsheim im Jahre 1613<sup>5)</sup> die Existenz einer „Papiermühle Lan-





Abbildung 1

Wasserzeichen der Papiermühle Langelsheim („Goslarer Adler“). 12. Mai 1589, Peine (= Datum und Ort, an welchem das betr. Papier beschrieben worden ist). [1345] (= lfd. Nr. meiner Sammlung). — Die gestrichelten senkrechten Linien deuten die Lage des Zeichens zu den Stegen (Binde-drähten) der Schöpfform an.

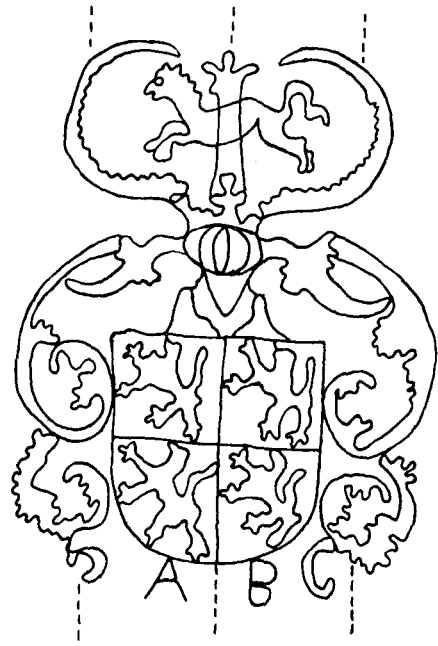


Abbildung 2

WZ der PM Oker unter dem Meister Andreas Bernhard (Fürstl. Wappen- oder Siegelbild über den Herstellerinitialen A B). 13. Dezember 1586, Wolfenbüttel. [1934].

gelsheim“ noch so lange nach 1563 zweifelsfrei belegt, daß die Annahme einer unter Herzog Julius erfolgten Ersatzgründung „im Tale der Oker“ nicht zutreffen kann. Das um so weniger, als im Gegensatz zu den bisherigen Angaben von Schucht, v. Höhle und Schrader auch die Akten im Staatsarchiv Wolfenbüttel sehr wohl so weit zurückreichen, daß sie uns gerade über die Entstehungs- und Frühgeschichte der Papiermühle Oker nicht nur notdürftig, sondern sogar besser als über die meisten gleichzeitigen Werkstätten in Niedersachsen unterrichten!

Es ergibt sich, daß die „*Papiermühle bei dem Okerthorn in vserem gerichte Hartzburgk*“ um 1580 von Herzog Julius angelegt<sup>6)</sup> und, wie sie „*vmbgangen*“, dem Meister Thomas Herold „*vmb jehrliche gebuer vndt Taxa eingethan*“ worden ist<sup>7)</sup>. Offenbar hat dieser indessen die Erwartungen des Herzogs nicht erfüllt, so daß er, „*weil ehr kein tüchtigk Papier gemacht vndt darzue mit lieferung der Tax sich seumich erzeiget, die mühle widdervmb verlassen*“ mußte und durch den Meister Andreas Bernhard ersetzt wurde, der am 9. Februar 1583 die älteste (als Abschrift von 1594) in den Akten überlieferte „*Verschreibung auff die Papiermühle an der Oker*“ in Wolfenbüttel unterschrieb.

Mit dieser für die Frühzeit der niedersächsischen Papiermacherei in mehrfacher Hinsicht wichtigen und daher auch an dieser Stelle gebührend zu berücksichtigenden „*Verschreibung oder bestallung*“ beurkundete der Herzog „*vor*

vns, vnser Erben, Erbnehmen vndt Jedermenniglichlichen“, daß er „vnsern lieben Getrewen Andresen Berndes vnser Papiermüllten bei dem Okerthorn in vnserm Gerichte Hartzburgk zwolff Jahrlangk, von kunfftigen Ostern dieses drey vndt adtzigsten Jahrs ahnzurednen, eingethan“ und „dergestalt itziger Zeit vndt in Krafft dieses brieffes“ übergeben habe, daß „ehr vns vndt vnseren Erben getrew vndt holt sein, vnser bestes nutz vndt fortheil schaffen, schaden aber vndt arges nach hogesten seinem vermuegen wehren, warnen vndt verhueten, darnach [auch von Ostern 1583 an und] so lange diese vnser bestallung wehren“ (= dauern) werde, „jedes Jahr besondern zu zweien Terminen, als Ostern vndt Michaelis, sedstehalb [= 5<sup>1/2</sup>] Ballen<sup>8)</sup>tüchtigk vnwandelbar vndt nicht durchschlechtigk Schreib-Papier<sup>9)</sup>, drey Pallen Druckpapier, einen Ballen Presselpapier [und] einen halben ballen Maculatur Papier“<sup>10)</sup> unentgeltlich „in vnser Buchhalterey entrichten“ solle. Darüber hinaus hatte er „jedes jahr in wehrender bestallung zu behueff vnser Cantzleien, Budihaltereien vndt Zeugkheusern Neun Ballen SchreibPapier voriger gattung, darunter ein Ballen grob Papier, jedes Reis vor einen Taler“, sowie vom „Maculatur Papier soviehl, wie dessen benötigt, jedes Reis vor Neun Mariengr., in den vorkauff anhero“ nach Wolfenbüttel zu senden, außerdem „alle vnser Ambtere, Bergk-Saltz vndt Eisenwergke, auch Forstschreibereien allezeit mit guthem Schreib Papier wie vnser Cantzleien vnd Buchhaltereien, jedes Reis vmb zweene gulden Muntz<sup>11)</sup> gerednet“, zu versorgen. Und schließlich, so erwartete der Herzog, hatte er „so viehle Druckpapier, als wir dessen zu behueff vnser [bekanntlich kurz vorher im Jahre 1574 errichteten] Julius Vniuersitet zu Helmstedt, in Religion: vndt Landsachen, [für] Kirchen vndt schulen vndt [in sonstiger Hinsicht] dem Gemeinen nutz zum guthen verdrucken lassen können, jeden Ballen vmb vier thaler volgen [d. h. auf Abruf verabfolgen zu] lassen, zu dem was ehr an Regal, Subregal vndt fein Regal<sup>12)</sup> jehrlichen machen“ würde, sämtlich „vmb einen ziemlichen kauff“ dem Herzoge anzubieten und bei Bedarf zu liefern.

Eine jährliche Pflichtlieferung von nicht weniger als 10 Ballen Papier anstelle einer baren „gebuer vndt Taxa“ und außerdem die Forderung nach einer so weitgehenden ständigen Versorgung der landesherrlichen Kollegien und Einrichtungen mit Schreib-, Druck- und Zeichenpapieren jeder Art setzte von vornherein eine Leistung voraus, die weder damals noch später (in vorindustrieller Zeit) von der Mehrzahl der alten Handpapiermühlen ohne weiteres erwartet werden durfte. Infolgedessen waren nun aber auch die Vergünstigungen, die dem Meister Andreas Bernhard „darentgegen“ versprochen und zugesagt wurden, nicht alltäglich. Außer der allgemeinen Versicherung, daß ihn der Herzog hinwiederum „hitemit vndt in Krafft dieses“ in seinen besonderen „fürstlichen schutz vndt schirm“ zu nehmen sich verpflichtete<sup>13)</sup>, empfing er das ausdrückliche und zumindest auf dem Papier sehr weitreichende Privileg, daß „ehr in wehrender bestallung alleine vndt sonst kein außlendischer Papiermacher alle Lumpen und altes Papier<sup>14)</sup> in vnserm fürstenthum samlen müge“. Darüber hinaus wollte der Herzog — in bemerkenswerter Gleichstellung mit den Beamten des Hofes und in entsprechenden Stellen der Lokalverwaltung<sup>15)</sup> — „ihme auch jedes jahr, wan wir vnser hoff winter kleidung außschneiden lassen, einen grauwen leibrock reichen vndt geben“ sowie für beide Teile, „woferne wir seiner nach [Ablauf] ahngenommener Jahre auff vnser Papiermüllten nicht lenger zuthunde vndt darzubehalten odder ehr nicht lenger bleiben wolte“, eine „halb jahr zuvoren“ wahrzunehmende Kündigungsfrist gelten lassen, „alles getrewlich vndt ohne gefehrde“.

Im Besitze dieser, wie gesagt, in ihren Anforderungen keineswegs „unbeschwerlichen“, andererseits aber doch auch in ihren „Begnadigungen“ nicht alltäglich in Verschreibung scheint Andreas Bernhard rüstig ans Werk gegangen zu sein und sich alsbald wesentlich kunstfertiger als sein Vorgänger erwiesen zu haben. Im allgemeinen zwar selten völlig weiße<sup>16)</sup>, sonst aber recht gut und rein gearbeitete, „wohlplanierte“ und hinreichend „ohndurchschlechtige“ Papiere mit den auf ihn zu beziehenden Herstellerinitialen A B unter dem herzoglichen Wappen als Wasserzeichen (Abb. 2) sind jedenfalls schon bald nach 1583 nicht nur häufig in Braunschweig-Wolfenbüttel, sondern verhältnismäßig zahlreich auch an entfernteren „auswärtigen“ Orten festzustellen, so daß es Bernhard möglich gewesen sein muß, trotz der hohen vertraglichen Lieferungen sogleich auch auf solche Märkte in entsprechender Weise zu sehen“.

Indessen, wie es so oft das Schicksal der alten „Papiermeisterinnen“ gewesen ist: schon nach wenigen Jahren gemeinsamer „blutsaurer Arbeit der Papiermacher“<sup>17)</sup> in der ihnen „soldier gestalt verschriebenen Papiermüllern an der Ocker“ sah auch die „Papiermachersche Elisabeth Bernhardtin“ 1588 ihren „Eheman mit tode verbliehen“ und sich „neben vnsern beiderseits sohne von ihm verlassen“. Um so mehr verdient es unsere Anteilnahme, wie sie „unter bewandten vmbständen“ ihr Herz in beide Hände nahm und „das handtwerck im schwange zu erhalten sich gefaßt gemacht“, bis dieser beim Tode des Vaters noch unmündige Sohn nach der üblichen Lehrzeit von mindestens vier Jahren und vierzehn Tagen auch die anschließende Wanderschaft hinter sich gebracht haben und zur Nachfolge in der Mühle bereitstehen werde.

„Derowegen“ konnte sie denn auch, „ahne vngebührlichen ruhm zu melden“, sechs Jahre später, am 23. Juli 1594, dem nunmehrigen Landesherrn, Herzog Heinrich Julius (1589—1613), in Erinnerung bringen, wie sie in solcher ihrer Verlassenheit „die hern fürstliche Rhethe damahls ersucht“ und ihnen „meiner seligen Schwester man, Heinrichen Kochen, bürgern in Goslar“, als ihren Meisterknecht „vorgestellt, der da ahngelobt, dafür zu stehen vndt zuhafften, das [daß auch fernerhin] die fürstliche Cantzley vndt Buchhalterey, wie den nicht weniger die Druckerey mit guthem vnsträfflichen Papier versorget vndt die Taxa zu rechter gebürlicher Zeit geliefert werden“ sollten. Und so wie ihr Schwager und sie selbst das alles seinerzeit auf sich genommen hätten, so sei es „bißhero Gott lob gescheen“, so daß, wie zu zeiten ihres seligen Mannes, doch auch seither des „Papiers halber menniglichen wol zufrieden geweshen vndt noch“.

„Itzo“ aber, wo „uff nedtanscheinenden Ostern“ (1595) „die Zeit der zwolff Jahr verflossen“ sein werde, habe sie ihren Sohn, „welcher eine zeitlangk vff das handtwerck gewandert“, wieder bei sich, so daß „neben gedachtem Heinrichen Kochen“, ihrem Schwager, nun auch dieser „die werckstedde verwalten“ und sie sich noch um „so viehle mehr alß bißhero gescheen, mit guthem Papier gefast machen“ könne. Infolgedessen wolle sie sich denn „versehen vndt zu den hern fürstlichen Rheten demuetigk getrösten, dieselben würden mich armen wittwen odder meinen Sohn Hansen Bernhardt hinwider vffs neuwe mit einer vorschreibunge, die der vorigen gleich sein magk, vor andern, so sich vielleicht ahngeben vndt großsprechen möchten, günstig ahnsehen vndt befürdern“.

Schon wenige Wochen später — ein Zeichen, wie sehr man in der Tat höheren Orten mit ihnen „billich zufrieden“, — ließ Herzog Heinrich Julius „auff vnser

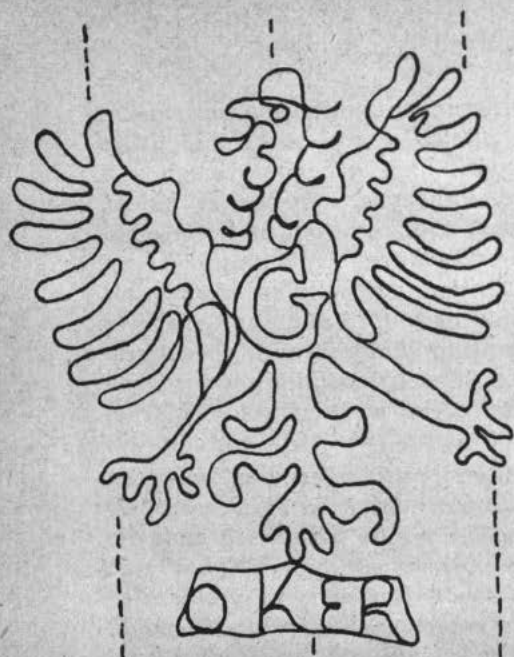


Abbildung 3

WZ der PM Oker unter Andreas Bernhards Witwe; Meisterknecht Heinrich Koch („Goslarer Adler“ über dem vollen Ortsnamen OKER). 23. Juli 1594, Oker. [7633].

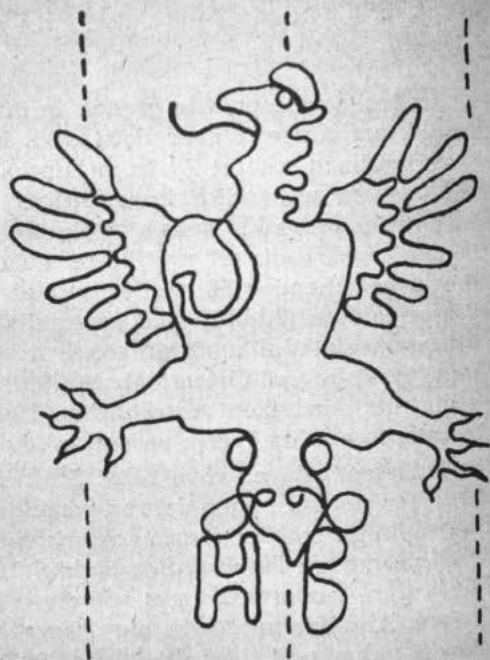


Abbildung 4

WZ der PM Oker unter dem Meister Hans Bernhard („Goslarer Adler“ über den Herstellerinitialen HB). 16. Juli 1595, Burgdorf. [4935].

Veste Wulffenbittel, den 5. Augusti Anno 94“, „vnserm lieben getrewen Hansen Bernharten vnd seiner Mutter, Andreaßen Bernhards seligen nachgelassenen widtwen, vnser Papier mühlen bey dem Oker Thurmb ... auf ihr vnthertheniges ansuchen von newem auff neun jahr lang“ unter allen vorigen „Puncten, Clauseln vnd Inhaltungen“ verschreiben. Und so wie vordem Vater und Mutter, begann nun offenbar auch der Sohn, dem „beschehen fürstlichen Contracte“ nachzuleben und der Mühle „mügliches vleißes“ vorzustehen. Auch von ihm sind (aus den Jahren 1594/95) noch heute ziemlich mühelos zahlreiche gut oder doch leidlich gearbeitete Papiere zu ermitteln, die er — gleich seinen Eltern — zumeist mit dem herzoglichen Wappen- oder Siegelbild bzw. (analog den gleichzeitigen Langelsheimer Marken) mit dem „Goslarer Adler“ über dem vollen Ortsnamen O K E R oder den Herstellerinitialen H B als Wasserzeichen gekennzeichnet hat (Abb. 3—4).

Und dennoch, auch jetzt fand das Schicksal für alle neuen Hoffnungen und Erwartungen der „Papiermacherin auf M. G. F. vndt H. Papir Mülen ahn der Oker vor Goslar“ keine andere Antwort „als Anno 88“: Offenbar noch im gleichen Jahre 1595, als Mutter und Sohn eben begonnen hatten, das Gewese durch den Bau eines neuen Backhauses und eines Kellers weiter zu verbessern, sah sie auch den Sohn „in dießer Zeidt der Peste mit Thode abegangen“.

Wohl versuchte die „arme wittwe“ auch nach diesem Schicksalsschlage und in ihrer „itzo so gentzlichen verlassenschafft“ noch einmal sich aufzuraffen. Auf die Dauer „befand“ sie sich, den „beschehen contract“ zu erfüllen und „den handell ferner zu treiben vndt zuuorwalthen“, nun aber doch „zu beswerdt“. Nachdem sie, wie seinerzeit nach dem Tode ihres Mannes, einige weitere Jahre mit Hilfe eines





Ehemaliges Schulhaus (links) in Seesen, Alter Kirchplatz 2, erbaut gegen 1670



Alle Aufnahmen der  
Kunstdruckbeilage be-  
finden sich im Amt  
für Denkmalpflege in  
Braunschweig.

Haus Lange Straße 28 in Seesen, erbaut um 1666  
mit lateinischer Schwellbalken-Inschrift



Ackerbürgerhaus Drakenpfohl 5 in Seesen mit zweigeschossiger Querdäle im Wirtschaftsteil,  
erbaut nach 1674 als Brauhaus



Haus Baderstraße 15 in Seesen mit „wilden Männern“ im Obergeschoß,  
erbaut zwischen 1680 und 1734 als Schreib- und Rechenschule





Bürgerhaus des frühen 18. Jahrhunderts in Schöningen, Am Schäfertor 7



Kleinbürgerhaus des frühen 18. Jahrhunderts in Schöningen, Marktstr. 14



Verwalterhaus des Klostergutes St. Lorenz in Schöningen aus dem 18. Jahrhundert  
mit Vollwalm Dach



Häusergruppe des späten 18. Jahrhunderts in Schöningen, Westerndorf 15—11



Meisterknechtes „die haushaltung versorget vnd die arbeit verrichten lassen“, mußte sie am 10. Mai 1598 den „zu der Berch Rednung verordneten hern Rethen“ in Wolfenbüttel „auß hochdringender nott mit demütiger Pitte“ vorzutragen „sich vnternehmen“, wie sie trotz allen guten Willens „nunn alterß vund swachheit halber solches ferner zuthuen vnmüglich [sich] befinde. In Anbetracht dessen möchten ihr „die hern vngünstig nicht verdenken“, wenn sie hiermit „inhaltz des contract“ die ihr und ihrem Sohne erteilte „bewilligung [förmlich] auffkündige vnd dahin gemeinett“ sei, „dieselbe Mühle schirsten Michaelis wieder gebürlich zu vberliefern“, dabei „nicht zweifelendt“, daß ihr nach „fulstendiger [d. h. in Kraft getretener] losekündigung“ dann auch das, was sie in den letzten Jahren „beweißliches dareingewandt vnd [vor der Übergabe an Reparaturen] noch geschehen“ müsse, zusamt der ihrem Sohne „restirenden vier winter kleidung... herwieder erstattet werden müge“. Und wenn sie denn schließlich, so endete ihr „fürbringen in vntertheniger demut“, auch „nicht dohin gemeinett“, Ihrer Herrlichkeiten und Gestrengen Entscheidung weiter „vorzugreifen“, so sei doch bei ihr „ein geselle, J a c o b S c h u l t z e n genandt, ezliche zeit gewessen vnd vorhanden“, dem „anderß als ehr vnd treu nicht nachzusagen“ und „der sich zu der arbeit /: deren ehr auch gebürlich vorzustehen wüste: / wiederum wol gebrauchen lise“. —

Wie man höheren Ortes dieser so „ohnvorgreifliht“ geschehenen Nominierung des „eine zeidthero gewesenes Meister knechtes“ „dergestaltt wirklich geneigett“, daß Schultze sich seinerseits zum 19. September 1598 „mit denen fürstlichen hern Rethen wegen der pappier mholen ahn der Oker vordragen“, und was wir dann auch von ihm und seinen Nachfolgern als „getrewen vndt fleissigen Meistern“ oder auch „mitt gar ungnädigem mißfallen“ in den Akten der folgenden drei Jahrhunderte überliefert finden, mag später an dieser oder anderer Stelle „glaubwürdig berichtet vnd erfahren“ werden.

<sup>1)</sup> Schrader, W.: Papierfabrik zur Oker. In: Harz-Zeitschr., 4. Jahrg. 1952, S. 70—72, Taf. XIV.

<sup>2)</sup> Schucht, H.: Chronik und Heimatskunde des Hüttenortes Oker. Harzburg 1888. S. 163.

<sup>3)</sup> In: Papierfabrikant 1930, S. 367.

<sup>4)</sup> Schulte, A.: Papiermühlen- und Wasserzeichenforschung. In: Gutenberg-Jahrb. 1934, S. 17.

<sup>5)</sup> Staatsarchiv Hannover. Cal. Br. Arch. Des. 22 X Nr. 45.

<sup>6)</sup> Dieser Terminus a quo folgert, unter Hinzunahme des Nachstehenden, doch wohl daraus, daß die Papiermühle in dem ausführlichen Mühlenverzeichnis des Harzburger Erbregisters von 1578 (Staatsarchiv Wolfenbüttel. L Alt Abt. 19 Harzburg Nr. 2) noch fehlt.

<sup>7)</sup> Dieses und das Folgende, so weit nichts anderes angegeben, nach: Staatsarchiv Wolfenbüttel. L Alt Abt 2 A 2 / XIV Nr. 6. „... Lediglich auf v. Höhle und Schrader, nicht auf diese und andere einschlägige Akten des Staatsarchivs Wolfenbüttel, stützte sich kürzlich auch noch H. Kotte in der zum 1. Juli 1957 von der Natronzellstoff- und Papierfabriken Aktiengesellschaft herausgegebenen Festschrift „Kraftpapier und Papiersäcke“ (S. 52 ff.). Zu dieser Festschrift konnte ich — während des Druckes — zwar noch einige Wasserzeichen der Papiermühle Oker vom Ende des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts beisteuern (S. 62—63). Eine entsprechende Umgestaltung des Textes war jedoch nicht mehr möglich.“

<sup>8)</sup> Die in älterer Zeit üblichen Mengenbezeichnungen: 24 Bogen Schreibpapier oder 25 Bogen Druckpapier = 1 Buch; 20 Buch (480 bzw. 500 Bogen) = 1 Ries; 10 Ries (4800 bzw. 5000 Bogen) = 1 Ballen.

<sup>9)</sup> D. h. so sorgfältig geleimtes Papier, daß die Tinte beim Schreiben nicht durchschlagen (auslaufen) konnte.

<sup>10)</sup> „Presselpapier“ und „Maculatur“ = geringere, zu Konzepten oder auch als „Küchenpapier“ benutzte Sorten.

<sup>11)</sup> In diesen Fällen also gegen einen etwas höheren Preis, denn 1 Thaler = 36 mgr, 2 Gulden = 40 mgr.

<sup>12)</sup> Regal = die größten, vorzugsweise „zu Landkarten, großen Geometrischen und Fortificationsrissen, auch, was das geringere ist, zum Einpacken der Waaren“ gebrauchte Sorten. Zedlers „Großes Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste“. Leipzig und Halle 1740. Bd. 26, Sp. 639.

<sup>13)</sup> Daß immerhin auch solche „formelhaften Wendungen“ zuzeiten durchaus nicht wertlos zu sein brauchten, belegt u. a. der Schutzbrief gegen jegliche „einquartierung vnd contribution, weder an geldt, fourage oder anderen“, den Herzog Christian am 22. Januar 1633 für den Meister seiner Papiermühle in Lachendorf bei Celle ausfertigte. (Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 74 Celle II B 2 c Nr. 1 fol 4).

<sup>14)</sup> Die Stelle bedeutet den bisher ältesten niedersächsischen Beleg für die Wiederverwendung von Altpapier, wenn auch wohl nur zusätzlich bei der Herstellung von Packpapieren und Pappen.

<sup>15)</sup> So z. B. auch in der Bestallung Herzogs Julius vom 4. April 1587 für den „Wildenmarsteller und Holzförster am Solling“, Hans Kleinschmidt. (Staatsarchiv Hannover. Cal. Br. Arch. Des. 22 II, II Nr. K 3).

<sup>16)</sup> Hier z. T. unvermeidbar infolge „färbenden“ Wassers. Dazu G. C. Kefersteins „Unterricht eines Papiermachers an seine Söhne“ (Originaldruck: Leipzig 1766; Nachdruck: Stolberg/Rhld. 1936, S. 39): „Der schöne Brunn auf der Ocker, so seines gleichen wenig hat, färbt doch“.

<sup>17)</sup> Auch in diesem Zusammenhange sei noch einmal daran erinnert, daß noch nach Quellen aus der Zeit um 1800, in der sich mit der Erfindung der Papiermaschine (1799) die moderne industrielle Papiermacherei anbahnte, die tägliche „großentheils im Wasser anzustellende“ Arbeit der Papiermacher „von dem frühesten Morgen um 2 Uhr an bis zum Abend um 6 Uhr“ dauerte, „mit Ausnahme einiger äußerst kleiner Ruhepunkte“.

## *Beginn der Neuzeit im Lande Braunschweig*

von Erich Sander

Für die Zeit gegen Ende des 15. Jahrhunderts dürfen wir, unter Anlehnung an Schätzungen der damaligen gesamtdeutschen Bevölkerung, in unserem braunschweigischen Heimatlande eine Bewohnerzahl von ungefähr 80 000 Menschen annehmen. Sie war vermutlich schon im hohen Mittelalter erreicht worden und hatte sich trotz gelegentlicher Schwankungen kaum wesentlich verändert. Jedoch dreihundert Jahre später, um das Jahr 1800 lebten bereits 170 000 Bewohner auf unserem damaligen Staatsgebiet (= rund 3600 qkm). Und heute zählen wir sogar 850 000 Einwohner hierzulande (auf 3100 qkm Fläche)!

Schon aus diesen kurzen Zahlenangaben läßt sich ablesen, daß seit 1500 bei uns ein nach Tempo und Inhalt mächtiger Wandel vor sich gegangen ist, der sich auf das äußere Landschaftsbild im Ganzen wie auf viele Einzelheiten im wirtschaftlichen und kulturellen Geschehen erstreckte. Frühere Epochen unserer Heimatgeschichte können dem kaum etwas Ähnliches, geschweige denn Gleichwertiges an die Seite stellen.

Dieser Wandel gründet sich zum guten Teil auf eine völlig neue geistige Einstellung der Menschen zu ihrer Umwelt, auf eine radikale Abwehr von den Idealen und Lebensgewohnheiten des Mittelalters. In alle Zukunft hin werden deshalb diejenigen Taten unserer Vorfahren denkwürdig bleiben, die aus solchem Geist heraus in den ersten Jahrhunderten der sogenannten „Neuzeit“ geschahen. Denn gerade diese Taten wurden zum Fundament für eine freiere und reichere

Daseinsgestaltung, die sich sehr bald kundtat in einer lawinenartig anschwellenden Menschenzahl und einer schier unaufhaltsam ansteigenden Wirtschafts- und Verkehrsleistung, wie wir Heutigen sie bereits kennen und als etwas „Selbstverständliches“ empfinden.

Es handelt sich um den Zeitraum vom 16.—18. Jahrhundert. Da entfaltete sich bei naturhaft wachsender Bevölkerung ein bis dahin ungewohnt reges Wirtschafts- und Geistesleben in unserem Heimatlande. Es wurde ruhmwürdig gefördert durch die regierenden *Welfenherzöge*: im 16. Jahrhundert durch Heinrich den Jüngeren und Julius, um das Jahr 1600 durch Heinrich Julius, im 17. Jahrhundert durch August den Jüngeren, im 18. Jahrhundert durch Anton Ulrich, Karl I. und Karl Wilhelm Ferdinand. Sie regierten im Sinne eines „aufgeklärten Absolutismus“.

Insbesondere dräng die *Reformation* in Städte und Dörfer. Sie begann mit Bugenhagens Wirken in der Stadt Braunschweig (1528). Herzog Julius schuf die Erste Landes-Kirchenordnung (1569). Und die Marienkirche in Wolfenbüttel wurde der früheste protestantische Dom in Deutschland (Grundsteinlegung 1608).

Aus der langen Reihe denkwürdiger Leistungen in jenen drei Jahrhunderten, die sich auf Wirtschaft und Verkehr, Sozialeinrichtungen und Geistesleben, Staatsverwaltung und Raumgeschichte bezogen, seien im folgenden die wichtigsten hervorgehoben.

A. *Förderung der Landwirtschaft* durch: Schutz des Bauernstandes (Befreiung von Leibeigenschaft, Ordnung des Meierrechtes, Erhaltung des Hofes — Wolfenbütteler Rezeß 1433, Landtagsabschiede von Gandersheim 1453 und Salzdahlum 1597, Aufstellung von Erbregistern 1548), Übergang von der Weidewirtschaft zum Grünfütteranbau und zur Anwendung verbesserter Düngemethoden, Einführung des Kartoffelanbaues (im 17. Jahrhundert vereinzelt als Gartenfrucht, im 18. Jahrhundert allgemein als Feldfrucht).

B. *Ausbau der Forstwirtschaft* durch: landesherrliche Rodeverbote (1530, 1547, 1590) und Forst-Aufbauordnungen (1647, 1746),

sowie des *Berg- und Hüttenwesens* durch: Bergordnung (1524, 1552) und Verstaatlichung (1746),

und der *Wasserwirtschaft* durch: Stauwerke an Radau und Oker, Begradigung von Ilse und Altenau, Schleusen bei Hedwigsburg, Braunschweig, Ölper und Hillerse, Aue-Oker-Kanäle und Oker-Schunter-Kanal, Oderteich im Oberharz, Schiffgraben im Großen Bruch, Entwässerung der Schunterwiesen und des Drömlings, Okerflößerei (vom Harz bis Braunschweig) und -schifffahrt (Oker-Aller).

C. *Gründung verschiedener Industriewerke*, z. B. Salinen in Salzgitter (1534), Harzburg (1569), Schöningen (1747), Juliushütte bei Goslar (1575), Wilhelmshütte in Bornum (1728), Carlshütte in Delligsen (1735), Porzellanfabrik in Fürstenberg und Glashütten im Solling (18. Jahrhundert).

D. *Ordnung des Postwesens und Ausbau des Straßennetzes*: Postordnungen (1535, 1586, 1738, 1790), Straßenbauordnungen (1540, 1709, 1750, 1772, 1796).

E. *Schaffung wertvoller Sozialeinrichtungen* wie etwa des Gr. Waisenhauses BMV. in Braunschweig (1678), der Landesbrandversicherung (1753), des Leihhauses = Staatsbank (1754), des Landeskrankenhauses (1764-80) u. a.

F. Errichtung bedeutender Neubauten, darunter zahlreicher Schlösser und Kirchen, der Universität Helmstedt (1576 hervorgegangen aus dem „Pädagogium“ in Gandersheim), des ersten „stehenden“ Theaters in Wolfenbüttel (1593) sowie der Bibliothek (1644) und des Lehrerseminars daselbst (1753), des Opernhauses in Braunschweig (1690) sowie der Technischen Hochschule (1745) und des Lehrerseminars daselbst (1751); dazu: Erste „General-Landesvermessung“ (1746—84) und Schulordnungen (1569, 1651, 1753).

G. Vergrößerung unseres Heimatlandes, damals „Fürstentum Wolfenbüttel“ genannt, um 475 qkm (= Grafschaft Blankenburg, 1599) und nochmals um 57 qkm (= Amt Thedinghausen, 1679). — Niederwerfung der Freien Hansestadt Braunschweig (1671) und Verlegung der fürstlichen Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig (1753). — Fortschreitende Neugliederung des Herrschaftsgebietes in mehrere „Bezirke“, die wieder unterteilt wurden in etwa 70 „Ämter“ (oder „Vogteien“) und „Gerichte“ (1566, 1688, 1774). Von diesen neuen Instanzen wurden fortan die fürstliche Domänenwirtschaft geführt sowie die Rechtspflege und lokale Landesverwaltung ausgeübt. Das hörte auf, als die französische Fremdherrschaft begann (1807).

Über den um 1800 erreichten Zustand hinaus ist dann die weitere Entwicklung unserer Heimat während des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geradezu stürmisch hinausgeschritten. Viele Einflüsse, z. T. von weit her, strömten damals zusammen und ließen nun noch eine zweite, machtvollere und raschere Erneuerungswelle durch unser Land rollen. Was vom 16.—18. Jahrhundert bei uns geschehen war, gab dieser zweiten, stärkeren Erneuerung die tragende Grundlage und hob sich andererseits in seiner Gesamtheit klar und deutlich ab von dem vorausgegangenen, tausendjährigen Mittelalter. Mit Fug und Recht bedeuten daher jene Jahrhunderte den Beginn der Neuzeit.

## Aus dem alten Rábke

von Karl Böhme

### 11. Haartracht und Frauenkleidung

Alle Männer gingen bartlos. Aber nur einmal wöchentlich geschah das „Balbieren“ oder „Putzen“. Die Haare ließ man lang um den Kopf hängen, unten glatt geputzt, manchmal aber auch treppig, wenn nämlich eine ungeschickte Hand geschoren hatte. Denn das Schneiden besorgte man sich gegenseitig, und dabei geriet es manchmal recht übel. Wohl erst seit der Mitte des 18. Jahrh. hing auch Rábker Männern eine „Flechte“ den Rücken hinab, d. h. dem Pastor und dem Lehrer, den Handwerkern und Papiermachern, schwerlich den Bauern und Arbeitern. Den Zopf zu flechten, etwa mit einem Samtband, war die Aufgabe der Frauen.

Diese wie die Mädchen trugen über wenig Unterröcken und schwarzen Strümpfen kurze „Folenröcke“, hinten und an den Seiten in viele Falten gekraust, aus dunkeltem halbwollenen Stoffe für gewöhnlich, für die Sonntage und festlichen Gelegenheiten aus rotem Flanell mit grünem Besatz unten herum. Zum Abendmahl aber und zur Trauung ging man im schwarzen Flanellrock. Schlanken Gestalten stand diese Kleidung gut, bei breiten Hüften aber nicht. Nie fehlte die



Schürze, zum roten Rock aus bunter Seide, zum schwarzen Abendmahls- und Brautgewande aus weißem Leinen, unten in der einen Ecke mit schwarzem Namenszuge gezeichnet. Das Mieder, Wams oder Kamisol genannt, zum roten Rock bunt, zum schwarzen von gleicher Farbe, ließ die Hemdärmel etwas hervorstehen, die unten mit einem bunten oder schwarzen Bande zusammengezogen wurden. Über das Wams legte man das bunte oder schwarze Überstecketuch, darüber den vielfach gefalteten breiten weißen Linnenkragen und darüber endlich ein kleines schwarzes Halstuch, wieder etwas reichlich viel für alle, die nicht von schlankem Wuchs waren. Vor dem Altar standen also die Bräute und die Abendmahlsgeherinnen „in Swart und Witt“, während die „Fruenslüe“ sonst zur Kirche, auch als Gevatterinnen bei Taufen, im roten Rock gingen. Die Faltenkragen zurecht zu machen, erforderte besondere Geschicklichkeit und Hilfsmittel, namentlich ein Brenneisen. Es war wohl immer ein weibliches Wesen im Dorfe, das sich damit befaßte, das etwa auch die noch zu erwähnenden Bandmützen anzufertigen verstand. Das Haar wurde glatt und straff zurückgekämmt und zu einem „Nest“ oben auf dem Hinterkopfe mit Hilfe von „Nestnadeln“ zusammengefaßt. Auf dies Nest setzte man die kleine schwarze Spitzenhaube mit Bändern, die „Bandmütze“. Zu „Swart und Witt“ gehörten schwarze, zu den roten Röcken bunte Bänder oder „Snäure“, handbreit, jedes in zwei Enden herabhängend bis auf die Schultern, beim Brautschmuck aber bis unten auf den Faltenrock. Die ehrbaren Bräute steckten bei der Hochzeit auf ihre Mütze noch die Brautkrone, die aus Drahtgeflecht hergerichtet und auch mit dem sonstigen Brautschmuck versehen war.

Zum Schutz gegen Kälte und Unwetter hatte man große gefütterte Kragemäntel, die im Dorfe beim Ausgehen gleich über den Kopf gehängt wurden, so daß nur die Augen frei blieben und die Trägerinnen nicht zu erkennen waren.

Wie es scheint, sind die ärmeren Kinder in früherer Zeit barfuß gegangen. Die Überlieferung weiß aber nichts mehr davon.

## 12. F a h n e n f e s t

Zu Johanni hatten die Mädchen ihr F a h n e n f e s t. Die Fahne war aus hübschem Tuch und mit Bändern und Blumen gemacht. Die Mädchen zogen damit zum Vorsteher, der die Fahne unter die Mädchen verlosen mußte. Das Mädchen, das die Fahne im Vorjahre gehabt hatte, sagte ein Gedicht auf und übergab die Fahne der neuen Trägerin. Dann ging der Zug in den Krug, wo die Tänzer schon warteten. Mit diesen zogen sie zum T i e. Der Tänzer der F a h n e n j u n g f e r hieß F a h n e n j u n k e r. Er hatte die Fahne zu tragen und in die Erde zu stecken. Um die Fahne herum wurde getanzt auf grünem Rasen, was sehr ermüdend war, zumal bei der Hitze in der damaligen Kleidung. Die Männertracht bestand aus ledernen Hosen, gestricktem Wams und Mützen, außen mit Biberfell, inwendig mit Futter vom Schafpelz. Die Mädchen trugen Bändermützen, Faltenrock aus rotem Flanell und Mieder. Ringsum standen die Zuschauer. Sitze für diese gab es nicht, nur für die Musikanten.

Der Wirt hatte einen Tisch mit Süßbier und Schnaps. Viel verdiente er nicht, da sich die jungen Leute gemeinschaftlich in großen S t e i n f l a s c h e n Bier kauften. Auch Schnaps wurde gemeinschaftlich in Glasflaschen erstanden. Die Getränke bezahlten die Tänzer, die Musik die Mädchen. Es ging sehr einfach her. Nur bei Hochzeiten wurde unerhörter Aufwand getrieben.

Zum Brunsleberfeld im Elm gingen die Schulkinder mit dem Lehrer Diederich, um zu tanzen. Die Musik kam von Königsutter. Jeder bezahlte 2 Ggr. Getanzt wurde draußen auf dem Platz vor dem Hause. Dort auf dem Brunsleberfelde war auch wohl für Erwachsene außer dem Heiligen-Drei-Königstanz und dem Sommerfest die Möglichkeit zum Tanz. Dort konnte man auch Scheibenschießen. Das Sommerfest war noch nicht so regelmäßig zu einem festen Termin wie jetzt. Die Mädchen machten auch dazu eine Fahne.

### 13. Das Sommerfest

Es ist dies ein Fest der neueren Zeit, das erst mit festem Termin zusammengelegt wurde, als etwa um 1882 das Fahnenfest und der Heiligen-Drei-Königstanz zum letzten Male gefeiert wurden. Es wurde vom Gesangverein veranstaltet, der Landwehr- und später der Turnverein wurden eingeladen. Später als in den umliegenden Ortschaften ist es angesetzt, weil die Ernte in Rábke erst später war. Als Zeitpunkt für Küken: Anfang der jungen Kartoffeln und Bohnen. Am Sonntag war eine Stunde nach der Kirche Umzug mit Musik und fremden Vereinen ohne Damen. Dann wurde erst gesungen von allen Gesangvereinen. Darauf ist getanzt worden. Um 7 Uhr war Pause. Des abends wurde weitergetanzt bis 4 Uhr nachts, da das Ende des Festes mit einem Umzug durch das Dorf unter Musikbegleitung stattfand. Am zweiten Tag waren keine fremden Vereine mehr zugegen, aber alle Stände waren zusammen. Am Sonntagnachmittag kamen die jungen Mädchen mit Hüten, am Montag ohne Hüte. Sie hatten an beiden Tagen verschiedene Kleider für Nachmittag und Abend.

Die Fahne wurde unter den Linden aufgestellt. An Buden waren meist vorhanden das Tanzzelt der Tanzgesellschaft, große Buden, für die die Wirte bis zu 100 Mark bezahlen mußten, und dann noch andere Verkaufsbuden. Unter den Linden standen einige Bänke für die beiden Wirte.

Frühstück war am Montagvormittag um  $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr im Tanzzelt links, zwei Tafeln für jeden der beiden Wirte, je eine mit der Hälfte der Teilnehmer. Es gab kalten Aufschnitt und Schnaps für 1 Mark. Außerdem wurde für die Musikanten gesammelt, die während des Frühstücks spielten. Nachdem das Frühstück beendet war, wurde ein Umzug durch das Dorf veranstaltet. Darauf ging es zurück zum Tie. Mit dem Tanz wurde etwa um 1—2 Uhr wieder begonnen. Abends um 7 Uhr etwa war das Fortbringen der Fahnen im Zuge mit der Musik, die Tänzerinnen am Arme. Vor dem Hofe, wo die Fahne abgestellt wurde, hatte der Empfänger eine Rede zu halten auf Kaiser und Regenten und auf die Gemütlichkeit und Eintracht, d. h. zuerst zum Vorsitzenden des Gesangvereins. Der redet für den Gesangverein und endet mit einem Hoch mit Tusch. Dann Rede auf den Vorsitzenden mit Hoch und Tusch. Hierzu fand sich immer ein zum Reden besonders befähigter Teilnehmer. Darauf folgte der Dank des Vorsitzenden und dann ein kurzes Ständchen auf ihn. Nun ging es weiter zum Vorsitzenden des Landwehrvereins. Dort ging es ebenso her, nur daß er zweimal eine Rede halten mußte. Einmal auf Kaiser und Regenten mit einem Hoch und Tusch und „Heil Dir im Siegerkranz“ und dann auf die Damen. Endlich zum Vorsitzenden des Turnvereins, der auch auf Kaiser und Reich reden mußte.

Besuch mußte ins Haus gebracht werden, durfte nicht etwa im Garten abgefertigt werden. Bei Einladungen galt im Falle der Absage der Besuch nicht als

genossen. Es wurde wieder eingeladen. Daß zwei junge Mädchen zusammen tanzten, galt nicht für anständig.

Die T a n z g e s e l l s c h a f t ist Ende der fünfziger Jahre gegründet worden. Aktien gab es zu 5 Mark, das übrige Geld wurde geliehen. Zuerst ist ein Saal angeschafft worden, der dann nach Reinsdorf verkauft ist. Nun wurde ein Doppelsaal gebaut. Dieser wurde nach Süplingen verliehen für 70 Mark. 1906 jedoch nicht mehr, weil Süplingen keinen Festplatz mehr hatte. Aufbewahrt wurde der Saal hier in einem Schuppen am Tietore.

Die Tanzgesellschaft bezahlte die Musik für das Sommerfest und das Schulfest bis 4 Uhr, ebenso die Wirtszelte. Für Kindertanzen wurden etwa 20 Mark an die Gesellschaft bezahlt. Jeder Tänzer muß bezahlen, auf östlichem Boden mehr als auf dem westlichen.

Es galt für unpassend, wenn Herren und Damen in Hut tanzten, oder wenn ein Herr den Dienstmädchen etwas geben ließ. Es war üblich, daß Mädchen freigehalten wurden bei Getränken, zuweilen bezahlten Mädchen auch selbst. Im allgemeinen war es auch üblich, auf dem Platz das Abendessen und in der Mitternachtspause nochmals eine Mahlzeit zu verzehren, so daß alles in allem sehr teuer kam. Mit 10 Mark war es kaum möglich, für jeden Mann auszukommen. Namentlich war es auf dem östlichen Tanzboden teurer und feiner, als auf dem westlichen, wo es billiger und freier war. Die Tänzer brachten die Mädchen, mit denen sie besonders viel getanzt hatten, nach Schluß des Tanzes nach Hause. Allmählich wurde es feiner. 1905, besonders aber 1906, erschienen auch die Dienstmädchen schon mit einem Sonnenschirm.

## *Wie vor 80 Jahren in Warbsen, Kreis Holzminden, Krankheiten behandelt wurden*

von K a r l W e r n e r

(Vorbemerkung des Schriftleiters: Der nachstehende Abschnitt ist der noch ungedruckten Ortsgeschichte von Warbsen entnommen, in der der Verfasser durch Schilderungen aus dem Volksleben in der Mundart seines Heimatdorfes auch wertvolle Beiträge zur ostfälischen Volkskunde bietet. In späteren Heften unserer Zeitschrift sollen weitere Abschnitte aus diesem volkskundlichen Stoff folgen.)

En Dokter gaff et, äier (bevor) de bieversche (der bevernsche Doktor) anfang, in ganz Holzminne mant ainen, anhand (bisweilen) auk twa(i), un dā wuerd gār nich sea fāken (oft) hennelaupen. Denn all dāmāls was in grauten un ganzen Möode, dat, wār nā'n Dokter ging un seck von dāin undersoiken lāten woll', seck vorher āist (erst) von Enne bet tea Benne waschen un alles gründlich rainefieren moßte. Dat was dāmāls āwer noch mit alderhand ūmestānnen vorbunnen, dāi se huite nich meāhr kennet. For 't maiste wuerd seawat in 'er Stöoben ore in 'er Snaikāmern (in der Stube oder in der Schneidekammer) erlediget. Dātea moßte denne de graute Buiketubben herekriegen un de Brükettel up et Fuier ehāngēt weāren. 'ne Wāterlaitunge gaff et noch nich. Un wār denne hinnen von'n Pāenrui' (Flurname Pagenrücken) af ūt „Krüesentaiwes“ Winneborn 'ne Raise (Traglast) Bornwāter hāle, dā ging 'ne halwe Stunne Taīt mīe wech.

Dārūmme wennen seck vīele, wenn et aiwest (irgendwie) ging, an'n Dokter ganz terlest. Vorhār fraugen se 'n Putzer (Barbier), Schāper un Swān (Schweinehirt) ore 'n andern kunnigen Minschen, en Kanter un Pastöör, ūmme Rāt. Un wenn

ainen wat teakamm, denne kröppel' 'e un kröppel' 'e, krussel' 'e un stupp' 'e rümmer, un wenn 'e mante auk noch sea swaimele (Schwindelgefühle hatte).

De ganze Krankeraī stund dāmāls noch up ganz andern Foiten asse upperstickend (heutzutage). Lütje Kinder kriegen de „Schuierken“ (Scheuerchen, d. h. Krämpfe) un störiben dā anne. Graute Lui' krānewāken Dach un Nacht. Sea wecke konnen vor allen Slāp nain Auge öopen hebben. Wecken wüeren Luise annehexet, dāi konnen se nich wīer laus wern. Andere halen seck „Anschüete“, denne harren se et haier ore dā, fāken auk „haier un dā“. Un noch anderen was sea „kuime tea Warke“, dat se nich örlich „upkölpen“ (aufstoßen) un auk nich recht „dālstöäten“ (hinunterschlucken) können.

Oja, Minsche! Dat wīeren Teastānne! Un ganz eähnlich was et mit 'r Behandlung von sea Kranken un auk mit 'er Mellezaīn. For 't maiste wuerd de Pāzejente (Patient) bespröoken un de kranke Stīe bestrīpet. Deste unduitliger dābaī denne dāi Minsche, dāi besprack, dābaī küere, destebetter slauch et an. Un wenn ain, dāi bespräiken leärt harr' un konn', foile, dat hai sülben baule (bald) daut hing, denne was dāi up Eähre un Gewīeten vorpflichtet, dāin Bespräike-Spruch un wat dāmīe tehaupehänge, von Munne tea gīeben un en jüngern Minschen mīetedailen. Dat ging āwer mante von 'n Mannsminschen up en Friunsminschen un ümgedrait.

Wār de „Gäilje“ (Gelbsucht) harre, dāi wuerd āist bespröoken un denne bāi ütgestreckten Armen kruizwāise mit 'n Tweärnsfāme (Zwirnsfaden) 'mäiten. Dāi Tweärnsfāmt wuerd mit 'ner Swāiwelsticken (Schwefelhölzchen) uppebrennt un dāi Aschen dāvon dāin Kranken up'n Aiteleppel (Eßlöffel) vull awwekööket Bornwāter te drinken egieben. Wecke kriegen auk in Puffer gebackene Schāpluise, dat was en ganz ault Hüusmiddel, un andere naimen Baumölje (Baumöl) in. Noch andere drünken Maīgāmekensluck (Ameisenschnaps) un rīeben dāi kranke Stīe mit 'n Spitzglāse in.

Weāne āwer et Vai behexet was, dāi moßte trügeās (rückwärts) in un üt 'n Stalle gāen.

## *Ein merkwürdiger Fruchtbarkeitszauber in Bahrdf*

von Otto Lohmann

Bis 1884 war mein Vater Pastor in Bahrdf, Kr. Kelmstedt. Der schöne Pfarrgarten wurde damals betreut vom alten Preen, der ziemlich selbständig darin wirtschaften konnte. Eines Tages kommt er zum Vater: „Herr Pastoor, düsse ole Beerboom dā an de Muere, dā dröcht nist mehr. Dā mott wedi!“ — „Ach“, erwiderte mein Vater, „er hat ja noch grüne Blätter. Der besinnt sich wohl wieder. Lassen wir ihn einweilen stehen!“ Das ärgert den Alten. Aber er sagt nichts weiter.

Nach vierzehn Tagen trifft der Vater ihn wieder und redet ihn an: „Na, Preen, sind Sie in diesen Tagen mal wieder im Garten gewesen?“ — „Jawoll, Herr Pastoor, dat bin ick woll.“ — „Haben Sie denn da nichts Besonderes gesehen?“ — „Näe, wat sölle ick denn woll esaihn hebben?“ — „Nun, in der Gabelung des alten dicken Birnbaumes an der Mauer liegt ja ein großer Stein. Wer mag mir denn den Schabernack gespielt haben?“ — „Herr Pastoor, dat will ick Sai sejen. Dat bin ick ewest.“ — „Sie, Preen? Wie kommen Sie denn dazu?“ — „Ja, Herr Pastoor, ick hewwe mick edacht: Toif, wutt 'e naine Beren drāgen, denne sau sast 't Staine drāgen! Un do hewwe ick 'ne Leddere 'nomen un hewwe dān Stain dā rupper eböhr.“

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Franz Zobel und das neue Heimatmuseum im Schlosse zu Salzgitter-Salder*

Dem rühmlich bekannten Heimatschriftsteller und Heimatpfleger, dem Stadtschulrat i. R. Franz Z o b e l, wohnhaft in Bad Salzgitter, Schulstraße 1, ist seit einigen Jahren u. a. eine Aufgabe erwachsen, um die man ihn wohl beneiden kann. Unter seiner sachkundigen Leitung und nach seinen Plänen entsteht in dem stattlichen Schloß zu Salzgitter-Salder ein ganz vorzügliches Heimatmuseum, dessen Besuch warm empfohlen werden kann. Die Besichtigungszeiten sind vorläufig auf Montag bis Freitag von 11—15 Uhr angesetzt worden. Auswärtigen Besuchern wird anheimgegeben, sich telefonisch unter Salzgitter 4 20 24 anzumelden.

Das Schloß wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts, vermutlich von dem bekannten Paul Franke, errichtet. Etwa 100 Jahre später erfolgte ein Umbau in seiner heutigen Gestalt, den wahrscheinlich Korb durchführte. 1939 konnten die neuen Reichswerke die Domäne Salder aus dem Privatbesitz des Herzogs von Braunschweig erwerben. Das Schloß wurde von dem Gutsbetrieb getrennt und am 26. 5. 1955 der Stadt Salzgitter übergeben. Diese begann eine bauliche Erneuerung zu einem Heimatmuseum, die vermutlich noch im laufenden Jahre im wesentlichen abgeschlossen sein wird.

Die unter Leitung von Franz Zobel aufgestellten Sammlungen sind recht umfangreich. Man braucht mehrere Stunden, um sie aufmerksam zu betrachten. Der erste Raum zeigt die „Vor- und Frühgeschichte von Salzgitter“. Hier haben auch Funde von den bekannten Ausgrabungen bei der Kläranlage Lebenstedt Platz gefunden. (Vergl. dazu: Alfred Tode, Mammutjäger vor 100 000 Jahren, Braunschweig, 1954).

In einem zweiten Raume finden wir das Sammelgut frühgeschichtlicher und neuzeitlicher Töpferei in Salzgitter, die vor 1900 zum Erliegen kam. Anschließend betreten wir die Abteilung „Handwerker, Kaufmann, städtische und dörfliche Verwaltung in Salzgitter“. In einem vierten Raume folgen mancherlei Zinnsachen, alte bäuerliche Krüge, Münzfunde, ferner eine Darstellung der für das hiesige Gebiet wichtigen Schlachten des 30jährigen Krieges.

Im fünften Raume sind früher getragene Trachten zu sehen, Erinnerungsstücke an die einst weltbekannten salzgitterschen Musikanten, schließlich auch Dokumente, die an den Konsul Wasmus und den Universitätsprofessor Gerhard Gese- mann, den Verfasser des lesenswerten Lichtenberger Romans „Die glücklichen Augen“, erinnern.

Sehr repräsentativ ist der sog. Fürstensaal mit bemerkenswerten Wandbildern und Schmuckformen. Hier finden wir wertvolle Bücher und Urkunden, die bis in das 13. Jahrhundert zurückreichen, bischöfliche und herzogliche Pergamente,



mittelalterliche Bodenfunde von Waffen und Handwerksgerät, ferner bäuerliches Arbeitsgerät u. a. m. Der siebte Raum stellt eine behagliche Wohnstube um 1800 mit entsprechenden Einrichtungsgegenständen aus ganz Salzgitter dar. Als letzter Raum folgt schließlich — erfreulicherweise — eine „Ostdeutsche Stube“, die für sich selbst spricht.

Besondere Kostbarkeiten sind die mehrfach ausgestellten Uhren mit interessantem Schlagwerk sowie Eisentrühen, die als Geldschränke dienten und aus diesem Grunde sehr kunstreiche Schlösser aufweisen.

Da Franz Zobel am 29. Dezember 1959 das 70. Lebensjahr in voller Frische erreichen konnte, benutzen wir die Gelegenheit, einige Daten aus seinem Leben zu bringen. Der Jubilar entstammt einer alten Bergmannsfamilie und wurde am 29. Dezember 1889 in Lehrte bei Hannover geboren. Seine Ausbildung zum Volksschullehrer genöß er von 1904 bis 1907 auf der Kgl. Präparandenanstalt in Diepholz und daran anschließend bis 1910 am Kgl. Seminar in Northeim. Seiner Militärpflicht genügte er im Inf.-Reg. Nr. 74. Als Teilnehmer des ersten Weltkrieges wurde er schon am 13. September 1914 bei Reims schwer verwundet und deshalb aus dem Wehrdienste entlassen.

Franz Zobel wurde bereits am 1. April 1911 in Salzgitter als Lehrer an der jetzigen Altstadtschule angestellt, an der er bis 1947 — zuletzt als Rektor — gewirkt hat. Sodann zum Stadtschulrat gewählt, war er in dieser Stellung bis zur Erreichung der Altersgrenze am 31. Dezember 1954 tätig.

Der Jubilar, der viele Anregungen dem bekannten Heimatforscher Rektor August Tecklenburg in Göttingen verdankt, hat folgende Bücher veröffentlicht, die für unsere Heimat wichtig sind:

Zur Geschichte der Freiherrn von Kniestedt auf Kniestedt (1926),  
Das Heimatbuch des Landkreises Goslar (1928),  
Die Sagen des Landkreises Goslar (1936),  
Die Stadt Watenstedt-Salzgitter (1949),  
Die Probleme des Heimatgedankens im Raume der neuen Industriestadt Watenstedt-Salzgitter (1951),  
Der Ratskeller zu Salzgitter (1953).

Seit dem ersten Weltkriege hat sich Zobel im Auftrage der Regierung in Hildesheim des Naturschutzes im damaligen Landkreise Goslar, seit 1945 auch im Salzgittergebiet angenommen. Frühzeitig war er bemüht, die Eigenart der Landschaft gegenüber der Industrialisierung herauszustellen. Dazu veröffentlichte er vorwiegend in den „Blättern für Volkstum und Heimat“ im Regierungsbezirk Hildesheim folgende Zusammenfassungen:

Die Salzgitterschen Wehrkirchen (1942),  
Die Walhöfe im Banne der Salzgitterschen Berge (1944),  
Die Salzgitterschen Wandermusikanten (1943),  
Der Volksmund im Landkreise Goslar (mit 354 ortsgebundenen Sprichwörtern 1940),  
Quellen, Bäche, Teiche und Sümpfe im Landkreise Goslar (1941),  
ferner in der „Spinnstube“ (Göttingen),  
Schleifrillen in Niedersachsen.

Zur Zeit ist Franz Zobel mit der Abfassung einer umfangreichen Chronik des Salzgittergebietes beschäftigt. Auch der Aufbau des oben genannten Museums erfordert noch immer viel Arbeit und Mühe.

Heinz Mollenhauer

# Braunschweigischer Jahresbericht für Vor- und Frühgeschichte

## *Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde*

*im Arbeitsbereich der vor- u. frühgeschichtlichen Abteilung des Braunschw. Landesmuseums für Geschichte und Volkstum in Wolfenbüttel und des Amtes für ur- und frühgeschichtliche Bodendenkmalpflege des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig vom 1.1. 1958 – 31.12. 1959*

von Franz Niquet

unter Benutzung der Berichte von Bauer G. Bruer, Haverlah; A. Brümman, Helmstedt; A. Heitefuß, Hornburg; Dozent H. Keune, Gielde; Studienrat i. R. S. Siebers, Helmstedt; Lehrer R. Volkmann, Helmstedt; Kreisheimatpfleger Mittelschullehrer i. R. O. Thielemann, Goslar; Museumsleiter Stadtschulrat i. R. F. Zobel, Salzgitter-Bad.

### **II. Mittelsteinzeit (8.—3. Jahrht. v. Chr.)**

Fundbergungen:

#### **Salzgitter-Bad, Stadtkr. Salzgitter**

Speckenberg. Wenige Feuersteingeräte, wahrscheinlich mittelsteinzeitlich, 1958 gef. v. Höve. Städt. Museum, Schloß Salder.

### **III. Jüngere Steinzeit und frühe Bronzezeit (4. Jahrht. — Mitte 2. Jahrht. v. Chr.)**

Ausgrabungen:

#### **Bredelem, Kr. Goslar**

„Eine beim Pflügen südwestlich des Ortes auf dem „Birkenwinkel“ angetroffene große Sandsteinplatte mit menschlichen Skelettresten dabei führte zur Freilegung eines 1,60 m breiten, 16 m langen südwestlich - nordöstlich gerichteten Steinkammergrabes der ausgehenden Jüngeren Steinzeit mit einer Reihe noch an ursprünglicher Stelle stehenden Wandsteinen. Die in großen Teilen zerstörte Bodenlage (ca. 70 cm tief) enthielt noch Reste von etwa 20 Körperbestattungen (Erwachsene, Jugendliche und Kinder) mit sehr geringen Beigaben (kl. Steinbeil, durchbohrte Tierzähne, einige Gefäßscherben). Der Gesamtbefund deutet auf kulturelle Beziehungen zu den aus Hessen und Westfalen bekannten spät-neolithischen Steinkistengräbern. Das Steinkistengrab soll nahe dabei wieder aufgebaut werden.“ Bericht und Ausgrabung (8.10.—4.12.1959) Dr. Tode.

#### **Helmstedt**

Glockberg. Hier hatte Studienrat i. R. S. Siebers bereits 1938 Scherben der älteren und jüngeren Linienbandkeramik und eine Rössener Randscherbe gefunden und diese bisher nördlichste bandkeramische Siedlung im Braunschweigischen immer wieder abgesammelt. Bei der Bebauung 1958 wurden an verschiedenen Stellen Gruben angeschnitten und, soweit es die Aufhöhung des Geländes zuließ, untersucht. Der wichtigste Fund sind verkohlte Getreidekörner aus einer Grube mit Scherben der jüngeren Linienbandkeramik. Dr. Niquet.

Fundbergungen:

#### **Grasleben, Kr. Helmstedt**

Sandgrube östlich der Straße Grasleben — Döhren (Ziegelei). Gefäß der frühen Jungsteinzeit (Trichterbecherkeramik) (Abb. 1), von Friedrich Zabel bei Arbeiten in der Sandgrube 1940—1944 geborgen. Genauere Fundumstände unbekannt. Wohl Grabbeigabe. Angaben und Foto durch W. Hoffmann, Halle a. d. Saale. Heimatstube Weferlingen.

**Einzelfunde:**

**Eiz, Kr. Helmstedt.** Östlicher Waldrand, 1 km südlich Rundstedt.

Dicknackiges Felsgesteinbeil. Oberflächenfund 1944. Lehrer O. Pätz, Helmstedt. Privatbesitz.

**Harvesse, Kr. Braunschweig**

Aus der Feldmark. Kleines dicknackiges Feuersteinbeil, übergeschliffen. Aus dem Besitz des Lehrers Geermann in Wendeburg eingeliefert durch Prof. O. Hahne, Braunschweig.

**Hedeper, Kr. Wolfenbüttel**

Südlich des Dorfes (Acker Dr. Rauh). Nackenstück einer Einzelgrab-(K)-Axt. Oberflächenlesefund 1957. Eingeliefert von Keune.



Abb. 1 Gefäß der frühen Jungsteinzeit von Grasleben. 1:4

**Räbke, Kr. Helmstedt**

Auf dem Acker unmittelbar nordwestlich Gasthaus Schunterquelle. Randleistenbeil der frühen Bronzezeit. Oberflächenlesefund etwa 1955. Privatbesitz.

**Groß Sisbeck, Kr. Helmstedt**

Dicknackiges Felsgesteinbeil mit abgerundeten Kanten. Im Dorf vor dem Haus Nr. 34 (Bäckermeister Steinecke) in einem Haufen Bausand von Sabine Grünewald 1959 gefunden. Mitteilg. Gemeindedirektor Grünewald. Gemeinde Groß Sisbeck.

**IV. Bronzezeit (15.—8. Jahrh. v. Chr.)**

**Ausgrabungen:**

**Schladen-Wehre, Kr. Goslar**

Sudholz. Hügel 13 (durch frühere Eingrabungen beschädigt). Auf der Hügelbasis einzelne Gefäßscherben. In einem weiteren Hügel Gefäßscherben und alte Brandstelle. Die Ausgrabung wird fortgesetzt. Bericht und Grabung (2. 9.—2. 10. 1959) Dr. Tode.

**Fundbergungen:**

**Badenhausen, Kr. Gandersheim**

Ortsrand. Absatzbeil der älteren Bronzezeit, gefunden in frühgeschichtlicher Siedlungsschicht beim Ausschachten für Neubau. Wohl sekundäre Lage. Meldung Lehrer Reiser, Badenhausen. Bericht Dr. Tode. Privatbesitz.



### **Isingerode, Kr. Wolfenbüttel**

An der Schwedenschanze. Von der jungbronzezeitlichen Siedlung zahlreiche Scherben. Bericht A. Heitefuß. Privatbesitz.

### **V. Frühe und Ältere Eisenzeit**

(8. Jahrh. v. — Mitte des letzten Jahrh. v. Chr.)

#### **Ausgrabungen:**

#### **Salzgitter-Steterburg**

Gerhart-Hauptmann-Straße. Beim Ausschachten für einen Neubau wurde im Januar 1959 eine große Grube mit vielen Scherben und Lehmewurf der frühen Eisenzeit angeschnitten und größtenteils vom Museum Salder untersucht. Dr. Niquet. Städtisches Museum, Schloß Salder.

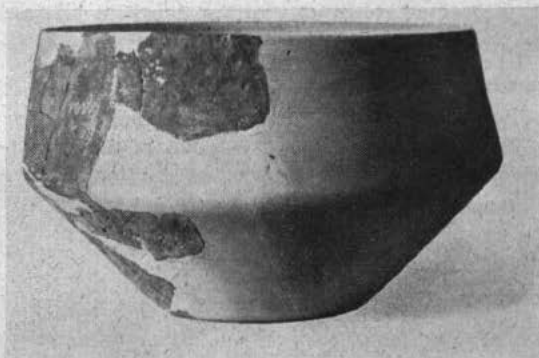


Abb. 2 Doppelkonus der frühen Eisenzeit von Braunschweig-Melverode, 1:4

#### **Fundbergungen:**

#### **Braunschweig-Melverode**

Etwa 300 m östlich des alten Dorfes, 100 m südlich der Straße „An den langen Äckern“. Beim Ausschachten für Neubauten Reste von 2 Urnengräbern der frühen Eisenzeit im Abstand von etwa 10 m geborgen. Bericht Dr. Tode. (Abb. 2.)



Abb. 3 Henkelurne (?) mit Deckschale der frühen Eisenzeit, von Klein Elbe, Kreis Wolfenbüttel, 1:3,6

## **Helmstedt**

Garten Böttcher zwischen Pastorenweg — Eisenbahn — Faulem Bach. Scherben der frühen Eisenzeit aus einer Abfallgrube, 1957 von Herrn Böttcher bei Anlage einer Abfallgrube geborgen. Bericht Volkmann.

## **Klein Elbe, Kr. Wolfenbüttel**

Kiesgrube westlich des Ortes, nördlich des Weges zur Bundesstraße 6. In größerem Abstand voneinander 3 Urnengräber der frühen und älteren Eisenzeit. Keine Beigaben beobachtet. (Abb. 3, 4.) Von Baumeister Heinrich Höfer, Klein Elbe, 1959 geborgen. Bericht Dr. Tode.

## **Salzgitter-Lebenstedt, Stadtkr. Salzgitter**

Geesemannstraße Hausblock 16—22. Beim Grabenziehen wurde 1958 eine Siedlung der älteren Eisenzeit angeschnitten. Meldung Roßner. Städt. Museum, Schloß Salder.

## **VII. Römische Kaiserzeit (Mitte des letzten Jahrh. v. Chr. — 400 n. Chr.)**

### **Ausgrabungen:**

#### **Cremlingen, Kr. Braunschweig**

Ehlerberg \*) (Übungsgelände der Bundeswehr). Bei Schanzarbeiten der 3. Komp., Gren.-Btl. 61, wurden 1958 3 Schalenurnen (3.—5. Jahrh. n. Chr.) gefunden, von Unteroffizier Krause und Stabsunteroffizier Bertram eingeliefert und bei einer Ausgrabung am 17.—18. und 24.—25. 11. 1958 mit Soldaten der 3. Kompanie 15 Urnen ausgegraben. (Abb. 5—6.) Dr. Niquet.

#### **Gielde, Kr. Goslar**

Hofgarten A. Rühle. Grabung vom 4. 3.—4. 4. 1959. Siedlung der augusteischen Zeit: Pfostenlöcher, 2,70 m in den Boden eingetieft, fast runde Erdhütten von rund 4,80 x 5,40 m Durchmesser mit Pfostenabstützung in der Mitte und Reste von Balken als Abdeckung. Inhalt: u. a. zahlreiche Scherben, darunter von Drehscheibenware, pyramidenförmige Webegewichte, Tierknochen. Dr. Niquet.

### **Fundbergungen:**

#### **Groß Elbe, Kr. Wolfenbüttel**

Schulneubau 1958. Scherben aus Gruben einer Siedlung der älteren Römischen Kaiserzeit. Fundbergung und Meldung Roßner, Groß Elbe, Bericht Zobel. Städt. Museum, Schloß Salder.

#### **Haverlah, Kr. Goslar**

An der Weilerquelle. Zahlreiche Oberflächenlesefunde, gesammelt von G. Bruer: Scherben mit Rädchenverzierung, mit flachen Eindrücken, von Drehscheibenware des 3.—4. Jahrh., von Kümme mit Fingernageleindrücken, Rest von Schmelzöfen. Bericht Bruer-Keune.

#### **Teglbörn (Südhang Höhe 157,4, westlich des Ortes)**

Zahlreiche Oberflächenlesefunde gesammelt von G. Bruer. Scherben der augusteischen Zeit und der jüngeren Römischen Kaiserzeit. Bericht Bruer-Keune. Z. T. Privatbesitz.

\*) Auf diesem Übungsplatz wird ein großer Urnenfriedhof des 3.—5. Jahrh. allmählich durch Schanz- und Erdarbeiten zerstört. Hier wurde bereits 1879 eine Urne gefunden. Bei einer Ausgrabung 1909 barg Prof. F. Fuhse 60 Urnen. 1938 wurden bei Schanzarbeiten 2 1/2 Urnen zutage gebracht. Wenn auch der Urnenfriedhof bereits weitgehend zergraben wurde, könnte doch vor Anlage von Grabensystemen oder Stellungen die betreffende Fläche untersucht werden. Da der Friedhof in dem bisher bei uns für fundarm oder fundleer gehaltenen 5. und auch 6. Jahrh. noch belegt worden ist, hat er eine größere siedlungsgeschichtliche Bedeutung.



## Hedeper, Kr. Wolfenbüttel

Über den Teichen (nördlich vom Pflingstanger) sammelte die Dorfarbeitsgemeinschaft Keune zahlreiche Scherben, vorwiegend der älteren Römischen Kaiserzeit (Rädchenverzierung, Besenstrich, Eindrücke) und den Rest einer knieförmig gebogenen Bronzefibel; Scherben der jüngeren Römischen Kaiserzeit, darunter von Drehscheibenware.

## Salzgitter-Bad, Stadtkr. Salzgitter

Am Plümckenbrunnen. Oberflächenlesefunde von einer Siedlung der Röm. Kaiserzeit. Fundbergung Höfer, Heißum. Privatbesitz.

Holthusen (30 m östlich der evangelischen Gnadenkirche). Beim Grabenziehen 1958 Scherben, wahrscheinlich Spätlatènezeit, aus einer Grube. Fundbergung und Meldung Roßner, Gr. Elbe. Städt. Museum, Schloß Salder.

Vöpsedt, Hammerschmidts Garten, Uhlandstraße 8. Aus Grube einer Siedlung der älteren Röm. Kaiserzeit Scherben, Salzgitterer Eisenerz und Eisenschlacken. An der Fundstelle auch ältere Scherben, wahrscheinlich jungsteinzeitlich. Fundbergung Mittelschullehrer Hammerschmidt. Untersuchung des Städtischen Museums, Schloß Salder, 1958. Privatbesitz.



Abb. 4 Harpstedter Rauchtopf der älteren Eisenzeit von Klein Elbe, Kreis Wolfenbüttel  
1:5



Abb. 7 Bügel einer Nienburger Fibel der Jüngeren Römischen Kaiserzeit aus Königsutter, 1:2

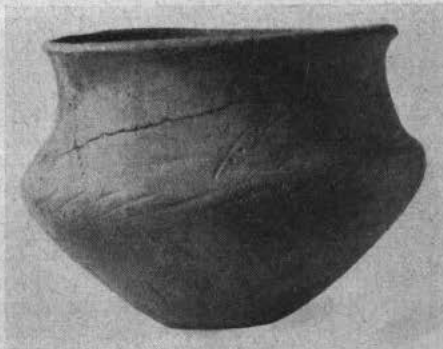


Abb. 5 Urne der Römischen Kaiserzeit bis Merowingischer Zeit vom Ehlerberg bei Cremlingen, Kreis Braunschweig, 1:3,7



Abb. 6 Urne der Römischen Kaiserzeit bis Merowingischer Zeit vom Ehlerberg bei Cremlingen, Kreis Braunschweig, 1:3,7

### **Salzgitter-Lebenstedt, Stadtkr. Salzgitter**

Ecke Rudolf-Kinder-Ring und Mühlenneckstraße

Beim Leitungsbau 1958 Scherben, Lehmewurf von Siedlung der älteren Römischen Kaiserzeit. Fundbergung und Meldung Roßner, Groß Elbe.

### **Salzgitter-Salder, Stadtkr. Salzgitter**

Deichkamp. Bei Ausschachtungsarbeiten für Bauten wurde 1958 die Siedlung der älteren und jüngeren Röm. Kaiserzeit angeschnitten. Aus zahlreichen, z. T. sehr großen Verfärbungen Scherben, darunter von Drehscheibengefäßen der jüngeren Röm. Kaiserzeit und Kummern, Spinnwirtel, Messergriff aus Geweih, Tierknochen. Fundbergung, Vermessung der Profile und Bericht Dr. G. Stelzer, Braunschweig. Städt. Museum, Schloß Salder.

Einzelfunde:

### **Königsutter, Kr. Helmstedt**

Neue Straße. Nienburger Fibel ohne Nadel und Rolle (Abb. 7). Bei Ausschachtungsarbeiten vor Jahren im Mauerschutt von einem Maurer gefunden und an Dr. H.-A. Schultz übergeben.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

## *Neue Verordnungen zum Schutz von Landschaftsteilen und einzelnen Naturdenkmälen im Verwaltungsbezirk Braunschweig*

Durch eine Verordnung des Landkreises Wolfenbüttel als Unterer Naturschutzbehörde vom 25. März 1959 wurde der Park des Rittergutes in Groß Denkte in einer Gesamtgröße von 2 ha 89 a 80 qm zum Landschaftsschutzgebiet erklärt und als Nr. 15 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Kreises eingetragen. Der Wortlaut der Verordnung findet sich in Nr. 8 des 10. Jahrganges des Amtsblattes für den Landkreis Wolfenbüttel vom 15. April 1959.

Die gleiche Unterer Naturschutzbehörde schützt durch Verordnung vom 10. Juni 1959 den seltenen ausländischen Fächerblattbaum (*Ginkgo biloba*) auf dem Grundstück von H. O. Roßdorf in Bad Harzburg, Schmiedestraße 4 durch Eintragung in das Naturdenkmalbuch des Kreises. Die Verordnung wurde abgedruckt in Stück 14 des 38. Jahrganges des Amtsblattes des Verw.-Bezirks Braunschweig vom 27. August 1959.

Vom Landkreis Braunschweig als Unterer Naturschutzbehörde wurden durch Verordnung vom 7. Juli 1959 eine Eiche auf dem Kälberanger bei Diblesdorf, eine Blutbuche am Südrande des Veltheimer Gutsforstes bei Veltheim a. O. und eine Eiche auf dem Dorfplatz in Bettmar geschützt und als Nrn. 3—5 in das Naturdenkmalbuch des Kreises eingetragen. Der Abdruck der Verordnung erfolgte ebenfalls im Jahrg. 38, Stück 14 des Amtsblattes des Verw.-Bezirks Braunschweig.

Auch der Landkreis Blankenburg vermehrte die Zahl seiner geschützten Naturdenkmale durch Verordnung vom 14. April 1959 um einen Bergahorn gegenüber dem Hause „Schau-ins-Land“ auf der oberen Bismarckstraße in Braunlage, der die Nr. 21 im Naturdenkmalbuch des Kreises erhielt. Den Wortlaut dieser Verordnung kann man nachlesen in Stück 15 des 38. Jahrganges des Amtsblattes für den Verw.-Bezirk Braunschweig vom 16. September 1959.

Den beteiligten Beamten der Kreisverwaltungen, den federführenden Landräten und nicht zuletzt den Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege, von denen die Vorschläge für den Schutz der genannten Landschaftsteile und Naturdenkmale ausgingen, werden alle Heimatfreunde dankbar sein für diese erfreulichen Maßnahmen. Fl.

Ein vollständiges Verzeichnis aller Naturschutz-, Landschaftsschutz- und Naturdenkmalverordnungen des Verwaltungsbezirks Braunschweig aus der Zeit vom 13. Mai 1955 bis zum 31. Mai 1959 brachte Stück 9 des 38. Jahrganges des Amtsblattes des Nds. Verwaltungsbez. Braunschweig am 16. Juli 1959.





*... so fein im Aroma*  
weil  
aerotherm geröstet

**Landgrebe** ➔

Reinigt • Färbt

Ihr Vorteil:

einfach zur »einfachreinigung«

Filialen in allen Stadtteilen

Ruf 309 83-84

- ▶ Öfen, Herde, Waschmaschinen, Kühlschränke
- ▶ Staubfreie Kohle und Marken-Heizöle
- ▶ Beratung in allen Fragen der Raumheizung

**Maring**

**Beratungsstelle Kattreppeln**

Büro: Bültenweg 38 und Wiesenstraße 12

Ruf: **30903-07**

*Warum haben Sie noch keinen Kühlschrank?*

**Jeder kann einen Kühlschrank kaufen**  
über das Teilzahlungssystem der Stadtwerke

AUSKUNFTE

erteilen der Fachhandel, die Installateure und die Stadtwerke



Ha-308

**Was Du erfahren willst — »erfahre«!**



**Wenn Sie einmal das große  
Staunen erleben wollen,  
wie ein modernes Auto  
die Unebenheiten der Straße  
wohltuend verschluckt,  
wie es sich schmiegsam  
jeder Kurve anpaßt  
und weich wie auf einem  
Teppich dahingleitet,  
dann machen Sie eine**

**Probefahrt  
mit dem jüngsten Volkswagen!**

**Nehmen Sie uns bitte  
beim Wort, denn  
erfahren geht über studieren.**

**Wir werden, wenn Sie wollen,  
mit Ihnen kühne Kurven  
In sicherem Fahrgefühl nehmen  
und uns auch bei  
Höchstgeschwindigkeit noch  
flüsternd unterhalten können.**

**Rufen Sie doch gleich mal  
bei uns an!**



**MAX VOETS GMBH BRAUNSCHWEIG**  
Wolfenbütteler Straße 51 • Stobenstraße 9 • Fernruf 2 02 91 - 95

# Braunschweigische Heimat



1960

46. Jahrgang · Heft 3

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig



## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben. 2. Wassergeister Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	65
Bau- und Werksteinmaterial der Doppelkapelle von St. Ludgeri zu Helmstedt Von Dr.-Ing. Karl Kummer, Salzgitter-Lichtenberg . . . . .	72
Läßt sich das Alter der Kirche in Wetzleben (Ldkr. Wolfenbüttel) ermitteln? Von Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11 . . . . .	79
Vom Zwetschenmus am Elm Von Heinz-Bruno Krieger, Königslutter, Neue Straße 10 . . . . .	81
Ein Nachwort zu ostfälisch Twetsche 'Zwetsche' Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	83
Stimmungsbilder aus meiner Heimat, der Magdeburger Börde Von Pastor i. R. Albert Hosenthien, Hinter Liebfrauen 6 . . . . .	84
<b>Aus der Heimatpflege:</b>	
Der Tie in Rábke, Kr. Helmstedt. Ein Natur- und Kulturdenkmal besonderer Art Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	87
Ein Denkstein für den Erfinder der Drillmaschine in Leiferde Von Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 . . . . .	91
Braunschweigischer Jahresbericht für Vor- und Frühgeschichte vom 1. 1. 1958—31. 12. 1959 Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Neustadttring 43 . . . . .	92
Buchbesprechungen . . . . .	96

Postcheck-Konto: Hannover Nr. 440 65, Bankkonto: Brschwg. Staatsbank Nr. 1273, Braunschweig

### DIE ÖFFENTLICH-RECHTLICHE VERSICHERUNG



IN  
**BRAUNSCHWEIG**  
WOLFENBÜTTELER STRASSE 86  
FERNSPRECH-SAMMEL-NR. 21611/14

übernimmt von ihren Auftraggebern  
Versicherungen aller Art und schützt ihre  
Kunden bei unvorhergesehenen Schadenfällen  
gegen die dann auftretenden Geldsorgen.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 · Druck: Walsenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Bezugspreis (-Mitgliedsbeitrag) 6,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

46. Jahrgang

Oktober 1960

Heft 3

## *Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben*

Wortgeographische Untersuchungen  
zur ostfälischen Stammeskunde  
von Werner Flehsig

### 2. Wassergeister

In der Braunschweiger Volkskunde von Andree ist die Rede vom *hâkemann* oder *nicker*, der nach dem Glauben unserer Landsleute im Born oder sonst im Wasser sitzt und Kinder, die dem Wasser zu nahe kommen, mit einem Brunnenhaken zu sich herabzieht. In der Schöninger Gegend heißt dieser Wassergeist nach Andree *nickelkerel*<sup>1)</sup>. Bereits 1848 hatten A. Kuhn und W. Schwartz dasselbe vom „Nickelmann oder *hâkelmann*“ aus Thale und Wienrode am Ostharz und aus Königslutter am Elm berichtet und hinzugefügt, daß in der Magdeburger Börde der rote „Nickelkater“ Kinder zu sich ins Wasser ziehen solle<sup>2)</sup>. In ihrem Sammelwerk finden wir außerdem Sagen vom *Nickelmann* aus Hadmersleben im Kr. Oschersleben, Quedlinburg und Westerhausen im Kr. Quedlinburg<sup>3)</sup>. Wenige Jahre später wußte H. Pröhle in seiner Sammlung „Unterharzer Sagen“ von Nickelmännern im Quedlinburger Mühlgraben, in der Bode zwischen Hordorf und Krottorf, Kr. Oschersleben, in der Holtemme bei Silstedt, Kr. Wernigerode, und im Mönchemühlenteiche bei Michaelstein, Kr. Blankenburg, zu erzählen<sup>4)</sup>. G. Schambach nannte 1859 in seinem Wörterbuch als Namen der Wassergeister in den Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen „*hâkekârel, hâkenkârel, hâkelkârel, hâkelkârel, sell. hâkeman, hâkeman, brunnenman*“<sup>5)</sup>, nachdem er 5 Jahre zuvor in der von ihm und W. Müller herausgegebenen Sagensammlung als Belegorte Moringen im Kr. Northeim, Amelsen, Dassel und Einbeck im Kr. Einbeck und Reinshausen im Kr. Göttingen angegeben hatte<sup>6)</sup>. Fr. Zobel erwähnt in seiner Sagensammlung aus dem Kr. Goslar je einen „*Hakelmann*“ unter der Innerstebrücke bei Sehle im Kr. Wolfenbüttel, unter der Innerstebrücke bei Salzgitter Ringelheim, in den Wasserlöchern am Galgenberge bei Bad Salzgitter und in der Tonkuhle am Vöpstedter Walde sowie ein „*Hakelwail*“ im Grundlosen Born bei Gielde, Kr. Goslar<sup>7)</sup>. Unter den von Fr. Sieber zusammengestellten Harzsagen finden wir außer den schon genannten Nickelmännern von Westerhausen, Krottorf und Hadmersleben auch einen „*Nickert*“ von Bernburg an der Saale, der ebenfalls noch zum ostfälischen Bereich gehört<sup>8)</sup>. Mehrere der von ihm nach-erzählten Sagen sprechen übrigens in Übereinstimmung mit der Nachricht aus der Magdeburger Börde bei Kuhn und Schwartz von einem roten Gewande

des Wassergeistes (Seeburg im Mansfelder Seekreis, Saalkreis, Gr. Kühnau im Anhaltischen und Thale im Kr. Quedlinburg). Für die in Siebers Harzsagen erwähnten weiblichen Wassergeister bei Westerhausen, Hadmersleben, Spickendorf, Halle a. S., in der Dölauer Heide bei Harzgerode und Bleicherode sind keine mundartlichen Bezeichnungen überliefert, sondern nur der hochdeutsche Sammelbegriff „Nixen“.

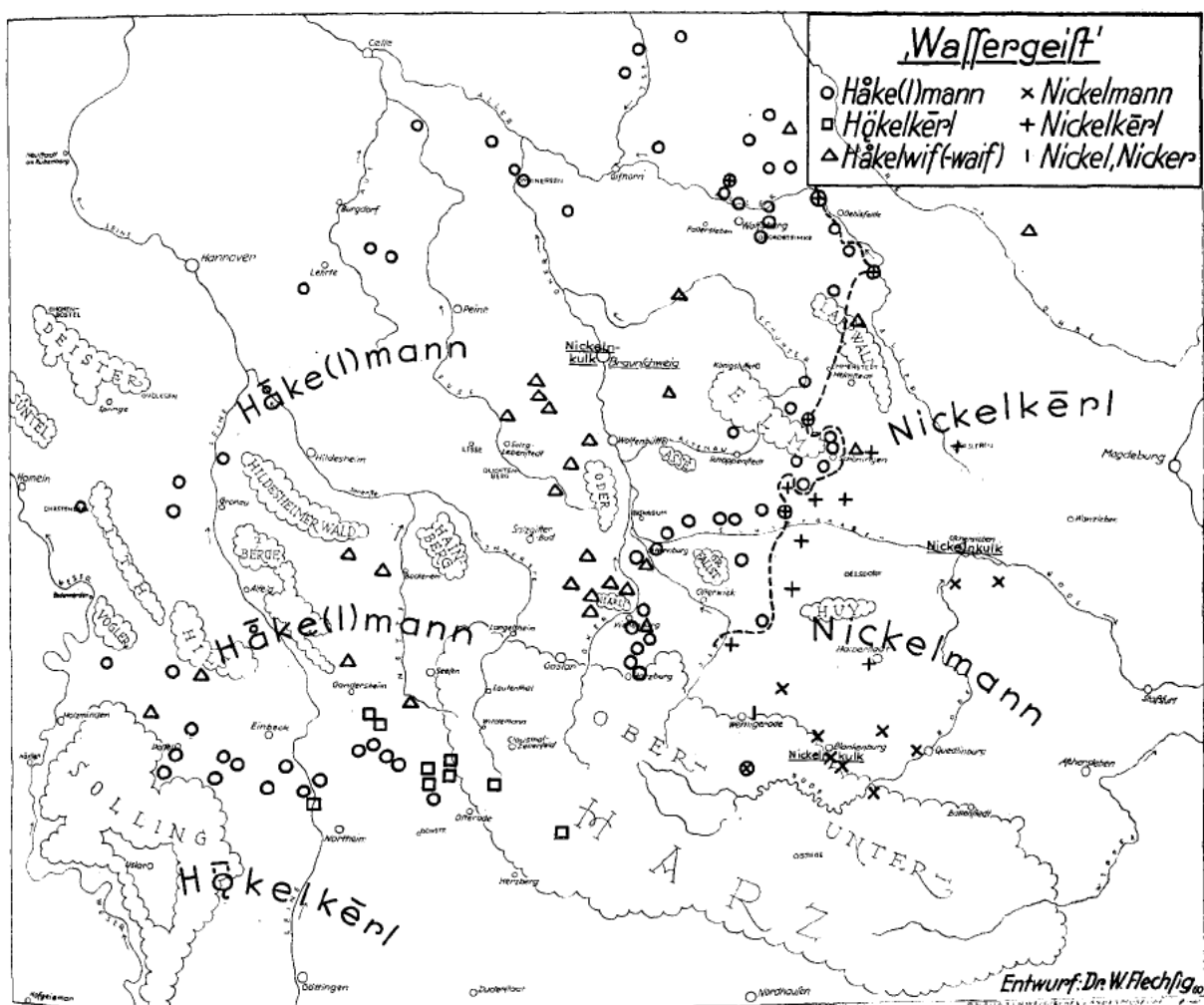
Um nun zu klären, wo überall in Ostfalen männliche oder weibliche Wassergeister bekannt waren und wie weit dafür mundartliche Bezeichnungen verbreitet sind, stellte ich 1957 im 8. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums die Frage Nr. 775: „Gespenstische Gestalt in Brunnen, Teichen oder Flüssen, die unvorsichtige Kinder ins Wasser herabzieht“. Als mögliche Antworten setzte ich aus den älteren Quellen zur Auswahl daneben *Häkemann*, *Häkermann*, *Nicker*, *Nickelkērl* und *Häkelwīf*, von denen die Bearbeiter der Fragebogen das in ihrem Ort gebräuchliche Wort unterstreichen und die nicht gültigen Formen durchstreichen sollten. Die Auswertung der eingegangenen Antworten hatte folgendes Ergebnis:

Weitaus am häufigsten ist der *Häke(l)mann* bezeugt, und zwar aus 346 ostfälischen Orten von den Kreisen Helmstedt und Halberstadt im Osten bis zu den Kreisen Holzminden und Einbeck im Westen, von den Kreisen Gifhorn, Peine, Burgdorf und Celle im Norden bis zum Nordteil des Kreises Osterode (Düderode, Förste, Kalefeld, Oldershausen, Willershausen) und Lonau, Kr. Zellerfeld im Süden. Die zu den von Schambach für Göttingen-Grubenhagen ermittelten Namen lautlich überleitende Form *Häkermann* bzw. *Hökelmann* wurde mir nur aus Badhausen, Ellierode und Windhausen im Kr. Gandersheim, Willensen im Kr. Osterode, Lerbach und Sieber im Kr. Zellerfeld gemeldet. Für *Häkel-* bzw. *Hökelkērl* fand ich nur drei Belege aus Hollenstedt, Kr. Einbeck, Eisdorf (*-kīrl*) und Wiershausen im Kr. Osterode, dazu einen *Häkenkērl* in Hohnstedt, Kr. Northeim und weit entfernt im Nordosten *Häke(n)kērl* in Bornum, Nordsteimke und Tiddische, Kr. Helmstedt.

Ein weiblicher Wassergeist namens *Häkelwīf* (*-wäif*, *-waif*, *-woif*) ist für 30 Orte nachweisbar. Sie verteilen sich auf die Kreise Helmstedt (Alversdorf, Grasleben, Parsau, Zobbenitz), Gifhorn (Wittingen), Braunschweig (Alvesse, Lehre, Sickte, Wierthe), Wolfenbüttel (Broistedt, Fümmelse, Isingerode, Leinde, Ufingen), Stadtkr. Salzgitter (Lobmachersen), Goslar (Beuchte, Immenrode, Kl. Döhren, Lengde, Neuenkirchen, Vienenburg, Weddingen), Hildesheim-Marienburg (Bodenburg, Störy), Gandersheim (Dankelsheim, Ildehausen) und Holzminden (Heinade, Vorwohle).

Der *Nickelkērl* läßt sich aus den Fragebogen in Übereinstimmung mit den älteren Nachrichten nur für das östliche Ostfalen nachweisen. Ich fand ihn neunmal im Kr. Helmstedt (Ingeleben, Meinkot, Offleben, Söllingen und — neben *Häkemann* — Beierstedt, Brackstedt, Grafhorst, Saalsdorf, Warberg) und siebenmal im Regierungsbezirk Magdeburg (Wasserleben im Kr. Wernigerode, Dedeleben und Badersleben im Kr. Halberstadt, Ohrleben im Kr. Oschersleben, Eilsleben im Kr. Wanzleben und Unseburg im Kr. Staßfurt). Dazu kommen noch Elbingerode im Kr. Wernigerode, Kneitlingen im Kr. Wolfenbüttel und Hohen-dodeleben im Kr. Wanzleben mit der Form *Nickelmann*. Ganz für sich allein steht ein *Bornkērl* in Hoitlingen, Kr. Helmstedt.





Sehen wir uns nun in den Nachbarlandschaften nach den Namen für Wasser-geister um, so begegnen uns im Grenzraum zwischen Ostfalen und Niedersachsen nach K. Heckscher der *Häkemann* in der Heidmark (Fahrenholz<sup>9)</sup>) und der *Wätermann* mit langem Haken im Kr. Neustadt (Basse<sup>10)</sup>). Das südliche Westfalen schließt sich an mit dem *Hakemann* im Waldeckischen<sup>11)</sup> und dem *Herke-* oder *Hiärkemann*, der sowohl von Woeste in seinem Wörterbuch<sup>12)</sup> wie von Sartori in seiner Westfälischen Volkskunde<sup>13)</sup> aufgeführt wird. An seiner Stelle erscheint im Kr. Soest nach Schmoeckel-Blesgen der *Bullekierl* oder *Bullemann*, sonst ein Hausgeist, dort aber ausdrücklich als Brunnengeist bezeugt<sup>14)</sup>. Im Celler Wörterbuch von Paul Alpers und in Kücks Lüneburger Wörterbuch fehlen *Hake-* und *Harke-* oder *Herkemann*, ebenso in seinem Buche über das Bauernleben in

der Lüneburger Heide. Wir können also damit rechnen, daß das ostfälische Wort mit Ausnahme etwa des versprengten Belegs aus Fahrenholz bei Heckscher in der Heide nicht gebräuchlich war. Ob statt dessen *Nickelkērl* oder *Wātermann* galt, wird sich erst zeigen, wenn das Lüneburger Wörterbuch vollständig im Druck vorliegt. In Schleswig-Holstein sind weder *Hākemann* noch *Nickelkērl* oder *Nicker* überliefert. In Mensings Wörterbuch finden sich nur *Bullerjochen*, *Bullerkerl*, *Budderkerl*, *Waterkerl* und *Watermann*<sup>15)</sup>; außer diesen Namen wird in den Schleswig-Holsteiner Sagen von G. F. Meyer auch noch der Griepenkerl als Wassergeist genannt<sup>16)</sup>. Wie mit den Namen für Feldgeister unterscheidet Ostfalen sich also auch mit den Namen für Wassergeister deutlich von der nordniedersächsischen Sprachlandschaft, zeigt dagegen Zusammenhänge mit Westfalen, die uns auch sonst bei der vergleichenden Betrachtung des mundartlichen Wortschatzes auf Schritt und Tritt begegnen.

Noch auffälliger als diese Tatsache ist aber für die Wortgeographie der Wassergeister in Ostfalen die Scheidung zwischen dem Hakemann-Bereich und dem Nickelkērl- bzw. Nickelmann-Bereich. Die Grenze zwischen diesen beiden verläuft in der gleichen Gegend, wo westliches *up*, *Snī* (*Snāi*), *Rummel(ße)* und *Kaileken* für ‚auf‘, ‚Schnee‘, ‚Runkelrübe‘ und ‚schwarze Holunderbeeren‘ mit östlichem *op*, *Snai*, *Turnips* (*Turniks*) und *Kaitschen* oder *Kaiseken* zusammentreffen. Sie stimmt auch ungefähr überein mit der Ostgrenze der ostfälischen Ackermaße *Förlink* und *Gartlink* (*Jertlink*) und der ostfälischen Flurnamen *Pump* und *Klini*. Es ist der mehr oder weniger breite Grenzsaum zwischen den westlichen Ortsnamen auf -heim und den östlichen auf -leben innerhalb Ostfalens. Wenn auch die genannten Wort- und Namensgrenzen zu recht verschiedenen Zeiten entstanden sein mögen, so scheinen sie doch letzten Endes alle in ihrer Linienführung dadurch bedingt zu sein, daß im östlichen Ostfalen die Besiedelungsgeschichte teilweise andere Wege gegangen ist als im mittleren und westlichen Ostfalen.

Da sind zunächst jene Angeln und Warnen, die einen Teil des bis zum Jahre 531 bestehenden Thüringer Reiches nördlich und südlich des Harzes innehatten und noch in der „Lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum“ der Karolingerzeit genannt werden. Wenn die herrschende Lehrmeinung richtig ist, wonach sie von der jütischen Halbinsel und aus Südsandinavien in unser Gebiet eingewandert sind und von dort die Ortsnamen auf -leben mitgebracht haben, dann hat ihr Siedlungsbereich in Ostfalen nur soweit nach Westen gereicht, wie hier Ortsnamen auf -leben verbreitet sind. Nach ihnen kam ebenfalls noch in der späten Völkerwanderungszeit eine sächsische Siedlergruppe aus dem Norden elbaufwärts in das Land westlich der Mittel- und unteren Saale. Sie wurde aber nach den Berichten der fränkischen Geschichtsschreiber bald bei Auseinandersetzungen mit den benachbarten „Nordschwaben“ vernichtend geschlagen und wohl zum größten Teile aufgerieben. In der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts wurden dann nach den Angaben in Helmolds Slavenchronik 600 nordalbingische Familien, die wegen der Einfälle der Slaven in ihre holsteinische Heimat von dort ausgewandert waren, im Harzgebiet angesiedelt. Rund hundert Jahre später kamen schließlich Niederländer, um das Gebiet des Großen Bruches zwischen Oker und Bode auf Veranlassung des



Bischofs Dietrich von Halberstadt urbar zu machen, wie aus einer undatierten, zwischen 1180 und 1184 ausgefertigten Bischofsurkunde über die „*agros Hollandenses*“ hervorgeht<sup>17)</sup>.

Von diesen vier Einwandererwelten haben sicherlich weder die völkerwanderungszeitlichen Sachsen noch die Nordalbinger des 11. Jahrhunderts die Bezeichnung des Wassergeistes als Nicker, Nickelkērl oder Nickelmann in das östliche Ostfalen mitgebracht, fehlen doch gerade in ihrer Urheimat Schleswig-Holstein nicht nur diese drei Formen, sondern auch alle aus Nicker gekürzten Formen, wie wir sie aus Skandinavien kennen. Dort hat sich aus dem altnordischen *nykr* im Dänischen *nök(ke)*, im Schwedischen *näck* (mundartlich *nikk*) im Norwegischen *nök* (mundartlich *nikk*) entwickelt. Aus dem anglichen Teile der jütischen Halbinsel scheint das Wort nach England gelangt zu sein, wo es schon angelsächsisch als *nicor* bezeugt ist und im Neuenglischen als *nick fortlebt*<sup>18)</sup>. Es ist daher ein verlockender Gedanke, den Angeln und Warnen die Einführung des *Nicker* usw. im östlichen Ostfalen zuzuschreiben. Aber noch wahrscheinlicher ist es, daß er mit den Niederländern des 12. Jahrhunderts zu uns kam. Sowohl im mittelniederländischen Wortschatz wie in dem der neuniederländischen Schriftsprache kommt *nicker* als Wassergeist vor. Dazu treten noch die heutigen mundartlichen Formen *nekker*, *(n)ekkerman* und *nocker* als Bezeichnungen des Kinderschrecks im Wasser, die nach P. J. Meertens hauptsächlich gehäuft im Südosten der Niederlande zwischen Tilburg, Eindhoven und der belgischen Grenze sowie vereinzelt auch nahe der Küste in den westlichen Niederlanden und in Nordwestflandern verbreitet sind<sup>19)</sup>. Flamen haben zweifellos das Wort *Nicker(t)* nach dem von ihnen besiedelten Fläming in der Mark Brandenburg mitgebracht, wo es von Kuhn und Schwartz durch Sagen aus Kemnitz und Pechüle im Kr. Jüterbog-Luckenwalde nachgewiesen ist<sup>20)</sup>. Ebenso gut können *Nickelkērl* und *Nickelmann* in Ostfalen durch diejenigen Niederländer eingebürgert worden sein, die im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts durch Bischof Dietrich am Großen Bruch Siedelland zugewiesen bekamen. Niederländisches Wortgut konnte zusätzlich wohl auch in solchen Teilen des östlichen Ostfalen Fuß fassen, wo zwar keine niederländischen Bauern ansässig wurden, aber Spracheinflüsse aus den niederländischen Siedlungsgebieten in der nahen Altmark und im ostelbischen Lande Jerichow auf das magdeburgische Holzland und die Börde austrahlten.

Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhange der Straßensname *Nickelnkulk* in der Stadt Braunschweig. Manche Stadthistoriker haben ihn für einen verballhornten Nikolaikulk erklären und daraus das Vorhandensein einer durch Quellen nicht bezeugten Nikolaikapelle am Werder im Stadtteil Neustadt erschließen wollen. Aber eine solche Deutung ist schon aus allgemeinen sprachgeschichtlichen Gründen unhaltbar. Alle nicht auf der 1. Silbe betonten Heiligennamen lateinischen, griechischen und hebräischen Ursprungs mit mehr als 2 Silben wurden in der ostfälischen Volkssprache dadurch mundgerecht gemacht, daß man die unbetonte 1. Silbe einfach wegließ. So wurden z. B. aus Alexander, Andreas, Antonius, Bartholomaeus, Caecilia, Dionysius, Elisabeth, Hieronymus, Johannes, Margarete, Maria, Matthias, Mattheus, Sophia und Susanne die mundartlichen Ruf-, Kose- und Familiennamen Sander (Zander), Drewes (Drais), Tönnies, Mewes (Maiwes), Zileke, Nisius, Liese (Lischen), Onimus, Hans, Grete (Graite), Rieke, Thies, Tewes (Taiwes), Fike und Sanne, und dementsprechend aus Nikolaus auch

Kläges, wie es neben zahlreichen Familiennamen auch die Bezeichnung des Weihnachtsmannes in Ostfalen als *Aschen-*, *Buse-* oder *Ruklâges* und der Platzname Klagesmarkt in Hannover zeigen. Aus diesem Grunde ist in Ostfalen weder die Herleitung des Wortes *Nickel* für 'Taugenichts, liederliches Weib' noch die des Nickelnkults von Nikolaus möglich. Daß unser Nickelnkulk mit dem Heiligen Nikolaus nichts zu tun haben kann, ergibt sich aber auch schlagend aus der völlig eindeutigen Überlieferung dieses Straßennamens. Er wird nach H. Meier<sup>21)</sup> zuerst 1304 als Nickerkulk erwähnt und erscheint in dieser Form ausschließlich bis in das 16. Jahrhundert. Das *l* der heutigen Form erscheint erstmalig 1606 in Nickelkoldh. Sie ist wie die Form *Nickelkêrl* dadurch entstanden, daß das ursprüngliche *r* der Mittelsilbe an das *l* der Endsilbe „assimiliert“, d. h. angeglichen wurde. Dasselbe gilt vom Nickelnkulk in Cattenstedt bei Blankenburg, auf den E. Dammköhler vergleichend aufmerksam gemacht hat<sup>22)</sup>, und vom Nickelnkulk in Oschersleben.

Während die beiden letztgenannten Geländebezeichnungen innerhalb des geschlossenen Nickelmann-Bereiches liegen und sich daher wortgeographisch mühelos in einen größeren Zusammenhang einfügen lassen, wirkt ein Nickelnkulk in Braunschweig, rund 30 km von der heutigen Westgrenze des *Nickelkêrl*-Bereiches, zunächst natürlich etwas verwirrend. Sollte die Bezeichnung des Wassergeistes als *Nicker* oder ähnlich im Mittelalter auch im Okergebiet allgemein gebräuchlich gewesen und erst später durch *Hâke(l)mann* allmählich bis zur heutigen Westgrenze zurückgedrängt sein, wobei der Nickelnkulk in Braunschweig als einziges „Relikt“ eines ursprünglich viel größeren Verbreitungsgebietes übriggeblieben wäre? Doch einer solchen künstlichen Erklärung für die Anwesenheit eines Nickelnkulkes in Braunschweig bedürfen wir gar nicht. In der Urkunde des Moritzstiftes in Hildesheim über die Ansiedlung von Flamen in der neu zu erbauenden Hildesheimer Damm-Vorstadt lesen wir schwarz auf weiß vom „*ius aliorum Flandrensium qui morantur Brunswi(c) vel circa Albim*“<sup>23)</sup>, und wir dürfen daraus mit den Stadthistorikern L. Hänselmann und P. J. Meier folgern, daß damals auch in Braunschweig Flamen bereits ansässig waren, die gewiß von Heinrich dem Löwen herbeigeholt waren, um mit ihnen in der alten Heimat gewonnenen Erfahrungen im Wasserbau das teilweise sumpfige Gelände im Überschwemmungsbereich der Stadtteile Hagen und Neustadt nutzbar zu machen<sup>24)</sup>. Ihnen verdanken wir also auch den Namen des Braunschweiger Nickelnkulks. Wir haben damit ein willkommenes unmittelbares Zeugnis für die Ansiedlung von Flamen in der Stadt Braunschweig gefunden, die von dem Historiker bisher nur aus einer mittelbaren Quelle erschlossen worden war.

Aber neben solchen niederländischen Sprachresten im östlichen Ostfalen und in Braunschweig aus dem 12. Jahrhundert gibt es auch noch eine vermutlich viel ältere ostfälisch-niederländische Beziehung in der Benennung des Wassergeistes. Durch den *Hâkemann* hat das mittlere und westliche Ostfalen über das südliche Westfalen und das Rheinland<sup>25)</sup> hinweg eine anscheinend ununterbrochene Landverbindung zu den östlichen Niederlanden, wo das Wort in den mundartlichen Formen *hakeman*, *hookemennneke* oder *menneke met de haak* sowohl zwischen Aachen, Roermond und Maseik wie bei's Hertogenbosch und Tilburg und zwischen Doesburg, Nijmegen und Emmerich nachgewiesen ist<sup>26)</sup>. Diese weiträumigen Übereinstimmungen können nicht das Ergebnis mittel-

alterlicher Siedlerbewegungen sein, sondern scheinen auf sehr alte stammesgeschichtliche Zusammenhänge in Nordwestdeutschland außerhalb des nordseegermanisch-sächsischen Kulturkreises zu deuten. Dazu gehören auch Wörter wie *Tī* ‚Dorfversammlungsplatz‘, *Förlink* ‚ein halber Morgen Landes‘, und *Kruck* (oder *Krücke*) ‚gekrümmtes Ackerstück‘. Diese ostfälisch-niederländischen Wortgleichungen außerhalb des Nordniedersächsischen, für die sich noch mehr Beispiele aufführen ließen, sollen später einmal ausführlicher untersucht werden.

Neben den wortgeographischen Beziehungen Ostfalens zu den Niederlanden und Flandern gibt es übrigens auch solche zu Oberdeutschland, die ebenfalls in eine recht frühe Zeit zurückreichen dürften. An Stelle des nordisch-niederländisch-ostfälischen *Nicker*, *Nickelkērl* oder *Nickelmann* finden wir im Süden den *Nix*, der aus althochdeutsch *nichus* entstanden und durch grammatischen Wechsel des *r* und *s* mit unserem *Nicker* eng verwandt ist. Im Württemberg und im Elsaß aber kennt man wie bei uns den *Hakemann*<sup>27)</sup>. Da jene Gebiete von Sweben besiedelt worden sind, liegt der Gedanke nahe, daß Wort und Sache schon in der Völkerwanderungszeit aus der swebischen Urheimat an der Mittel- elbe dorthin gelangt sind. Doch läßt sich die schwierige Frage solcher ostfälisch- oberdeutschen Wortbeziehungen erst dann ernsthaft erörtern, wenn die Verbreitung von *Nix*, *Hakemann* und anderen gemeinsamen Wörtern in Mittel- und Oberdeutschland genau so eingehend untersucht sein wird wie in Ostfalen.

<sup>1)</sup> Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. 1901; hier S. 388.

<sup>2)</sup> A. Kuhn u. W. Schwartz: Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. 1848; hier Abschnitt XIX (Nixen) auf S. 426.

<sup>3)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>; hier Sagen Nr. 197 auf S. 172 ff.

<sup>4)</sup> Heinrich Pröhle: Unterharzische Sagen. 1856; hier Nrn. 21—23, 80 u. 253.

<sup>5)</sup> Georg Schambach: Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. 1858; hier S. 71.

<sup>6)</sup> Georg Schambach u. Wilhelm Müller: Niedersächsische Sagen und Märchen. 1854; hier Nr. 90 u. Anmerkungen dazu.

<sup>7)</sup> Franz Zobel: Die Sagen des Landkreises Goslar. 1934; hier S. 54.

<sup>8)</sup> Friedrich Sieber: Harzland-Sagen. Jena 1928; hier S. 27.

<sup>9)</sup> Kurt Heckscher: Heidmärker Volkskunde. Oldenburg 1938; hier S. 9.

<sup>10)</sup> Kurt Heckscher: Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. Hamburg 1930; hier S. 11.

<sup>11)</sup> Kurt Bauer: Waldeckisches Wörterbuch, hrsg. v. H. Collitz 1902; hier S. 43.

<sup>12)</sup> Friedrich Woeste: Westfälisches Wörterbuch. 2. Aufl. bearb. v. Erich Nörrenberg. Norden 1930; hier S. 99.

<sup>13)</sup> Paul Sartori: Westfälische Volkskunde. Leipzig 1922; hier S. 81.

<sup>14)</sup> H. Schmoeckel u. A. Blesken: Wörterbuch der Soester Börde. Soest 1952; hier S. 31.

<sup>15)</sup> Otto Mensing: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. 1925/34; hier Bd. II, Sp. 574 u. Bd. V, Sp. 544 f.

<sup>16)</sup> Gustav Friedrich Meyer: Schleswig-Holsteiner Sagen. Jena 1929; hier S. 64.

<sup>17)</sup> Urkundenbuch des Hochstiftes Halberstadt. Bd. 1, 1883; hier Nr. 308.

<sup>18)</sup> Kluge-Götze: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl. 1951; hier S. 528 (Stichwort „Nix“).

<sup>19)</sup> Die Kenntnis eines Probedrucks der noch nicht veröffentlichten Karte „Watergeest en Waterschrik“ aus dem von P. J. Meertens herausgegebenen „Volkskunde-Atlas voor Nederland en Vlaams-Belgie“ verdanke ich dem lebenswürdigen Entgegenkommen der „Centrale Commissie voor Onderzoek van het Nederladse Volkseigen“ in Amsterdam. Dafür sei Herrn J. J. Voskuil auch an dieser Stelle herzlich gedankt!

<sup>20)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>; hier Sagen Nrn. 103—106.

<sup>21)</sup> Heinrich Meier: Die Straßennamen der Stadt Braunschweig. 1904; hier S. 78 f.

<sup>22)</sup> Eduard Damköhler: Zu den Straßennamen der Stadt Braunschweig (in: Braunschweigisches Magazin, 11. Bd. 1905, S. 35).

<sup>23)</sup> Urkundenbuch der Stadt Hildesheim. Bd. 1, Nr. 19 (S. 23).

<sup>24)</sup> Ludwig Hänselmann: Geschichtliche Entwicklung der Stadt Braunschweig (in: Festschrift zur 69. Versammlung der deutschen Naturforscher u. Ärzte. Braunschweig 1897); hier S. 4. — Niedersächsischer Städteatlas. 1. Abt.: Die braunschweigischen Städte, bearb. v. Paul Jonas Meier. Hannover 1927; hier S. 15.

<sup>25)</sup> Rheinisches Wörterbuch, herausg. v. Josef Müller. Bd. 3, 1932; hier Sp. 117.

<sup>26)</sup> a. a. O. wie <sup>19)</sup>.

<sup>27)</sup> Adolf Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Aufl. bearb. v. Elard Hugo Meyer 1900; Abschn. 54 auf S. 48 mit Literaturhinweisen. — Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. v. H. Bächtold-Stäubli 1927 ff.; hier Bd. IX, Sp. 140 u. 142 (Abschnitt Benennungen der Wassergeister und Anmerkung 185 mit Literaturnachweisen dazu).

## *Bau- und Werksteinmaterial der Doppelkapelle von St. Ludgeri zu Helmstedt*

von Karl K u m m e r

Ein kunstgeschichtlich bemerkenswertes Baudenkmal beherbergen die Mauern der Stadt Helmstedt. Es ist die Doppelkapelle auf dem sogenannten Paßhofe des ehemaligen Benediktinerklosters St. Ludgeri, das mit der gleichnamigen Abtei in Werden an der Ruhr seit seiner Begründung verbunden war. Über eine Treppe gelangt man vom Schulhofe zu ihm hinab. Dann steht man vor dem durch seine Bogenarkaden- und Nischenarchitektur charakterisierten, eigenartigen, zweigeschossigen Bau mit dem barockgeformten Schieferdach und dem behelmten Glockenlaternchen darauf. Es stößt mit einer Schmalseite an den Pfarrhausflügel und scheint im Boden des Hofes eingesunken zu sein. In Wirklichkeit ist dieser um 1½ m erhöht.

Der jetzige Zustand des Baus, von dessen Errichtung keine Urkunden zeugen, ist das Ergebnis von Wiederherstellungsarbeiten und Umbauten, die im Laufe der Zeit im Äußeren und Inneren manches veränderten. Um die Aufklärung der Baugeschichte des interessanten Bauwerkes haben sich Fachleute und Kunsthistoriker seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ernsthaft bemüht. Sie sind trotz gewisser Unterschiede der Auffassungen im einzelnen zu Ergebnissen gelangt, die sich großenteils auch in den Bau- und Kunstdenkmälern des Herzogtums Braunschweig, Kreis Helmstedt, von P. J. M e i e r <sup>1)</sup> wiedergegeben finden.

Die Doppelkapelle besteht aus zwei Bauteilen, das kleinere westliche Drittel, etwas jünger, diente dazu, das ursprünglich freistehende Kirchlein mit dem Kreuzgange des Klosters zu verbinden. Die zu ebener Erde gelegene Unterkapelle, jetzt St. Peter, wird von Pfeifer<sup>2)</sup>, Zeller<sup>3)</sup>, Zimmermann<sup>4)</sup> und Dehio-Gall<sup>5)</sup> als karolingisch-frühromanische Missionskapelle des 9. bis 10. Jahrhunderts und damit als das älteste erhaltene kirchliche Bauwerk im niedersächsischen Raum angesehen, eine Meinung, der sich insbesondere Effmann<sup>6)</sup> nach dem Vergleich mit der bis ins einzelne ähnlichen St. Ludgeri-Krypta in Werden **nicht anzuschließen vermag**. Die darüber liegende St. Johannes-Kapelle soll nach den Verfechtern der erstgenannten These der „Missionskapelle“ später aufgesetzt sein, während andere beide Kapellen als Einheit betrachten und sie in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts verweisen.

Bei den Auseinandersetzungen über die Frage nach dem Alter der Kapelle und ihrer Teile spielt nun das zum Bau verwendete Gestein eine immer wieder betonte große Rolle. So bestehen nach Pfeifer<sup>7)</sup> die Außenwände in dem als älter angesehenen unteren aus Kalkstein, während den Oberbau ein Gemenge von Kalkstein und Sandstein bilden, und in einer späteren Veröffentlichung<sup>2)</sup> spricht derselbe Verfasser von der Längsseite der Peterskapelle als von dem aus „dünn-schichtigen Kalkstein mit großen Eckquadern errichtetem Gebäude.“

Besonders hingewiesen wird sodann auf das Gestein, das zur Vermauerung der als zunächst ganz offen angenommenen Bögen der Unterkapelle benutzt wurde. Es soll für deren Zeitpunkt mitbestimmend sein. Nach Pfeifer<sup>7)</sup> erfolgte die Ausmauerung in der Umfassungsmauer vorwiegend aus Kalkstein. „Man dürfte kaum fehlgehen, daß diese von dem Abbruch der ursprünglichen Westwand der Peterskapelle herkommen.“ Auch Zeller<sup>8)</sup> spricht von dem Gegensatz des Materials und von den „nach oben mit Kalkstein bündig verblendeten Öffnungen des östlichen Feldes.“

Zusammenfassend meint dann Meier<sup>4)</sup>: „Die Wände beider Stockwerke bestehen aus meist sehr flachem Kalkstein vom Elm, so daß man schon hierdurch an rheinische Bauweise erinnert wird. Nur an den Stellen, wo die im vorigen Jahrhundert entfernten Strebepfeiler gestanden haben, sowie in den Blendarkaden vereinzelt Sandstein. Aus diesem bestehen auch der obere Mauerrand, sowie das ganze völlig schmucklose Stück der Außenmauern.“ „Ein klarer Beweis späteren Anbaus.“

Er schließt dann seine Ausführungen: „Daß der ganze Bau nicht einheitlich ausgeführt ist, liegt auf der Hand. Schon durch das verschiedene Material „u. s. f.“ erweist sich das westliche Drittel des Baus als jünger.“ „Es ist angefügt worden, als man nicht mehr nötig hatte, das Material vom Elm herbeizuschaffen, sondern die Sandsteinbrüche der allernächsten Umgebung von Helmstedt entdeckt hatte.“

Die ungewöhnliche Bedeutung, die hier demnach dem Baumaterial als Kriterium für die Baugeschichte zugemessen wird, ist ein wichtiger Grund, die Angaben der Literatur darüber auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen, die Stichhaltigkeit der aus ihnen gezogenen Schlüsse zu beleuchten und auf bisher nicht Gesehenes aufmerksam zu machen<sup>10)</sup>. Wo die schriftlichen Quellen schweigen, mögen also, um mit Zimmermann<sup>4)</sup> zu sprechen

„Die Steine reden“.



## *Das Äußere*

Die im Boden steckenden, verhältnismäßig schwachen Grundmauern der Doppelkapelle bestehen nach dem von Herrn Dr. S c h u l t z, dem ich die Anregung zu dieser Arbeit verdanke, auf Grund seiner Grabung Veröffentlichtem vorwiegend aus Kalkstein in mehreren Lagen<sup>11)</sup>. Das erkennt man auch an einigen noch herausragenden Stellen der Fundamentschicht. „Die Verwendung dieses Gesteins erfolgte an dieser Stelle, weil der darüber benutzte Sandstein besonders zur Aufnahme von Feuchtigkeit neigt. Auch heute noch verbieten die Bauordnungen mancherorts ihn für alles mit dem Erdreich in Verbindung stehende Mauerwerk.

Für die Wände ist auf allen drei Seiten fast ausschließlich Rätsandstein des Keupers aus der Nähe von Helmstedt in verschiedenen Stärken und von etwas unterschiedlicher Struktur und Farbe verwandt. Die Stellen, wo sich in der glatten Mauerfläche, auch der Nischen, dünnbankiger und unbearbeiteter Kalkstein findet — das ist im Unter- wie im Obergeschoß der Fall — machen bestimmt viel weniger als 10 Prozent der Gesamtfläche aus<sup>12)</sup>.

Zur Herausbildung bestimmter Linien des Bauwerks als dekorativer Schmuck allerdings ist werkgerecht bearbeiteter Schaumkalk verschiedentlich zur Anwendung gekommen. So im Sockelgesims von Unter- und Oberkapelle, als Plattenbelag einiger Pilaster und als Sockel und Kämpferplatte von ihnen, sowie in den Blendarkaden. Die Rahmen der im XVII. Jahrhundert eingesetzten Fenster und der Tür bestehen wieder aus Sandstein.

Die von mir mit größtmöglicher Gewissenhaftigkeit durchgeführten Untersuchungen, die sich auch mit den hier nicht zu erörternden Erscheinungen der Verwitterung des Materials und örtlich vorhanden gewesenem Mörtelüberzuge befaßten, stehen damit in Widerspruch zu den zitierten Angaben der Literatur.

Es trifft weder zu, daß der östliche Teil der Kapelle überwiegend aus Kalkstein besteht, noch geht es an, die Wände der Oberkapelle als ein Gemisch von Kalkstein und Sandstein zu bezeichnen. Insbesondere fand bei dem Verschließen der Bogenöffnungen von St. Peter nicht Kalkstein, sondern beinahe ausschließlich Sandstein Verwendung.

Damit sind alle Schlußfolgerungen, die aus der Verschiedenartigkeit des Baumaterials bisher gezogen worden sind, hinfällig. Es ist zum Bau, außer in den Fundamentschichten, von Anfang an fast nur Sandstein verwandt, wie er sich in dem neben und unter der Kapelle verlaufenden, durch die Grabung des Braunschweigischen Landesmuseums aufgedeckten „schweren Mauerwerk“ eines noch älteren Baues auch fand. Es gibt im Material weder Unterschiede zwischen den beiden Geschossen noch einen wesentlichen im westlichen gegen den östlichen Teil. Es läßt sich damit keine zeitliche Aufeinanderfolge verschiedener Bauabschnitte beweisen. Dementsprechend bedarf auch die relative Datierung der Kapelle gegen die St. Felicitas-Krypta einer Nachprüfung.

Das alles gibt eher denen recht, die von dem karolingisch-frühromanischen Alter der Unterkapelle nicht überzeugt waren, wie z. B. P. J. M e i e r. Schon die mehrfach erwähnte Grabung hatte diese Datierung unwahrscheinlich gemacht. Darüber hinaus sind sie ein weiteres Argument dafür, daß der gesamte Bau einer einheitlichen Konzeption seine Entstehung verdankt und auch keine wesentlichen

zeitlichen Unterschiede zwischen der Errichtung der St. Peter- und der St. Joh.-Kapelle bestehen. So erhält die Auffassung, daß die Doppelkapelle von St. Ludgeri als ein Bau aus dem XI. Jahrhundert angesehen werden muß, von der Seite des Baumaterials her eine weitere Stütze.

### *Das Innere*

Auch meine Untersuchungen im Inneren des Bauwerkes mit Hilfe von Lupe, Spiegeln und einer guten elektrischen Lampe sollten zu überraschenden Ergebnissen führen. Hier ist das unter einer Putzschicht liegende Baumaterial der Wände selbst jeder Sicht entzogen. Es kommen also nur die Teile für eine Materialansprache in Betracht, die aus ihr herausragen oder frei im Raume stehen. Das sind die reichen Stücke in der St. Johannes-Kapelle. Der verhältnismäßig schmucklose Raum von St. Peter kann hier unberücksichtigt bleiben.

Dort haben die Wandpilaster mit ihren korinthisierenden Akanthus-Kapitellen und das Säulenpaar in der Altarnische von jeher die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker auf sich gezogen. Es handelt sich bei ihnen um erlesene Werke romanischer Steinmetzkunst, von Effmann<sup>6)</sup>, dem hervorragenden Kenner der Werdenener Kirchen, in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts gestellt. Sie haben hier weit und breit nicht ihresgleichen und sind der Anlaß zu macherlei Kontroversen geworden. Hier nach Möglichkeit durch eine Analyse des Werksteinmaterials helfend und klärend zu wirken, war mir ein besonderes Anliegen.

Denn diese, dem Kapellenraum die eigenartige Note gebenden Werkstücke werden fast allgemein als nicht zu dem ursprünglichen Bau gehörend angesehen. Man hat gewichtige Gründe dafür herangezogen, und es sind die verschiedensten Vermutungen darüber geäußert, wo sie nun eigentlich herkommen könnten. Es sei hier nur auf Zeller<sup>13)</sup> verwiesen, der meint, daß „reiche Schmuckstücke damals importiert von einem abgerissenen Bau an anderer Stelle“ und vermutet, daß vielleicht um 1700 gut erhaltene Teile der älteren Ausstattung von Werden nach Helmstedt abgegeben und dort neu aufgestellt seien. Für die Säulen ist sogar die Champagne als Herkunftsort in Erwägung gezogen worden.

Die Pilasterkapitelle gleichen sich bis auf geringe Unterschiede in der Art ihrer Gestaltung durch den Steinmetz (Abb. 1 u. 2). Eine abschließende Kämpferplatte fehlt ihnen. Das westliche Paar ist schmaler als das östliche, nur auf der zum Altar gerichteten Seite bearbeitet, und es ist ihm ein zweiter Pfeiler mit Kämpferplatte später gewaltsam angesetzt. Sie sind aus grau-weißem, einen geringen Stich ins Gelbliche zeigenden, sehr gleichmäßigen Schaumkalk gefertigt. Winzige Poren und Lebensspuren weisen es aus.

Da sie eingemauert sind, kann man ihre Stärke nicht ohne weiteres erkennen und auch besonders über die Form der schmalen im Zweifel sein. Sie sind jedenfalls sehr flach und stecken mit ihrem Sockel nicht mehr als nur noch 5 cm tief in der Wand. Nicht gewertet ist bisher bei den westlichen Pilasterkapitellen die nach meiner Meinung gewollte Herausarbeitung eines glatten Bogenprofils auf der westlichen Seite (Abb. 2). Das könnte gegen die ehemalige Verwendung an einer Ecke sprechen und eher darauf hindeuten, daß sich vielleicht noch ein Bogen oder eine Nische von etwas über 1 m Breite an sie anschloß.



Abb. 1:  
Kapitell eines östlichen  
Wandpilasters



Abb. 3b: Nördliche Säule



Abb. 2:  
Westliches Kapitell  
mit dem angesetzten  
jüngeren Pilaster

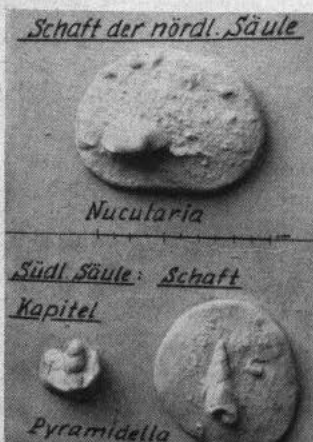


Abb. 4:  
Plastilinabdrücke  
von Petrefakten

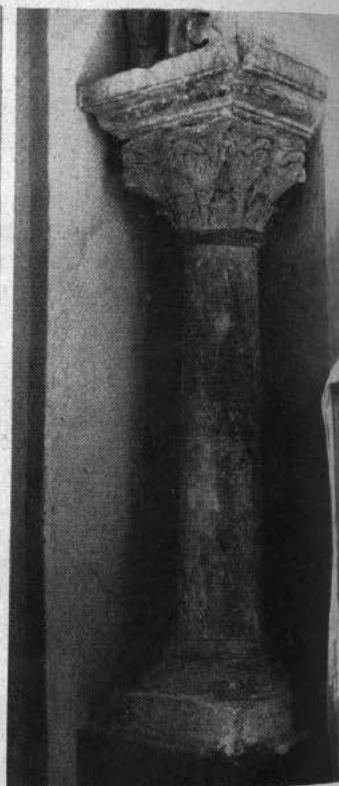


Abb. 3a:  
Nördliche Säule

Aufn. Dr. Kummer

Die bemerkenswertesten Werkstücke der Kapelle aber sind zweifellos die knapp ein Meter hohen Säulen beiderseits des Altars nebst ihren prächtigen Kapitellen (Abb. 3). Die Säulenschäfte sind glatt. Kratz-, Schleif- und Scheuerspuren, vor allem auf der Vorderseite, stellen nichts Ungewöhnliches bei dem weichen Material, aus dem sie gefertigt wurden, dar. Solche entstehen immer durch die „Benutzung“ im Laufe von Jahrhunderten infolge der engen Berührung Teile gefleckt und geflammt, worin ich keine Reste von einer ehemaligen Bemalung etwa zu erkennen vermag. Das Gesteinsmaterial weist in senkrecht verlaufenden Zonen linsenförmige Einlagerungen auf und zeigt so dessen Bankung an. Ein schwacher, örtlich abblätternder Sinterüberzug überdeckt auch hier das Ganze.

Betrachtet man die Säulen im einzelnen genauer, so erkennt man das schwach poröse Gefüge des Gesteins, und es erweisen sich die genannten Einlagerungen als Nester von Molluskenschalen, wie sie in den Kalksteinsfolgen verschiedener Formationen und besonders im Schaumkalk immer vorkommen. Ein solches von 12 cm Länge, dessen Füllung offenbar teilweise herausgefallen war, findet sich

rechts am Fußende der südlichen Säule, und kleinere Hohlräume liegen hier und da im Material frei. Auch einige scharf begrenzte, hellere Flecke erwiesen sich bei genauerer Untersuchung als mit Staub oder Mörtel ausgefüllte Löcher.

Es wurde nun der Versuch gemacht, die Form solcher Vertiefungen festzustellen. Nach sorgfältiger Reinigung stellte ich überall, wo es anging, Plastilinabdrücke von ihnen her. Dabei gelang es, in einem Molluskennest auf der rechten Rückseite der nördlichen Säule, 14 cm über deren unterem Ende, aus dem etwa 12 mm tiefen Loch den deutlichen Abdruck einer schwachgerippten Muschel herauszuziehen (Abb. 4 oben).

Mit dem stark einzogenen Wirbel der oberen unsymmetrischen Schale, — die untere fehlte leider — läßt sie sich lediglich als vermutlich zur Gattung *Nucularia* gehörend ansprechen<sup>14)</sup>.

Auch an der südlichen Säule lohnte sich die Arbeit. Von der linken Vorderseite, 55 cm über dem Fuß, entnahm ich den Abdruck eines 25 mm hohen Schneckengehäuses, das mit seinen 5 Umgängen wohl erhalten ist und unter der abgebrochenen Mündung sogar einen Blick in das Innere erlaubt. Leider reicht auch das nur aus, das Tier als eine Meeresschnecke aus der Familie *Pyramidella* zu diagnostizieren.

Die Kapitelle sind aus bestem, dichten Schaumkalkmaterial gearbeitet, erscheinen frisch und haben gleichmäßig eine hellgraue, mit schwachem Stich ins Gelbliche spielende Farbe. Es sind auch einige Hohlräume darin. Die Vorderseite des südlichen Kapitells lieferte mir die auf Abb. 4 unten links wiedergegebene, unvollständige Spitze einer Schnecke wohl derselben Art, wie die in ihrem Schaft nachgewiesene.

Mit diesen Lebensspuren ist das Gesteinsmaterial der Säulen und der Kapitelle eindeutig und unbestreitbar bestimmt. Es ist, wie es schon die schaumige Struktur beider und die Molluskennester in den Erstgenannten erwarten ließen, Schaumkalk vom Elm. Man könnte sogar mit großer Wahrscheinlichkeit eine bestimmte Zone im unteren Teil der Schaumkalkbänke als Herkunftsort bezeichnen, in der ganze Lagen mit einer Unzahl auch großer Gehäuse von Schnecken gefüllt sind.

Alle diese Werkstücke sind also nicht von anderswoher nach Helmstedt gebracht, sondern aus hiesigem Elmkalk-Material gefertigt, was manche Autoren, wie *Zimmermann* z. B.<sup>4)</sup> vermutet haben, ohne es beweisen zu können.

Endlich sei dann noch kurz auf die Sinterüberzüge der Kapitelle hingewiesen. Ich hoffte, durch deren Untersuchung Hinweise darauf zu erhalten, ob diese einmal einen anderen Platz eingenommen hätten oder nicht. Denn die Bildung solcher erfolgt auf dem Schaumkalk nur unter bestimmten Bedingungen und bewirkt mehr oder weniger eine Veränderung der Oberfläche. Sie pflegt in geschlossenen Räumen anders zu verlaufen als da, wo das Gestein jeder Witterung ausgesetzt ist.

Aus den nur am eingemauerten, ganzen Werkstück und auch nur oberflächlich möglichen, deshalb nicht absolut vollständigen Beobachtungen<sup>12)</sup> darf trotzdem geschlossen werden, daß die genannten Stücke kaum je wesentlich anderen Umweltverhältnissen unterworfen gewesen sind als an ihrem derzeitigen Standort. Es deutet nichts darauf hin, daß sie etwa in einem Kreuzgang oder dgl. einmal im



Freien stehend Verwendung gefunden haben. Sie befanden sich immer in einem geschlossenen Raum. Mit einiger Vorsicht könnte man die Vermutung aussprechen, daß sie mit ihrer jetzigen Rückseite einem feuchteren Luftzuge zugewandt gewesen sind, was vor einem Fenster z. B. der Fall hätte sein können.

Die Ergebnisse der am Schaumkalk-Werksteinmaterial der St. Joh.-Kapelle möglichen Untersuchungen — der zu den Architekturstücken des westlichen Anbaus benutzte Sandstein ist hier ohne Interesse — lassen nichts erkennen, was gegen eine Verwendung an dem derzeitigen Platze spricht. Das trifft selbst für die Säulen zu, die vor der Umgestaltung der Altarnische im XVII. Jahrhundert ähnlich auch schon dort gestanden haben können. Hinzuweisen wäre in dem Zusammenhange auf die wohlbegründete Vermutung Effmanns<sup>15)</sup>, der mit einer früheren flachen Holzdecke des Kapellenraumes rechnet und alles dort Befindliche als immer zu ihm gehörend betrachtet.

Somit hat sich im Fall der Doppelkapelle von St. Ludgeri die genaue Analyse des verwendeten Gesteines als ein brauchbare Methode erwiesen, dunkel Gebliebenes zu erhellen und begreifliche Irrtümer zu berichtigen. Sie mögen ein Beitrag zur Erarbeitung der Geschichte des interessanten Bauwerkes sein.

Mir war damit eine besonders dankbare Aufgabe gestellt.

#### Bemerkungen:

<sup>1)</sup> Meier, P. J.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig. Bd. I Kreis Helmstedt, Wolfenbüttel 1896.

<sup>2)</sup> Pfeifer, H.: Eine niedersächsische Missionskapelle aus der Zeit der Karolinger, in: Z. f. nieders. Kirchengesch. 1929, S. 153—156.

<sup>3)</sup> Zeller, Ad.: Frühromanische Kirchenbauten u. Klosteranlagen der Benediktiner u. Augustiner Chorherrn nördl. d. Harzes. Berlin 1928, S. 36.

<sup>4)</sup> Zimmermann, P.: Die Gründung des Klosters St. Ludgeri bei He., in: Br. Mag. 1895, Nr. 2, S. 12—16.

<sup>5)</sup> Dehio-Gall: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. I Niedersachsen und Westfalen, 2. Aufl. München, Berlin 1949.

<sup>6)</sup> Effmann, W.: Die Karolingisch-Ottonischen Bauten zu Werden. Bd. I, Straßburg 1899, S. 102.

<sup>7)</sup> Pfeifer, H.: Die Peterskapelle des ehemaligen St. Ludgeri-Klosters bei He., in: Die Denkmalspflege, 1900, S. 22.

<sup>8)</sup> wie <sup>3)</sup>; hier S. 50.

<sup>9)</sup> wie <sup>1)</sup>; hier S. 15.

<sup>10)</sup> Für die Erlaubnis, meine Untersuchungen in der Doppelkapelle durchzuführen, sowie für seine Hilfsbereitschaft bin ich dem Pfarrherrn dort, Herrn Pfarrer Reinhard, zu großem Danke verpflichtet.

<sup>11)</sup> Schultz, H. A.: Die Doppelkapelle bei St. Ludgeri zu He. — ein Karolingischer Bau? Ergebnisse der Grabung von 1955 in Brschwg. Jahrbuch, Bd. 37, 1956, S. 5—14.

<sup>12)</sup> Auf die Wiedergabe der einzelnen Beobachtungen mußte wegen Platzmangel hier verzichtet werden.

<sup>13)</sup> wie <sup>3)</sup>; hier S. 57/58.

<sup>14)</sup> Die Fossilabdrücke wurden auch Herrn Klages in Königsutter vorgelegt. Ihm sei für sein Interesse an der Sache hier gedankt.

<sup>15)</sup> wie <sup>6)</sup>; hier S. 100.

Verfasser: Dr.-Ing. Karl Kummer, Dipl.-Ing., Salzgitter-Lichtenberg.  
Manuskript abgeschlossen am 15. August 1960.



## Läßt sich das Alter der Kirche in Wetzleben (Ldkr. Wolfenbüttel) ermitteln?

von H. A. Schulz

Nördlich des Großen Bruches liegt der Ort Wetzleben. Schon der Name läßt erkennen, das er vermutlich in der Zeit vor dem 6. Jahrhundert n. Chr. gebildet ist und daß es sich, da die Endung -leben mit einem Personennamen verbunden ist, um ein Personaleigentum an Grund und Boden gehandelt hat. Führt man heute — von Hedeper kommend — in den Ort hinein, so fällt sofort die besondere Lage der Kirche auf. Die Straße erweitert sich vor ihr und läuft dann an einer Anhöhe vorbei, auf der die Kirche steht. Die alte Heerstraße von Halberstadt nach Braunschweig bzw. Wolfenbüttel, die sich im Gelände noch sehr gut ergibt, berührte im Nordosten das Dorf. Besonders aufschlußreich ist noch die mehrfache Nennung des „Sölterweges“.



Die Kirche in Wetzleben

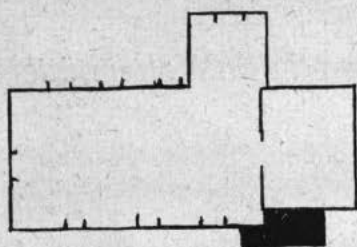
Aufn. Dr. Schultz

Für die Untersuchung des Alters der Kirche ist ein kurzer Blick in die Geschichte des Dorfes erforderlich. Die früheste, uns erhaltene Urkunde, in der Wetzleben als *Witesleib* genannt wird, fällt in das Jahr 1064. Aus den folgenden Jahrhunderten liegen mehrfache Nennungen vor. Um 1100 waren hier das Hochstift Hildesheim sowie das Petersstift bei Goslar begütert; im 12. Jahrhundert scheint der Besitz des Hochstiftes Hildesheim jedoch verringert worden zu sein. Es tritt nun das Kloster Stötterlingenburg auf, das hier 2 Hufen erhalten hatte, dessen Besitz aber mit der Zeit vergrößert sein muß, da es 1329 2 $\frac{1}{2}$  Hufen an die von Wetzleben abgeben kann. Im 13. Jahrhundert ist das Kloster Ringelheim am Besitz beteiligt und zwar in nicht geringem Maße, denn es besaß hier 16 Hufen und 6 Morgen. Die Besitzverhältnisse ändern sich nun laufend. So kommen u. a. noch 5 Hufen von den von Wetzleben an die Kirche St. Bartholomaeus in Braunschweig. Jedoch sind diese sowie die weiteren Nennungen für das Alter der Kirche nicht mehr wichtig.

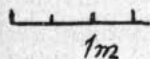
Auffällig ist noch die Bezeichnung „Junkerndorf“ der von Samleben, die uns zweimal (1544 und 1584) überliefert ist.

Die Erkenntnisse der Lage und der Geschichte des Dorfes waren Veranlassung genug, bei Aufstellung eines Dorfbuches und damit einer Chronik für Wetzleben (Präsident Dr. Küchenthal, Dozent H. Keune, Bürgermeister Uhlendorf, Pastor Burmester) die Frage zu stellen, lassen sich Hinweise auf das Alter und die erste

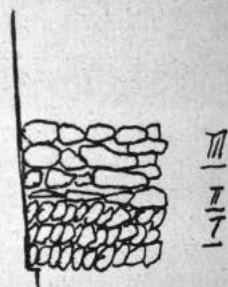




Grundriß der Kirche mit Eintragung der Untersuchungsfläche



Das Kirchenfundament (Turm)



Entwicklung des Dorfes in diesem selbst, evtl. in dem Kirchbau, finden? Die Wüstungen, die sich an verschiedenen Stellen in der Gemarkung Wetzleben bei einer Begehung der Ackerflur ergaben, konnten für die Beantwortung dieser Frage nicht viel beisteuern. Man mußte an den Kern des Dorfes herangehen. Und dies war fraglos die Anhöhe mit der Kirche, um die herum die alten Bauernhöfe lagen (1771 Feldriß und Dorfbeschreibung — von J. H. Bertram und G. C. Geitel: 2 Ackerleute, 5 Halbspanner, 5 Großköther). Deshalb wurden zunächst alle Höhen im Dorfe und deren Aufgliederung auf die einzelnen Anbauten vermessen. Eine genaue bauanalytische Aufnahme der Kirche wurde durchgeführt. Sie ergab neben einer Reihe interessanter Probleme noch einige wesentliche Hinweise. An sich ist die Kirche ein schlichter, einfacher Bau mit einem einheitlichen Schiff, mit geradem Chorabschluß und mit einem nahezu quadratischen Turm im Westen. Gerade dieser gab erste Anzeichen eines höheren Alters. Er ist räumlich völlig getrennt vom Schiff und ist mit diesem durch einen Stichbogen verbunden. Betrachtet man ihn von der Außenseite, so ergibt sich, daß die Eckquader zum Schiff nicht zum ältesten Turmbau gehören können. West- und Ostseite sind mehrfach erneuert worden. Überhaupt hat gerade der Turm häufige Umbauten erlebt, die sich heute noch in Spuren erkennen lassen. In seinem Unterbau lassen sich schon mindestens zwei Baustadien unterscheiden. Natürlich drängt sich bei vielen sofort die weitere Frage auf, kann in dem Kirchturm nicht ein Bergfried einer alten Adels- oder Klosteranlage stecken, zumal die Hinweise aus dem kurzen geschichtlichen Überblick auf eine Familie von Wetzleben und auf die Nennung als Junkerndorf wohl Veranlassung geben.

So rückte der Kirchturm immer wieder in das Interesse der Forschung. Zu Beginn dieses Jahres (11.—14. Februar und 8.—13. April 1960) wurde das äußere Fundament der Kirche (s. Grundrißzeichnung) durch Anlage eines Schnittes freigelegt. Die einzelnen Bauschichten gaben sich sehr gut zu erkennen. Das Ergebnis war überraschend: zuunterst lagen bei 0,65 m (s. Profil) auf dem gewachsenen Boden, einem gelblichen Lehm mit Einschlüssen von Naturkalk, drei schräg gestellte Mauerschichten, deren Verzahnung sich gut erkennen ließ und die keinen Mörtelverband aufwiesen (I). Auf diesen drei Schichten folgte eine sehr unterschiedliche Schicht größerer Steinblöcke mit geringen Kalkmörtels Spuren (II). Auf diese setzte dann der Fundamentbau des jetzt stehenden Kirchturmes auf (III)\*).

Dieser Befund zeigte ein Ergebnis, wie wir es bereits in der St. Jacobs-Kirche in Braunschweig und in der ecclesia Scladheim (Kirche in Schladen)\*\*) gefunden haben. Der Fundamentbau bestand aus drei sehr verschiedenen Baustadien. Die untersten drei Schichten gehören in die Zeit vor oder um 1000. Die weiteren Bauphasen folgen in verschiedenen Abständen. Es ist nicht möglich, die Baujahre



Eckhaus Heinrichsplatz 4 in Helmstedt, erbaut um 1550  
Aufn. Rieger



Haus Schuhstraße 5 in Helmstedt von 1514 mit „Treppenfries“ Aufn. P. J. Meier vor 1914





Haus Holzberg 17 in Helmstedt  
linker Teil von 1648, rechter Teil mit „Fächerfries“ von 1561  
Aufn. Rieger



Haus Kybitzstraße 23 in Helmstedt mit „Fächerfries“ am Schwellbalken  
des Fachwerkobergeschosses und Steinportal der Renaissancezeit (gegen 1600)  
Aufn. P. J. Meier vor 1914



Häuser Heinrichsplatz 10 (links) aus dem 17./18. Jahrhundert  
und 11 (rechts) von 1588



Türsturz von 1603 und Wappen am Hause Heinrichsplatz 11  
in Helmstedt

Aufn. Rieger (2)





Haus Papenberg 21 in Helmstedt mit den für das späte  
17. und frühe 18. Jahrhundert in Ostfalen typischen Kreuzbändern



Haus Kornstraße 15 in Helmstedt mit raute-förmigen  
Fachwerkverstreibungen mitteldeutscher Art aus der 2. Hälfte  
des 17. Jahrhunderts

Aufn. Rieger (2)

zu nennen, da sie urkundlich nicht überliefert sind. Ein einziger Scherben fand sich in den Schichten; auch er gehört in die ottonische Zeit.

Aus diesem Befunde läßt sich ein weiteres Ergebnis folgern. Die Fundamentalschichten der zwei ersten eben beschriebenen Bauten ließen sich nicht unter dem Turm allein ermitteln, sondern auch unter dem Kirchenschiff. Sie können damit nicht dem Turm allein angehören. Sie sind das einst errichtete Fundament einer länglichen, kleinen Kapelle, die in frühester Zeit — schon um 1000 — hier auf der Höhe inmitten der Siedlung bestanden hat und können keineswegs als das Fundament eines Bergfriedes angesprochen werden.

\*) Schultz, H. A. St. Jacob, Die Pfarrkirche einer Kaufmannssiedlung des 9.—10. Jh. . . in Braunschweig. Jahrbuch, 1955, Band 36, S. ff.

\*\*) Schultz, H. A. Wo lag das „castrum Scladheim“? Br. Heimat 1959, 45. Jahrg., Heft 2, S. 48 ff.

## Vom Zwetschenmus am Elm

von Heinz-Bruno Krieger

Zu den immer wiederkehrenden Festtagen unserer Kindheit gehörten die Herbsttage, an denen die blauen Hauspflaumen, im Volksmunde unserer braunschweigischen Heimat kurz „dä Twetschen“ genannt, zu dem begehrten und beliebten „Twetschenmaus“ gekocht wurden.

Schon im Frühjahr begann die Vorfreude. Weiß wie Schnee leuchtete die Blütenpracht auf den vielen Bäumen rund um Haus und Hof. Kam dann der Sommer, so wurde mit einem gewissen Stolz immer wieder auf die vielen schönen Zwetschenbäume hingewiesen. War es denn endlich Ausgang September soweit, so pflückte die ganze Familie, und mit vollen Körben wurden die blauen, reifen Früchte nach Hause geschafft. Hier hatte die liebe Mutter längst den großen, kupfernen Kessel geputzt und zubereitet. Nun konnte das „Mauskoken“ beginnen.

Unter ständigem Umrühren mit dem „Mauspümpel“, einem galgenähnlichen Holze, wurden die Früchte, die vorher entkernt und gründlich gewaschen waren, stundenlang gekocht und eingedickt. Hinzu kamen Zucker, um den oft etwas herben Geschmack zu mildern, sowie grüne Wallnüsse, die mitgekocht, dem Mus einen dunklen, gefälligen Ton geben sollten.

Oft wurde die ganze Nacht hindurch gekocht. Zuerst waren wir Kleinen noch dabei, durften hin und wieder mit beim „Pümpeln“ ablösen und durften den alten, so oft gehörten Geschichten lauschen die von der Väter Kindheit, von „Hexenkram“ und „Düwelsspauk“ zu erzählen wußten. Als die Stunde schon vorgerückter war, mußten wir oft nicht ohne leise Gewalt ins Bett gebracht werden, teils aus Angst vor den eben gehörten Gruselgeschichten, teils aber auch aus Bedauern, nicht dabei sein zu können, wenn die süße Masse in die großen, irdenen „Pötte“ und „Kruken“ gefüllt wurde, um dann oben in der „Wostekamer“ die langen Wintermonate hindurch bis in den kommenden Sommer hinein den begehrten Brotaufstrich zu bilden.

Wie beliebt in unserer braunschweigischen Heimat aber gerade das „Twetschenmaus“ im Volke war, ersieht man am besten an den folgenden Beispielen, die von den Volkskundlern der verschiedenen Landesteile bestimmt noch reichlich ergänzt werden können.

In Esbeck bei Schöningen wurde früher oft und gern Zwetschenmus bereitet und gegessen. Da die Einwohner von Büddenstedt diese Schwäche ihrer Nachbargemeinde kannten, nannten sie die Esbecker scherzhaft „*Mauskempfen*“<sup>1)</sup>, ein Neckwort, welches nicht selten mit handfesten Auseinandersetzungen beantwortet wurde. Wie viele Dörfer unserer Heimat einen besonderen Neck- oder Scherznamen ihr eigen nennen, so hat auch Eilum, zwischen Asse und Elm gelegen, bei den umliegenden Nachbargemeinden seinen besonderen Namen. Es wird „*Twetschenmaus-Eilen*“ genannt. Das aber hat folgende Bedeutung und Ursache<sup>2)</sup>: Auf dem nördlich des Dorfes gelegenen Zinterberge befindet sich eine kreisrunde Vertiefung, die seit altersher „*dä Mauskettel*“ genannt wird.

Im Dreißigjährigen Kriege, als raubende, sengende und mordende Horden das Land unsicher machten, wurde auch Eilum hiervon nicht verschont. Da haben dann die Bauern den einzigen kupfernen Kessel des Dorfes auf dem Zinterberge, welcher damals noch rings von Dornen und wildem Gestrüpp umwachsen war, verborgen und sorgsam bewacht. „*Wenn wi ok allet verloren het, sau wüllt wi doch awerst tauer Herwesttiet use laiwe Twetschenmaus koken*“, so hatten sie gesagt. Diese Leidenschaft hat sich bis auf den heutigen Tag in Eilum erhalten.

„Als kleines Mädchen“, so erzählte mir eine freundliche Eilumer Hausfrau<sup>3)</sup>, fragte mein Großvater, der in Groß Vahlberg an der Asse wohnte, wenn ich nach dort mit Mutter zu Besuch kam, immer: „*Na Lüttje, wat bellt denn dä Hunne in Eilen?*“ und ich antwortete dann: „*Maus, Maus, Maus!*“ „*Un wat bellt se in Groten Vahlbarje?*“ Da rief ich lachend: „*Balle, balle is Jakobsdach, Jakobsdach, Jakobsdach!*“ und es war ein Lachen, Jubeln und Erzählen, welches mir jetzt noch in den Ohren klingt!“

Ja, wer das richtige Eilumer Zwetschenmus gekostet hat, der weiß, daß hier eine braunschweigische Spezialität bereitet wird, auf die das Dorf getrost stolz sein kann!

Auch von den Lelmer Hausfrauen ist nicht nur das gute *Klumpkoken*<sup>4)</sup>, sondern in erster Linie das gute Zwetschenmus bekannt, nachdem das Dorf in weiter Runde auch „*Zwetschenlelm*“ genannt wird.

Wie sehr aber die Zubereitung des Zwetschenmuses eine lebensnotwendige Angelegenheit für die „*Kleinen Leute*“ auf den Dörfern war, ersieht man u. a. an einem Schreiben einer alten Lelmer Witwe an das Stellvertretende Generalkommando X. Armeekorps in Hannover<sup>5)</sup> aus dem ersten Weltkrieg. Da es einen wertvollen Beitrag zu vorliegender Arbeit liefert, lasse ich es hier wörtlich folgen:

„Lelm, d. 8. III. 1916

In betreff der Kupferkessel ablieferung wende ich mich mit der Bitte an die Herrn des General Kommandos ob es nicht möglich wär mir meinen Kessel zu lassen da wir alle Jahr Mus kochen un dasselbe nach der Stadt liefern den ich bin auf die erzeugung meines Gartens ganz un gar angewiesen muß sämtliche ausgaben davon bestreiten, bin Witwe mein Mann war Veteran v. 66, 70 + 71 un habe 2 Söhne im Felde der älteste is vor 3 Tage eingezogen der jüngste welcher unsere Stütze war, is nun auch schon 16 Monat in Feindesland und somit hin bin ich ganz auf die erträge meines Gartens angewiesen was sollte ich wohl anfangen wenn ich den Kessel abliefere muß? habe denselben vor 2 Jahre erst neun ange-schaft den alten habe ich abgegeben is mir schwer gefallen einen zu kaufen habe

müssen in mehre mal bezahlen, und in Emalgekessel Mus kochen geht nicht da die Emalge ausspring un daher Gesundheitsschädlich un ein eiserner Kessel wird durch die groß Hitze gluh un dan brennt es ann da ich in der Meinung bin das Zwetschenmus auch mit zur Volksernährung gehört möchte ich Sie bitten wenn es möglich wäre mir meinen Kessel zu lassen Achtungsvoll Witwe Auguste 176. Bethmann, Lelm Kreis Helmstedt Herzt Braunschweig N 65".

Das Stellv. Generalkommando Hannover<sup>6)</sup> schreibt unter den 15. März 1916 an die Herzgl. Kreisdirektion Helmstedt: „Die Verfügung des Kriegsministeriums Kriegsrohstoffabteilung, vom 24. Februar d. J. — Nr. M. 3231/10. 15. K.R.A. IV. Ang. — gestattet unter dem Abschnitt „Marmeladenkessel“ eine Befreiung des Kupferkessels der Antragstellerin von der Ablieferung. etc.“

Ob sich nun dieses „menschliche Verhalten“ der oberen Dienststellen bis auf den zuständigen Gemeindevorsteher ausdehnte, an den die Witwe Bethmann verwiesen wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Dem Heimatfreunde sei aber gesagt, „*dat lelmsche Twetschenmaus smecket noch immer, dat 'n sick alle tain Finger danah aflecken kann*“<sup>7)</sup>. —

#### A n m e r k u n g e n

<sup>1)</sup> Richard Andree, Braunschweigische Volkskunde, 2. Aufl. (1901) S. 456 (= Dorf-neckereien).

<sup>2)</sup> Herr Herbst, Herr Beddig, Eilum, Verfasser mündlich überliefert.

<sup>3)</sup> † Frau Beddig, Eilum, Verfasser mündlich überliefert.

<sup>4)</sup> Andree, a. a. O.

<sup>5)</sup> im Besitze des Verfassers.

<sup>6)</sup> Abteilung IV a 2 B Nr. 6288; von seiten des General-Kommandos für den Chef des Stabes (Unterschrift) Kaiserlicher Finanzdirektor a. D.

<sup>7)</sup> Die vorliegenden Ausführungen haben den Zweck zu ähnlichen volkskundlichen Forschungsergebnissen anzuregen und sie somit der Nachwelt zu erhalten.

### Ein Nachwort zu ostfälisch Twetsche „Zwetsche“

Die kleine, längliche blaue Spielart unserer Hauspflaume (*Prunus domestica*), die im September reift, heißt heutzutage in den meisten Orten Ostfalens wie im Nordniedersächsischen *Swetsche*, gelegentlich auch *Swötsche* oder gar mit hochdeutschem Anlaut *Zwetsche*. Daneben gibt es aber auch noch die im vorstehenden Aufsatz von Krieger gebrauchte Form *Twetsche*. Sie wurde durch den 10. Mund-ortfragebogen des Braunschw. Landesmuseums 1959 für folgende 46 Orte in Ostfalen nachgewiesen: Kl. Wanzleben im Kr. Wanzleben, Ostingersleben im Kr. Halberstadt, Zilly im Kr. Halberstadt, Barmke und Königsutter im Kr. Helmstedt, Westerholz und Wittingen im Kr. Gifhorn, Bodenstedt, Gardessen, Lamme und Wierthe im Kr. Braunschweig, Bad Harzburg, Bettingerode, Dettum, Fümmlse, Kneitlingen, Timmern, Wartjenstedt, Weferlingen, Westerlinde und Wetzleben im Kr. Wolfenbüttel, Drütte und Gr. Mahner im Stadtkr. Salzgitter, Gr. Flöthe und Werlaburgdorf im Kr. Goslar, Hohenhameln, Kl. Solschen und Schmedenstedt im Kr. Peine, Einum, Grasdorf, Gr. Düngen, Heersum, Luttrum und Salzdetfurth im Kr. Hildesheim-Marienburg, Badenhausen, Delligsen, Hahausen, Hallensen, Herzog-Julius-Hütte, Mahlum, Neuwallmoden und Seesen im Kr. Gandersheim,



Harderode im Kr. Holzminden, Dassel im Kr. Einbeck, Willershausen im Kr. Osterode und Bad Grund im Kr. Zellerfeld. Eine dritte Form, *Quetsche* (bzw. *Quatsche*), ist außer von Wehnsen im Kr. Peine und Kl. Denkte im Kr. Wolfenbüttel nur aus Braunlage, Cattenstedt, Hohegeiß, Stiege, Walkenried und Wieda im Kr. Blankenburg bezeugt, von denen die letzten 4 Orte eine nordthüringische Mundart sprechen. Die Form mit anlautendem *kw-* ist allgemein thüringisch und ostmitteldeutsch, aber auch allgemein hessisch, südwestfälisch und rheinfränkisch, geht aber wie die oberdeutsche Form mit anlautendem *zw-* nach dem Etymologischen Wörterbuch von Kluge-Götze (15. Aufl. 1951) auf ein mittelalterliches *dw* bzw. *tw* zurück. Während diese Lautverbindung im Niederdeutschen erhalten blieb, trat an ihre Stelle im Oberdeutschen *zw* (z. B. *twai*: *zwei*) und in Mitteldeutschland zum Teil *kw* (*twēr*: *quer*). Von Oberdeutschland her ist mit dem Obsthandel in neuerer Zeit das hochsprachliche Wort *Zwetsche* in der nur schwach verniederdeutschen Form *Swetsche* dann nach Niederdeutschland vorgedrungen und hat hier z. B. in Schleswig-Holstein, aber auch in den meisten Orten Ostfalens, das altbodenständige Wort *Twetsche* verdrängt. Wo es bei uns noch vorhanden ist, zeugt es also davon, daß Ostfalen eine der altertümlichsten und beherrschtesten Sprachlandschaften Norddeutschlands ist.

W. Flehsig

## *Stimmungsbilder aus meiner Heimat, der Magdeburger Börde*

von Albert Hosen th i e n

(Vorbemerkung der Schriftleitung: Wir veröffentlichen die nachstehenden Heimatgedichte als ein Bekenntnis zur Einheit des ostfälischen Landes und seiner Menschen beiderseits der willkürlichen Zonengrenze.)

### MEINE HEIMAT (1904)

Die Sonne blitzt aus den Wolken hervor  
Und überstrahlt das weite Land  
Und gießt aus goldenem Himmelstor  
Rings Sommerglut und Ährenbrand  
Auf meine lachende Heimat.

Und Licht und Schatten fliehen dahin  
Weit über des Feldes ebenen Raum.  
Wie leuchten so friedlich die Dörfer darin  
Mit Kirche und Höfen, mit Garten und Baum.  
Du liebe, sonnige Heimat!

Die Sonne glüht; es rührt sich der Schnitter.  
Weit rauscht in Wogen das reife Korn.  
Frei liegt der Boden für Glut und Gewitter.  
Frei fließt des Himmels erquickender Born  
Auf meine gesegnete Heimat.

Frei schreitet unter Himmel und Wolke  
Vom Winde umweht der Bauer durchs Land.  
Frei schwillt die Kraft einem rüstigen Volke,  
Das wettertrotzend und sonnenverbrannt,  
Dem freien Volk meiner Heimat.



## EINERNTEN

Das letzte Fuder auf dem Hofe steht;  
Drauf prangt mit Bändern bunt die Erntekron'.  
In vollem Chor von Fraun und Schnittern geht  
„Nun danket alle Gott“ zum Himmelsthron.  
Der Reisbrei dampft und alle zu sich lädt.  
Bei Punsch und Kuchen kommt der frohste Ton.  
Ein Herz Herr und Gesind'. Man trennt sich spät.  
Nun schenke Gott auch weiter Frucht und Lohn!

## MEIN ABENDGANG (1906)

Mein Abendgang. Ich geh' ins Feld hinein,  
Gerad' hinein in hellsten Sonnenschein.  
Die Sonne dicht am Horizonte hängt  
Und unaufhaltsam sich hinuntersenkt.  
Nun ist sie fort. Ein goldner Lichtglanz nur  
Bezeichnet ihres Strahlenweges Spur.  
Nun werden purpurn sich die Wolken färben.  
Dann ist's erfüllt: Der Sommertag kann sterben.  
Nun ist es still, kein Mensch auf meinem Pfad.  
Kein Lüftchen rührt die weite reifende Saat.  
So still das Feld. Im Stillen reift heran,  
Was bald im Schweiß der Bauer ernten kann.  
Der weiße Roggen ist schon halb gemäht.  
Im lichten Graugrün noch der Hafer steht,  
Und kommt der Herbst, dann feiert das Gelände,  
Und segensmüde geht das Jahr zu Ende.

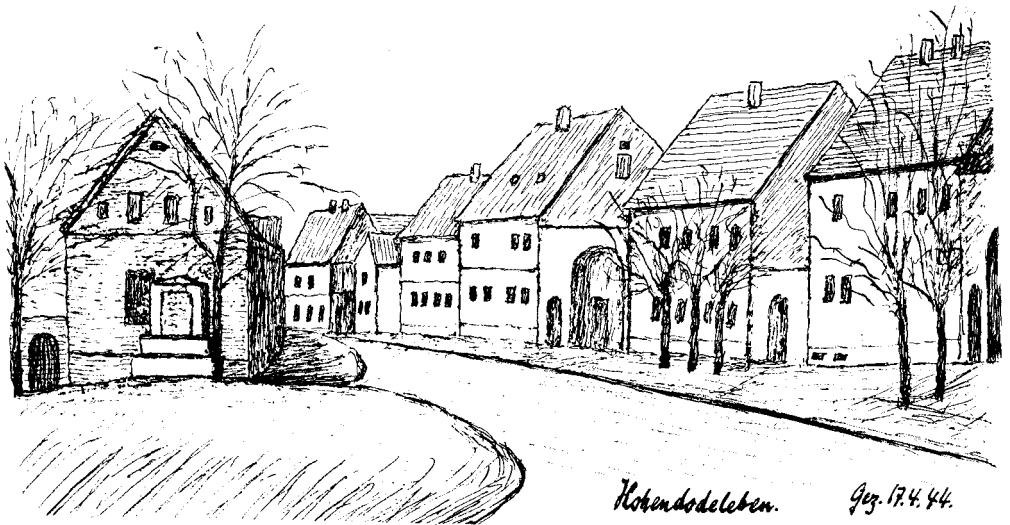
## FREUJAHRSJESCHICHTE (1908)

Lereken singet an'n blitzblauen Himmel.  
Bunt is de Wiesche, un greun is dat Feld.  
Bottervoggels un Swalecken huschen.  
Freujahrssunne lacht öwwer de Welt,  
Un oppem Felle de Mekens in Chore  
Hacket int Koor'n un singet sau schön,  
Hacket un singet: Bie Lachen un Singen  
Geiht jo de Arbeit ganz von alleen!  
Kümmt da de junke, de niee Vorwalter,  
Kiekt nah de Koppel un hört den Jesang.  
Wer is denn dat da, dütt smuckeste Meken?  
Wu kümmt dee Duw' bie dee Kreien darmang?  
Dat is en Meken, sau rank wie ne Esche,  
Kiekt ut den Koppdauk sau glu wie en Störn.  
„Sing doch noch mal, wat du eben esungen.  
Dau et doch, Meken. Ick hör' dat sau jähn.“

Erst kiekt dat Meken vorwirrt op de Fäute.  
 Rasch dunn en warmen un schelmischen Blick.  
 Un denn singet 't sau frisch un sau säute,  
 Singet von Freujahr un Jugend un Glück.  
 Da wart den Junken sau weik warm umt Harze,  
 Süht bloß dat Meken un hört bloß dat Lied.  
 Dat is noch schöner wie Lerekensingen.  
 Dat geiht wie Sunne dorch Harz' un Jebblüt.

Wie se nu komm'm tau Middach von Felle,  
 Röppte dat Meken un wett nich erst, wat. —  
 „Hannchen, dau mick doch mal en Jefall'l.  
 Bring miene Mutter en Breif nah de Stadt.“ —  
 Wie et nu kümmt bie dee Fru' in de Stuwe,  
 List dee den Breif un vorfehrt sick im Nu. —  
 „Mutter, heite dütt Meken willkomm'm;  
 Denn dütt Meken dat wart miene Fru'.“ —

Lereken singet an'n blitzblauen Himmel.  
 Wedder lacht Freujahrssunn' öwwer de Welt.  
 Gaht da zwei junke, zwei glückliche Minschen  
 Hand in Hand dorch dat greune Feld.  
 „Sing mick nochmal, watte damals esungen,  
 Säutestes Meken, nu biste mien.  
 Damals mostest du hacken un dein'n.  
 Nu biste Harrin, un alles is dien.“



Dorfstraße in Hohendodeleben, Kr. Wanzleben, mit den für die ostostfälischen Dörfer  
 kennzeichnenden gemauerten Torwegen zu den Höfen.

Zeichn. A. Hosenthien

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Der Tie in Rábke, Kr. Helmstedt*

Ein Natur- und Kulturdenkmal besonderer Art

von Werner Flechsig

Zu Beginn des Jahres 1955 plante die Gemeinde Rábke im Kr. Helmstedt gemeinsam mit dem dortigen Sportverein den Bau einer Turnhalle auf dem am Ortsrande gelegenen Tie. Die Hochbauabteilung des Verwaltungspräsidiums Braunschweig war durch die zuständige Baupolizeibehörde davon unterrichtet worden, daß von verschiedenen Seiten Bedenken gegen einen solchen Neubau geäußert waren, weil durch ihn das Gesicht des alten Dorfversammlungsplatzes mit seinem schönen Baumbestand stark entstellt zu werden drohte, und beauftragte das Staatshochbauamt Helmstedt, den Bauantrag mit Lageskizze dem Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum zur Begutachtung wegen des Kulturdenkmalwertes der alten Anlage vorzulegen.

Am 31. März 1955 gab der Unterzeichnete namens des Landesmuseums und nach Erörterung der Angelegenheit im Vorstande des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz folgendes Gutachten ab:

„Der Rábker Tie ist der einzige seiner Art im nördlichen Harzvorlande, der noch in seiner vollen Größe erhalten geblieben ist und nicht nur durch eine stattliche Einfassung von Bäumen begrenzt ist, sondern auch auf der erhöhten Stelle des ehemaligen Gerichtssitzes den seit altersher für solche Gerichtsplätze kennzeichnenden Bestand an alten Gerichtsbäumen trägt. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es noch in den meisten Dörfern nicht nur des Braunschweiger Landes, sondern ganz Ostfalens und Westfalens von der Mittelelbe bis zur niederländischen Grenze derartige Tieplätze, die auf eine tausendjährige oder noch ältere Überlieferung zurückgehen. Auf ihnen wurde nicht nur Gericht gehalten, sondern sie dienten zugleich als Versammlungs- und Festplätze der Dorfgemeinschaft. Sie sind also sowohl Rechtsdenkmale wie auch Kulturdenkmale des dörflichen Gemeinschaftslebens der Vergangenheit. Leider verschwanden gegen Ende des 19. Jahrhunderts die meisten dieser Tieplätze dadurch, daß sie entweder in Ackerland umgewandelt oder bebaut wurden. Nur wenige Tieplätze innerhalb der Ortslage blieben von derartigen einschneidenden Veränderungen verschont, doch bewahrte kaum einer, wie schon erwähnt, seinen ursprünglichen Umfang und die Eigenart seiner Bepflanzung so vollkommen wie der Rábker Tie. Aus diesem Grunde ist der Rábker Tie eine weit über die Grenzen des Verwaltungsbezirks Braunschweig hinaus bedeutsame Sehenswürdigkeit für Kulturhistoriker und Rechtshistoriker und für jeden Freund der Heimatgeschichte.

Unter diesen Umständen wäre die Errichtung einer Turnhalle auf dem Gelände des Rábker Ties eine Barbarei, deren sich die Gemeinde Rábke sicher nicht schuldig machen will. Wir bitten Sie dafür zu sorgen, daß die Turnhalle außerhalb des Ties errichtet wird, am besten an der Stelle, wo sie von Ihnen östlich des Ties mit grüne Schraffur auf der Skizze eingetragen ist.“

Der Rábker Tie, im Vordergrunde auf erhöhtem Gelände die alten Linden, unter denen Gericht gehalten wurde, im Hintergrunde die den ganzen Festplatz säumenden Kastanien.

Aufn. Rieger



In einem Schreiben des Landesmuseums vom gleichen Tage an den Landkreis Helmstedt als Untere Naturschutzbehörde wurde die kultur- und rechtsgeschichtliche Bedeutung des Rábker Ties ebenfalls eingehend gewürdigt und die Verhinderung des Turnhallenbaues auf dem Tie als ein Akt kommunaler Denkmalpflege gefordert. Das Schreiben schloß mit den Worten:

„Da der Rábker Tie kein Bauwerk von Menschenhand trägt und seine ehrwürdige Erscheinung in dem alten Baumbestande beruht, wäre es das nächstliegende, wenn der Tie als Naturdenkmal geschützt würde. Wir bitten Sie daher, die erforderlichen Schritte zu unternehmen, daß der Rábker Tie durch Eintragung in das Naturdenkmalbuch des Kreises Helmstedt für alle Zeiten gegen Eingriffe und Verunstaltungen geschützt wird.“

Diese Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Nachdem auch der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz am 17. August 1955 noch einmal in einem eigenen Schreiben an das Hochbauamt gegen die geplante Bebauung des Ties Einspruch erhoben hatte, war die Gefahr glücklich abgewendet. Am 26. März 1958 wurde der Tie vom Landkreis Helmstedt als Unterer Naturschutzbehörde zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Die „Verordnung zum Schutze des Landschaftsteiles ‚Thingplatz‘ in Rábke im Landkreis Helmstedt“ hat folgenden Wortlaut:

Auf Grund der §§ 5 und 19 des Reichsnaturschutzgesetzes vom 26. 6. 1935 (RGBl. I S. 821) und des § 13 der hierzu ergangenen Durchführungsverordnung vom 31. 10. 1935 (RGBl. I S. 1275) sowie des § 52 der rev. Deutschen Gemeindeordnung wird mit Ermächtigung des Herrn Präsidenten des Nieders. Verwaltungsbezirks Braunschweig — als Höhere Naturschutzbehörde — verordnet:



## § 1

Der in der Landschaftsschutzkarte des Landkreises Helmstedt mit grüner Farbe eingetragene und im Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete unter Nr. 6 aufgenommene Landschaftsteil wird in dem Umfang, der sich aus der Eintragung in die Landschaftsschutzkarte ergibt, einen Tag nach Bekanntmachung dieser Verordnung dem Schutze des Reichsnaturschutzgesetzes unterstellt.

## § 2

Es ist verboten, innerhalb des in der Landschaftsschutzkarte durch grüne Umrandung kenntlich gemachten Gebietes Veränderungen vorzunehmen, die geeignet sind, das Landschaftsbild oder die Natur zu beeinträchtigen.

Jede Veränderung im Landschaftsschutzgebiet bedarf der vorherigen Zustimmung der Unteren Naturschutzbehörde.

Der vorherigen Zustimmung bedürfen insbesondere:

- a) Die Anlage von Bauwerken aller Art, auch wenn sie keiner behördlichen Genehmigung bedürfen.
- b) Das Lagern und Zelten an anderen als den dafür vorgesehenen Plätzen.
- c) Das Ablagern von Abfällen, Müll und Schutt.
- d) Das Anbringen von Tafeln, Inschriften und dergleichen, soweit sie sich nicht auf den Landschaftsschutz oder den Verkehr beziehen.
- e) Der Bau von Drahtleitungen.
- f) Die Anlage von Abschütthalden, Steinbrüchen, Baggerbetrieben, Kies-, Sand- oder Lehmgruben, sofern sie im Widerspruch zum Sinn dieser Verordnung stehen, sowie den sonstigen Abbau von Bodenbestandteilen.
- g) Die Beseitigung oder Beschädigung der innerhalb des Landschaftsschutzgebietes vorhandenen Hecken, Bäume und Gehölze.
- h) Vorhandene Verunstaltungen der Landschaft sind auf Anordnung der Unteren Naturschutzbehörde zu beseitigen, sofern es sich nicht um behördlich genehmigte Anlagen handelt und die Beseitigung ohne größere Aufwendungen möglich ist.

## § 3

Unberührt bleiben die wirtschaftliche Nutzung und pflegliche Maßnahmen, sofern sie dem Zwecke dieser Verordnung nicht widersprechen.

## § 4

Wer den Bestimmungen dieser Verordnung zuwiderhandelt, wird nach den §§ 21 und 22 des Reichsnaturschutzgesetzes und dem § 16 der Durchführungsverordnung bestraft.

## § 5

Diese Verordnung tritt 1 Tag nach ihrer Bekanntgabe im Amtlichen Anzeigenblatt für den Landkreis Helmstedt in Kraft.

Helmstedt, den 26. März 1958

Im Auftrage des Kreistages des Landkreises Helmstedt

gez. Weiberg  
Landrat

gez. Höpfner  
Kreistagsabgeordneter

Über diese Verordnung werden sich gewiß alle Heimatfreunde und nicht zuletzt auch die Einwohner von Rábke selbst gefreut haben. Ist ihnen doch damit ein überlieferungsreicher Dorfplatz von erlesener Schönheit erhalten geblieben, um den sie viele andere Dörfer unserer Heimat mit Recht beneiden. Ungezählte Generationen von Rábkern sind dort jahrein, jahraus zu ernsten und frohen Anlässen zusammengekommen, und wenn die alten Bäume über das berichten könnten, was sich durch Jahrhunderte unter ihren Stämmen an Freude und Leid begeben hatte, so ließe sich eine ganze Dorfchronik damit füllen. Ein kleiner Aus-



schnitt aus den festlichen Ereignissen auf dem Tie ist in Heft 2/1960 unserer Zeitschrift auf Seite 53 ff, bei der Schilderung des Rübker Fahnenfestes und Sommerfestes geboten worden.

Aber der Rübker Tie verdient auch über seine örtliche Bedeutung hinaus unsere Beachtung. Ist er doch der ansehnlichste Vertreter eines Namens, der durch seine eigenartig begrenzte Verbreitung in Nordwestdeutschland für siedlungs- und stammesgeschichtliche Fragen außerordentlich aufschlußreich ist. Wilhelm Seelmann, einer der namhaftesten Erforscher der niederdeutschen Sprache hat der Bedeutung und Verbreitung des Wortes Tie 1932 eine eingehende Untersuchung gewidmet<sup>1)</sup>. Er stellte darin fest, daß Tie mit dem altnordischen und altniederdeutschen Worte thing für Gerichtsplatz sprachlich nichts zu tun hat, obwohl es dieselbe Sache bezeichnet. Tie, mundartlich auch an manchen Orten noch Tich bzw. Täich (Taich, Töich) gesprochen, entspricht vielmehr einem althochdeutschen zich ‚Markt‘, ‚Ort der öffentlichen Rede‘, das im Mittelhochdeutschen in der Bedeutung ‚Aussage‘ fortlebt, und gehört zum altniederdeutschen tihan (gotisch gateihan) ‚öffentlich verkündigen‘, dessen neuhochdeutsche Verwandten zeihen und verzeihen uns noch heute geläufig sind.

Der Tie ist also ursprünglich der Platz, auf dem die öffentlichen Verhandlungen der Dorfgemeinden über gemeinsame politische Angelegenheiten in Krieg und Frieden sowie über Zivil- und Strafrechtsfälle stattfanden. Es ist nun höchst merkwürdig zu sehen, daß der Dorfgemeindeplatz diesen Namen weder im nordniedersächsisch-friesischen Bereich und in Skandinavien, noch in Mittel- und Süddeutschland hatte, sondern nur in Ostfalen, in Westfalen und im Nordosten der Niederlande. Im Osten ist die Verbreitung des Wortes nach Seelmann durch die Mittel-Elbe begrenzt, im Süden durch die niederdeutsch-mitteldeutsche Sprachscheide, im Norden zwischen Elbe und Weser durch die mik/mi Linie, die am Südrande der Altmark entlang und durch die Kreise Ulzen, Celle, Burgdorf, Neustadt a. Rbg. verläuft. Westlich der Weser gehört noch ein Teil des Osnabrücker Landes und des oldenburgischen Münsterlandes zum Tie-Bereich. Der westfälische Namen- und Mundartforscher H. Jellinghaus hatte zuvor schon als Grenzorte des Ties im Westen Oldenzaal und Ootmarsum in der niederländischen Provinz Overijssel, im Süden Westfalens Datteln im Kr. Recklinghausen, Eppendorf bei Bochum, Attendorn im Kr. Olpe und Alme im Kr. Brilon ermittelt. Nach K. Bischoff wird im Osten die Mittel-Elbe nur in nächster Nähe von Magdeburg ein paarmal übersprungen. Weiter entfernt fand Seelmann noch einen vereinzelt Tie in Mecklenburg-Strelitz, und zwar in Friedland, das sich schon wegen seines Namens als vermutliche Gründung ostfälischer Siedler aus der Göttinger Gegend anzusehen ist. Sein Tie ist ein weiterer Beweis für die Herkunft der Gründer aus Ostfalen.

Der Tie ist also ein wichtiges Leitwort für sehr alte ostfälisch-westfälisch-niederländische Sprach- und Kulturzusammenhänge außerhalb des nordseegermanisch-sächsischen Kulturkreises. Auf einige andere Leitwörter wird im Aufsatz über die Wassergeister auf Seite 71 dieses Heftes hingewiesen. Der Gedanke an den Rübker Tie wird eine ständige Mahnung sein, jenen siedlungs- und stammesgeschichtlichen Verbindungen zwischen dem nördlichen Harzvorlande und den Niederlanden in frühgeschichtlicher Zeit weiter nachzugehen.

<sup>1)</sup> Wilhelm Seelmann: Der Tie und zur Besiedlungsgeschichte von Mecklenburg-Strelitz (in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. LVI/LVII, 1930/31, S. 180—188).

## *Ein Denkstein für den Erfinder der Drillmaschine in Leiferde*

Unmittelbar westlich der Kirche in Leiferde, Kr. Wolfenbüttel, erstreckt sich eine ovale grüne Grasfläche, die mit Bäumen umgeben ist. Hier stand bis 1944 das Gebäude der Schule. Es wurde von Bomben vernichtet und an dieser Stelle nicht wieder aufgebaut. Man hat es vorgezogen, eine neue Schule zwischen dem Bahnhof und Sportplatz zu errichten und den bisherigen Bauplatz zu einer schmucken Rasenfläche umzugestalten.

An deren Südseite ist seit einigen Jahren ein aufrechter, etwa 80 cm hoher Granitstein zu sehen, der auf einem Sockel von gleichen Steinen ruht. An seiner Straßenseite ist eine runde Bronzeplatte angebracht, die den Kopf eines bärtigen Mannes zeigt, der eine früher übliche Kappe („Peckel“) trägt. Um wen es sich handelt, erfahren wir durch eine Umschrift: „Ludwig Lüders — Erfinder der Drillmaschine — 1855/1955.“

Diesen einfachen, aber wirkungsvollen Denkstein zu erwähnen, ist angebracht, einmal, weil er der Initiative der Errichter alle Ehre macht, sodann um die Bedeutung von Ludwig Lüders herauszustellen. Die Stifterin des Ehrenmals ist die Feldmark-Interessentenschaft in Leiferde. Es sind besonders der Forstmeister Rolf Schuppe und der Tischlermeister Heinrich Behrens, beide ortsansässig gewesen, welche die Anregung gegeben und sich um die Durchführung gekümmert haben. Die verwendeten Steine wurden von den Feldern der Dorfflur als Findlinge gesammelt. Die künstlerisch wertvolle Plakette hat die Werkkunstschule in Braunschweig geschaffen.

Anläßlich der Einweihung des Denksteines am 22. Dezember 1955 fand eine Feier statt, bei welcher der Direktor der Landwirtschaftsschule in Wolfenbüttel, Dr. Rose, hervorheben konnte, daß die heutige Drillmaschine noch alle wesentlichen Teile enthalte, die Lüders bei seiner Erfindung vor 100 Jahren verwendet habe. Der Redner konnte ferner feststellen, daß der Rübenanbau durch sie ganz außerordentlich gefördert worden sei.

A. Ludwig Lüders ist am 21. März 1822 in Kirchberg bei Seesen geboren. Er besuchte von Ostern 1842 bis Dezember 1845 die damalige Präparandenanstalt in Wolfenbüttel, kam als „Gehülflehrer“ nach Thiede und wurde 1848 in Leiferde als Lehrer angestellt. 1857 erhielt er den Kantortitel. Am 1. Oktober 1895 wurde er emeritiert. Nunmehr zog er nach Braunschweig, wo er im Hause Ackerhof Nr. 1 am 2. März 1908 im Alter von 86 Jahren verstarb. Da sein Grab auf dem Zentralfriedhofe nicht mehr erhalten ist, muß man die Errichtung eines Denksteines in Leiferde schon aus diesem Grunde begrüßen.

Lüders, der selbst einige Morgen Rübenacker besaß, kam auf seine neue Erfindung in erster Linie aus pädagogischen Gründen. Er mußte es nämlich immer wieder erleben, daß sein Unterricht zur Saatzeit nur von wenigen Kindern besucht wurde, da sie zu dem damals üblichen Rübenkernlegen auf den Feldern von den Bauern in Anspruch genommen wurden. 1855 war es dem Kantor gelungen, eine maschinelle Einrichtung für die Saat der Kerne zu erfinden, die von Fachleuten überaus günstig beurteilt wurde. Die ersten hundert Stücke wurden in der Dorfschmiede zu Leiferde hergestellt und fanden guten Absatz. In dem Braunschwei-

gischen Magazin vom 15. März 1862 hat Lüders selbst unter dem Titel „Auch ein Wort über Zucker-Rübenbau“ zu allen Problemen Stellung genommen.

In der Folgezeit erwies es sich als zweckmäßig, daß der Erfinder sich mit der leistungsfähigen Maschinenfabrik Heckner & Comp. in Braunschweig, Luisenstraße 1, in Verbindung setzte, um Verbesserungen durchzuführen und den Absatz zu steigern. Kennzeichnenderweise finden wir daher in der Gesetz- und Verordnungs-Sammlung für die Herzoglich Braunschweigischen Lande vom Jahre 1861, Stück 49, Seite 201, ein „Privilegium“ für das genannte Unternehmen. Es heißt in diesem: es wird „auf die von dem Cantor Lüders in Leiferde erfundene, von dem P. Heckner & Comp. verbesserte und durch Zeichnung und Beschreibung nachgewiesene Drillmaschine zum Legen von Zuckerrübenkernen ein Patent für das hiesige Land auf die Dauer von 10 Jahren“ erteilt. Die ausstellende Behörde war damals die Herzoglich Braunschweig-Lüneburgische Kreisdirektion in Braunschweig. (23. August 1861, A. Culemann).

1930 wurde eine Rübenkern-Drillmaschine mit der Fabrikationsnummer 86 auf dem Boden der Klosterdomäne in Schöningen gefunden und dem dortigen Heimatmuseum überwiesen. Dessen Leiter, Rektor Rose, hat darüber in der Zeitschrift „Unsere Heimat“ April 1955 S. 9 (Schöningen) berichtet.

Heinz Mollenhauer

Braunschweigischer Jahresbericht für Vor- und Frühgeschichte  
*Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde*  
*im Arbeitsbereich der vor- u. frühgeschichtlichen Abteilung des Braunschw.*  
*Landesmuseums für Geschichte und Volkstum in Wolfenbüttel und des*  
*Amtes für ur- und frühgeschichtliche Bodendenkmalpflege des*  
*Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig*  
vom 1. 1. 1958 — 31. 12. 1959

von Franz Niquet

unter Benutzung der Berichte von Bauer G. Bruer, Haverlah; A. Brümman, Helmstedt; A. Heitefuß, Hornburg; Dozent H. Keune, Gielde; Studienrat i. R. S. Siebers, Helmstedt; Kreisheimatpfleger Mittelschullehrer i. R. O. Thielemann, Goslar; Museumsleiter Stadtschulrat i. R. F. Zobel, Salzgitter-Bad.

(Schluß)

**VIII. Merowinger und Karolinger Zeit (500 — 900 n. Chr.)**

**Ausgrabungen:**

**Beuchte, Kr. Goslar**

Beuchter Schierk. Das Gelände des merowingerzeitlichen Friedhofs wurde 1958 durch Gräben aufgeschlossen, Gräber jedoch nicht mehr festgestellt. Dr. Niquet.

**Salzgitter-Heerte, Stadtkr. Salzgitter**

Arzburg. „Auf dem Gelände der sogenannten „Alten Schanze“ oder „Arzburg“ nördlich des Strauchholzes, das durch die Erweiterung des Klärteiches für die Erzwäsche über-

schwemmt wird, konnte das Landesmuseum mit Hilfe des Einsatzes eines Greifbaggers der Bauabteilung der Erzbergbaudirektion wertvolle topographisch-archäologische Feststellungen treffen: Frühgeschichtlicher Rundwall, nach Gefäßscherben etwa 9. bis 10. Jahrhundert, Gesamtdurchmesser etwa 120 m, eingeebener Wall mit einem Außengraben von etwa 6 bis 8 m Durchmesser und 2 m Tiefe, kaum Bebauung im Innenraum." Dr. Tode

#### **Gr. Elbe, Kr. Wolfenbüttel**

Grundstück F. Rossner. Bei Erdarbeiten und Ausschachtungen 1957—58 zahlreiche Scherben, meistens karolingerzeitl.-frühmittelalterl., vorblaugraue und blaugraue Ware, einige wohl vorgeschichtlich; Eisenschlacken, viel Lehmewurf, Teile einer Tonmühle (Zobel), Bronzenagel, zahlreiche zersprungene Feldsteine. Fundbergung F. Rossner. Mitt. Zobel, Städt. Museum Schloß Salder.

#### **Haverlah, Kr. Goslar**

Unmittelbar westlich des Ortes. Bei Ausschachtungsarbeiten für Neubau karolingerzeitl. Scherben. Fundbergung G. Bruer, Haverlah. Mitt. Keune. Privatbesitz.

#### **Salzgitter-Bad, Stadtkr. Salzgitter**

Heimkehrer-Siedlung Krom, Oberndorfstr. Aus einem zugeschlammten Spitzgraben bei Erdarbeiten 1958 Scherben etwa des 8.—11. Jahrh. und Tierknochen. Fundbergung Lehrer Klapproth und Filthut. Mitt. Zobel. Städt. Museum Schloß Salder.

### **IX. Ausgrabungen und Funde an wiederholt besiedelten Fundstellen**

#### **Ausgrabungen:**

##### **Eitzum, Kr. Wolfenbüttel**

Ackerwagenführ. Die Ausgrabung wurde mit einer Sachbeihilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Anschluß an die Probegrabungen von 1956 und 1957 vom 15. 9.—27. 10. 1958 durchgeführt.

##### **Jüngere Steinzeit:**

Bandkeramik<sup>1)</sup>, dickwandig, mit Standflächen, häufig mit Rand-, Fingernagel- und breiter Linienverzierung. Fußschalen, menschlicher Fuß, wohl von Gefäß. Zahlreiche Tierknochen, wenig verkohlte Getreidekörner. 8 flache Pfostenlöcher, wahrscheinlich Gebäudegrundriß, mehrere (auf dem Planum) bis 0,46 m tiefe Pfostenlöcher.

Rössener Kultur: Scherben.

Frühe Bronzezeit: 2 Körpergräber (Frühaunjetitz (Abb. 8, a—c).

Urnen- und Brandgrabengräber

Dr. Niquet

##### **Helmstedt**

Pfingstberg. Fortsetzung der Grabungen (19. 5.—22. 7. 1958) mit Sachbeihilfen des Br. Verein. Kloster- und Studienfonds, des Landkreises und der Stadt Helmstedt sowie der Br. Kohlen-Bergwerke, die auch Loren und Schienen zur Verfügung gestellt haben<sup>2)</sup>.

Mittelsteinzeit: Feuersteingeräte.

Jüngere Steinzeit: Baalberger Kultur (Reste eines Gefäßes); Trichterbecherkultur (Scherben); Schönfelder Kultur (zahlreiche Scherben); Bernburger Kultur (Abfallgruben mit Scherben, Herdstellen, Lehmewurfschicht).

Gräber ohne Beigaben.

Römische Kaiserzeit: Vom Schalenurnenfriedhof 234 Urnen (insgesamt 363).

Im Januar 1959 barg A. Brühmann die 364. Urne in der Böschung des Grabungsfeldes.

Fortsetzung der Grabung 1959 (28.9.—20.11.) mit Sachbeihilfen des Landkreises und der Stadt Helmstedt sowie der Braunschw. Kohlen-Bergwerke, die auch eine Planierdrape für grobe Arbeiten und das grobe Grabungsgerät zur Verfügung gestellt haben. Durch den Einsatz der Planierdrape konnten auch die Teile des Urnenfeldes, die unter Abraum lagen, untersucht werden. Für das gute Grabungs-Kommando aus Strafgefangenen ist der Br. Justizverwaltung (Generalstaatsanwalt Mützelburg, Oberstaatsanwalt Zerbst) und dem Vorsteher des Amtsgerichtsgefängnisses Helmstedt Dr. Kaimer sehr zu danken.

Mittlere Steinzeit: Feuersteingeräte und Verfarbungen.

Jüngere Steinzeit: Scherben der Trichterbecher-, Bernburger und Schönfelder Kultur, Herdstellen, Gräber ohne Beigaben.

Römische Kaiserzeit: 355 Urnen (insgesamt 712 Urnenbestattungen). Die Westgrenze des Schalenurnenfriedhofes zur Niederung hin wurde erreicht, jedoch nicht die Nordgrenze, im Süden der Anschluß an die Grabung Thaerigen. Dr. Niquet

#### **Runstedt, Kr. Helmstedt**

Wüstung Klein Büddenstedt<sup>3)</sup>. Bei der Ausweitung des Tagebaues Treue auf Runstedt zu schnitt der Schaufelradbagger 40 das wüste Dorf Klein Büddenstedt an. Nach Meldung der B. K. B. und einer Untersuchung durch Stud.-Rat Freist, Schöningen, grub die vor- und frühgeschichtliche Abteilung des Br. Landesmuseums vom 4.4.—18.8. 1959 großflächig aus, was nur möglich war, weil die B. K. B. die Arbeitskräfte stellte und Planierdrapen einsetzen ließ, wofür ihr herzlich gedankt sei.

Mittelsteinzeit: Einige Steingeräte.

Jungsteinzeit: Abfallgrube mit Scherben, Feuersteingeräten und -Abschlägen. Steinbelle.

Frühe und ältere Eisenzeit: Zahlreiche Abfallgruben aus einer besiedelten Fläche von mehr als 20 000 qm.

Augusteische Zeit: Zwei Gruppen von Backöfen, Hüttenboden, Abfallgruben mit zahlreichen Scherben von Situlen und rundbodigen Gefäßen, Reste eines Bronzegefäßes.

Jüngere Römische Kaiserzeit: Eine Abfallgrube mit Scherben, aus denen ein Schalengefäß und ein großes Vorratsgefäß zusammengesetzt und zu ergänzen waren.

Wüstes Dorf Klein Büddenstedt (10.—14. Jahrhundert): Zahlreiche Holz- und Steinbrunnen, Hütten- und Häusergrundrisse, 1 Speicherfundament, Speicher- und Abfallgruben. Dr. Niquet.

Fundgut der Grabung Freist im Mus. Schöningen.

Fundbergungen:

#### **Räbke, Kr. Helmstedt**

Bischofsberg. Die Dorfarbeitsgemeinschaft Keune sammelte von einer umfangreichen Siedlungsstelle viele Scherben, Eisenschlacke, Lehmewurf.

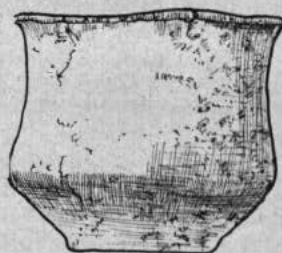




Körpergrab der frühen Bronzezeit  
(Aunjetitz)



abgebrochenes  
Feuersteinmesser  
Maßstab 1 : 1



Tongefäß  
Maßstab 1 : 2

Abb. 8a—c: Beigaben aus dem Körpergrab von Eitzum.

**Jüngere Steinzeit:** Feuersteingeräte und -Abschläge, einige Scherben.

**Augusteische Zeit:** Randstücke von Situla, Randscherben mit Verdickung und Facetten, mit Kerbung; ein Randstück wahrscheinlich Drehscheibenware (oder imitierte) der augustischen Zeit.

Die Ausgrabungen auf der Pfalz Werla, Kr. Goslar, und auf dem Würmberg b. Braunlage, Kr. Blankenburg, wurden fortgesetzt. Nachdem der bisherige Grabungsleiter Dr. Schroller, Reutlingen, auf der Fahrt zur Werla tödlich verunglückt war, übernahm Frau Dr. Gudrun Stelzer, Braunschweig, seit 1959 die Leitung der Werlagrabung. Ihr erster Mitarbeiter ist Oberbaurat Seefeld, Kiel.

#### **Erwerb von Sammlungen**

Das Braunsch. Landesmuseum erwarb 1958 zusammen mit dem Kreismuseum Gifhorn die Sammlung des 1957 verstorbenen Studienrats O. Krone.

#### **Verlegung der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung des Braunsch. Landesmuseums und des Amtes für ur- und frühgeschichtliche Bodendenkmalpflege nach Wolfenbüttel, Kanzleistraße 3.**

Im Herbst 1958 wurde ein Teil der Räume des ehemaligen Niedersächsischen Staatsarchivs bezogen und am 15. März 1959 in fünf Räumen des Obergeschosses eine Ausstellung der braunschweigischen Vor- und Frühgeschichte eröffnet. Im Erdgeschoß konnte das umfangreiche Fundgut, das durch die Ausgrabungen der letzten Jahre sehr angewachsen ist, übersichtlich geordnet untergebracht werden. Nach Wolfenbüttel sind abgeordnet und dort dienstlich tätig: Wissensch. Sachbearbeiter Dr. F. Niquet, technischer Zeichner O. Rothenstein, Präparator F. Grabau, Museumshandwerker F. Nickel.

Die Ausstellung ist von Montag bis Freitag und sonntags von 10—13 Uhr geöffnet. Von 8.30—16.30 Uhr können montags bis freitags das Fundgutdepot und im Arbeitszimmer für Besucher Fundarchiv und Bücherei benutzt werden.



Sobald geeignete und ausreichende Räume in Braunschweig vorhanden sind, soll die vor- und frühgeschichtliche Abteilung zurückverlegt werden.

<sup>1)</sup> Quitta, H.: Zur Frage d. ältesten Bandkeramik in Mitteleuropa. *Præhist. Zeitschr.* 38, 1960, 1—38, Abb. 17.

<sup>2)</sup> Niquet, F.: Der Pfingstberg bei Helmstedt, eine hervorragende prähistorische Stätte. *B. K. B. Mitteilungen* 1960, Heft 3—4.

<sup>3)</sup> Sie ist auf der Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrh. von H. Kleinau Blatt Schöningen genau eingezeichnet. Niquet, Fr.: Die Ausgrabungen auf der Wüstung Klein Büddenstedt *B. K. B. Mitteilungen* 1959, Heft 10.

## Buchbesprechungen

Nessler-Aßmann, L., *Braunschweiger Land .... erwandert*. 36 Blätter und ein farbiges Kartenblatt. DM 4,20. Verlag Eckensberger & Co., Braunschweig, Hutfiltern 8.

Der Verlag Eckensberger & Co. hat die im Laufe der Zeit in der Braunschweiger Zeitung von L. Nessler-Aßmann erschienenen Wandervorschläge in einer kleinen Mappe zusammengefaßt herausgegeben.

Jedes Blatt enthält auf der Vorderseite die Beschreibung der Wanderung und auf der Rückseite die Kartenskizze des Weges.

34 Wandervorschläge führen von der Stadt Braunschweig nach allen Himmelsrichtungen hinaus. Sie bieten eine große Fülle von Anregungen für Wanderungen, die auch abseits der großen Straßen zu reizvollen Zielen führen. Sicherlich haben viele dieser Hinweise schon bei ihrem Erscheinen in der Zeitung manchem Braunschweiger gezeigt, wie vielseitig unsere Heimatlandschaft ist. Deshalb wird auch mancher Zeitungsleser das Erscheinen der Sammelmappe freudig begrüßen.

Mit einem Wandervorschlagblättchen in der Tasche kann man mit leichtem Gepäck in die Heimatnatur hinausziehen und sich ihrer Schönheit erfreuen.

Dem Heimatfreunde dürfte das geistige Wandergepäck manchmal etwas zu leicht erscheinen. Wird im Vorwort der Sammelmappe auch versprochen, daß „ein wenig vom Werden und Vergehen der Landschaft ... und von dem, was darin lebte und Geschichte machte“ berichtet werden sollte, so ist es eigentlich doch schade, daß die Abschnitte: „Etwas für die Bildung“ nur am Rande und unter dem Strich stehen und gar zu kurz ausfallen.

Schri.

Ernst Bergfeld: „Der immergrüne Garten“. (Zweite Auflage, 1960, Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag (H. Leonhardt), Braunschweig. Preis 10,— DM).

Der weit über die Grenzen des Landes Braunschweig bekannte Dichter hat im August dieses Jahres den „Roman einer Jugend“ neu erscheinen lassen, der diesmal sogar von Professor Gustav Rüggeberg illustriert ist. Wie der Leser sofort spürt, handelt es sich um einen autobiographischen Roman. Der Dichter gibt in einer schlichten, aber sorgsam ausgefeilten Sprache seine eigenen Erlebnisse wieder.

Ungeachtet der künstlerisch gestalteten Behandlung des Themas erweist sich Bergfeld als ein gewissenhafter Chronist. Wir erhalten ein zuverlässiges Bild aus der Zeit vor dem ersten Weltkriege. Die fesselnde Darstellung macht uns mit den verschiedensten Menschen aus Stadt und Land Braunschweig bekannt: Handwerker, Lehrer, Pastoren, Juristen, Schauspieler, Dichter, wie Friedrich und Rudolf Huch und viele andere mehr. Es ist kennzeichnend für das Schaffen Bergfelds, daß er Wirklichkeitsnähe harmonisch mit einer idealistischen Grundauffassung zu verbinden weiß. So hat ihn auch das Leben angefaßt, so ließ ihn doch ein starkes Gottvertrauen nie verzweifeln. Schon aus diesem Grunde sind seine Werke, und besonders aber „Der immergrüne Garten“ geeignet, als Vorbild für eine lebenssichere Haltung zu dienen. Darüber hinaus wird der Heimatfreund den kulturhistorischen Wert des Buches zu schätzen wissen. Die trefflichen Illustrationen Gustav Rüggebergs tragen nicht unwesentlich dazu bei, dem Leser die Umwelt der Handlung nahezubringen. Wegen des allgemeingültigen Inhaltes des Romans ist ihm eine weite Verbreitung auch außerhalb des braunschweigischen Raumes zu wünschen. Schon rein äußerlich nimmt das Buch wegen seiner vorbildlichen Ausstattung für sich ein. H. M.

**Heimbs  
Kaffee**

**... so fein im Aroma  
weil  
aerotherm geröstet**

**Landgrebe**

**Reinigt · Färbt**

Ihr Vorteil:

einfach zur »einfachreinigung«

Filialen in allen Stadtteilen

Ruf 30983-84

- ▶ Öfen, Herde, Waschmaschinen, Kühlschränke
- ▶ Staubfreie Kohle und Marken-Heizöle
- ▶ Beratung in allen Fragen der Raumheizung

**Maring**

**Beratungsstelle Kattreppeln**

Büro: Bültenweg 38 und Wiesenstraße 12  
Ruf: **30903-07**



**MÄNTEL  
Steinbach**  
BRAUNSCHWEIG · PAPENSTIEG 8

*immer führend in der Mode!*



**Wahres Glück liegt allezeit  
in Arbeit nur und Sparsamkeit**

**Wir beraten Sie in allen Bankgeschäften**

# **VEREINIGUNG BRAUNSCHWEIGISCHER BANKEN UND BANKIERS**

**COMMERZBANK**  
Aktiengesellschaft  
Filiale Braunschweig

**DEUTSCHE BANK**  
Aktiengesellschaft  
Filiale Braunschweig

**DRESDNER BANK**  
Aktiengesellschaft  
in Braunschweig

**GEBRÜDER LÖBBECKE & CO.**  
Braunschweig

**BANK FÜR GEMEINWIRTSCHAFT**  
Aktiengesellschaft  
Niederlassung Braunschweig

**C. L. SEELIGER**  
Wolfenbüttel



# Braunschweigische Heimat



1960

46. Jahrgang · Heft 4

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz  
Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

# Inhaltsverzeichnis

Seite

Die Weihnachtszeit einst und jetzt in Dörrigsen, Kr. Einbeck Von Hauptlehrer i. R. Hugo Grimme, Dörrigsen . . . . .	97
Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben. Wortgeographische Untersuchungen zur ostfälischen Stammeskunde. 3. Hausgeister (Busemann, Butzemann, Buttemann, Bullemann) Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	100
Die Elmsburg. Stand der Untersuchung am 15. 11. 1960 Von Dr. Hans Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 1 . . . . .	107
Zeugnisse der Gefangenenkunst im Braunschweiger Raum. Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde. 2. Möglichkeiten und Ergebnisse bildnerischer Betätigung im heutigen Strafvollzug, besonders in den braunschweigischen Haftanstalten Von Studienrat Dr. Siegfried Hardung, Braunschweig, Kl. Campestraße 6a . . . . .	111
Über die Invasion Sibirischer Tannenhäher 1954/55 im südöstlichen Niedersachsen Von Dr. Rudolf Berndt, Braunschweig, Thielemannstraße 11, und Jürgen Moeller . . . . .	119
<b>Aus der Heimatpflege:</b>	
Zum 75. Geburtstage von Hermann Fischer-Wahrenholz Von Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 . . . . .	125
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	127

Postscheck-Konto: Hannover Nr. 44065, Bankkonto: Brschwg. Staatsbank Nr. 1273, Braunschweig

## DIE ÖFFENTLICH-RECHTLICHE VERSICHERUNG



IN  
BRAUNSCHWEIG  
WOLFENBÜTTELER STRASSE 86  
FERNSPRECH-SAMMEL-NR. 21611/14

übernimmt von ihren Auftraggebern  
Versicherungen aller Art und schützt ihre  
Kunden bei unvorhergesehenen Schadenfällen  
gegen die dann auftretenden Geldsorgen.



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Bezugspreis (-Mitgliedsbeitrag) 6,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

46. Jahrgang

Dezember 1960

Heft 4

## *Die Weihnachtszeit einst und jetzt in Dörrigsen, Kr. Einbeck*

von Hugo Grimme

Die Adventszeit ist auf dem Dorfe eine Zeit gehäufter Arbeit für die Frauen. Mutter möchte gern für jeden in der Familie wenigstens eine Kleinigkeit handarbeiten. Vater braucht Strümpfe, die Kinder sollen moderne gestrickte Pullover oder Röckchen oder etwas, das sie sonst nötig haben, bekommen. Da heißt es oft, zum Knütten die Nacht zu Hilfe nehmen. Tagsüber ist dazu keine Zeit, da wartet schon eine Menge anderer Arbeiten. Auch sollen die Kleinen nicht sehen, wer der „Weihnachtsmann“ ist, und die Großen sollen überrascht werden. Merkwürdig oft müssen die Eltern jetzt in die Stadt, und jedesmal kommen sie mit Paketen beladen nach Haus. Aber die werden nicht, wie es sonst üblich war, gemeinsam ausgepackt, sondern verschwinden auf ganz geheimnisvolle Weise und sind trotz allen Suchens von den Kindern nicht mehr aufzufinden. Auch sind jetzt Schränke und Truhen stets verschlossen. Das gab es doch vorher nicht! Wer weiß, weshalb das jetzt so ist! Eines Tages sagt Mutter: „Vor allem muß jetzt frisches Fleisch ins Haus! Weihnachten ohne frische Wurst ist eben kein Weihnachten.“ Also wird geschlachtet. Ebenso ist das Fest undenkbar ohne Honigkuchen und süße Plätzchen. Deshalb herrscht in diesen Wochen oft in der Küche geheimnisvolles Tun. Dann muß nämlich die Mutter „dem Weihnachtsmann helfen, denn allein schafft er seine Arbeiten nicht.“ Da werden die Kekse gebacken, die nun einmal unbedingt dazugehören. Noch vor wenigen Jahren sah man den Schimmelreiter, der früher an keinem Christbaum fehlte. Heute ist er vergessen. Dafür werden mit Hilfe von Ausstechformen Mondsicheln und Sterne, Enten und Gänse, Schweine, Hunde, Hirsche und Hasen neben allerlei anderen Gebilden aus dem Honigkuchenteig ausgestochen und gebacken. Alles wird gut versteckt, und wenn die Kinder doch etwas gemerkt haben, heißt es: „Der Weihnachtsmann hats weggeholt.“ Nur zuweilen gibt er ein Probchen davon heraus, legt auch wohl einige Stückchen in die blanken Schuhe der Kleinen und bringt den Rest am Heiligen Abend unter den Tannenbaum.

Die Weihnachtsgeschenke bringt der „Weihnachtsmann“, während die Jugend in Begleitung von Vater oder Mutter in der „Christkirche“ besucht. Bis vor wenigen Jahrzehnten wurde sie am 1. Weihnachtstage in der Frühe abgehalten, wenn es noch dunkel war. Da hieß es denn für die Kinder, früh heraus aus den Federn. Aber das wurde ihnen an diesem Tage gar nicht schwer. Um die Jahr-

hundertwende aber verlegte man die Christkirche auf den Abend vorher, den Heiligen Abend. Da wurde auch die Bescherung in den Häusern vorverlegt. Das war den Leuten angenehmer, und die Kleinen konnten die Zeit sowieso kaum abwarten.

Ungestüm drängen nach der Christfeier die Kinder aus der Kirche und eilen den Alten voraus nach Haus. Schon von weitem hört man ihr Schreien und Lärmen auf dem Heimwege, besonders dann, wenn ihnen unterwegs junge Buschen, die sich als *Weihnachtsmänner* verkleidet haben, auflauern und sie mit ihren *Fitzelruten* bearbeiten. Da gibt es denn oft eine wilde Jagd. Zu Hause erwartet sie dann der brennende Christbaum mit seinem Lichterglanz.

In manchen Häusern kommt jetzt noch der „*Weihnachtsmann*“ persönlich und teilt aus seinem großen Sacke für jeden Geschenke aus. Die Kinder fürchten sich anfangs sehr vor ihm. Wie sieht er aber auch aus! Das ganze Gesicht ist bedeckt mit einem weißen Barte, der tief über seinen langen Mantel herunterreicht. Auf dem Kopfe trägt er eine dicke Pelzmütze, denn er kommt weit, weit her von da, wo hoher Schnee liegt. Darum hat er auch so große Stiefel an. Bald werden die Kleinen zutraulicher. Und wenn er sie nun liebevoll fragt: „Kannst du auch schon beten?“ dann plappern sie los: „Lieber, lieber Weihnachtsmann, sieh mich nicht so böse an, stecke deine Rute ein, ich will auch immer artig sein.“ Hoch erfreut ziehen sie dann, mit Näschereien und Geschenken beladen, ab. Nun sollen auch die Halbwüchsigen „beten“. Da heißt es dann wohl: „*Hilge Christ, dai diu bist, datt diu meck en Stücke snist! Nich tão gräot un nich tão klain, sünst são bõit eck deck int Bain.*“ Oder ein Frechdachs sagt: „*Hilge Christ, Löppelstock, hãst mie meck de Swoïne 'hott up er rauen Aren. Dumme, dumme Swoïneköpp, lãt meck blaut gewãhren!*“ Dann setzt es aber tüchtig was mit der Rute!

Leider ist dieser Brauch mehr und mehr ausgeartet, und es kommt den sogenannten Weihnachtsmännern nur darauf an, unter dem Schutze ihrer Verkleidung von Haus zu Haus zu ziehen und kräftig herumzuprügeln und die Kinder bange zu machen. Darum haben schon seit Jahren vernünftige Eltern diesen Burschen die Tür gewiesen, und andere lassen sie erst gar nicht mehr ins Haus herein.

Gegen Mitternacht nahm früher der Bauer die vorher bereitgelegte *Fitzelrute* und berührte damit jedes Tier im Stalle und jeden Obstbaum im Garten. Mit diesem Weihnachtssegens brachte er ihnen Wachstum und gutes Gedeihen. Dann holte er zusammen mit der Bäuerin, die inzwischen auch gekommen war, *frisches Wasser* aus dem Born oder der Beke und ließ die Tiere trinken, denn „Christwasser“ hatte besondere Kraft. Die Hausfrau versorgte sich aus demselben Grunde selbst auch mit solchem Wasser. Ein anderer alter Bauer ging noch in neuer Zeit um Mitternacht in den Stall und verkündete seinem Vieh, daß in dieser Nacht der Heiland geboren sei. So hatten Menschen und Tiere Anteil an dem Segen der Heiligen Nacht.

Aber nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel herrscht Jubel über die Geburt des Christuskindes. Und wer sich um Mitternacht unter einem Süßapfelbaum stellt, kann den Lobgesang der Engel hören.

An diesem Tage der Freude dürfen auch die Verstorbenen nicht vergessen sein. Darum legt man ihnen Kränze auf ihre Ruhestätte. Manche Leute stellen ihnen einen mit Papierrosen und Lametta geschmückten kleinen Christbaum aufs Grab. Besonders die Gräber von Kindern werden auf solche Weise geschmückt.



Gehörte der Heilige Abend ausschließlich der Familie, so waren die weiteren Festtage für den geselligen Verkehr frei. Befreundete Familien besuchten sich und verbrachten den Abend bei Kaffee und Kuchen, während die jungen Leute sich in ihren Tröppen vergnügten. Die Spinnräder blieben aber jetzt zu Hause, denn benutzen durfte man sie in dieser Zeit doch nicht. Ein Mädchen lud den Tropp zu sich ein: „*Huute Oamd in iusen Hiuse! Woī willt inbrocken.*“ Da wußte jeder der Geladenen Bescheid. Jeder brachte zur Feier mit, was er beschaffen konnte. Die einen hatten frische Wurst, die anderen Honigkuchen oder selbstgebackene Kekse, dieser eine Flasche „*Soiten*“ und jener Schnaps besorgt. Die Gastgeberin hatte nur den Kaffee zu liefern.

Zunächst wurde der Christbaum „angesteckt“, die Kerzen wurden angezündet. Dann setzten sich alle herum und sangen die alten bekannten Weihnachtslieder. Da tönte aus manchem Hause die „Stille Nacht, heilige Nacht“, „O du fröhliche“, „Es ist ein Ros' entsprungen“ und viele andere Lieder in die Dorfstraße hinein. Hatte man keine Lust mehr zum Singen, dann wurden die Kerzen ausgelöscht, und alle sammelten sich um den Tisch zu gemeinsamem Mahle. Nun wurde aufgedeckt, und das Schnabulieren begann. Nebenher wurde viel erzählt, und des Lachens war kein Ende. Nachdem darauf die Geschenke gebührend besichtigt und begutachtet waren, fingen die *S p i e l e* an, es wurde zwischendurch gesungen und Rätsel geraten. Ein Spiel löste das andere ab, besonderen Spaß aber machten die Pfänderspiele. Dann ging es wieder zu Tisch.

Diesmal aber gab es etwas Besonderes, die „*Honnichkäokenkaschåle*“. Eine irdene „*frïelsche*“ (Fredelsloher) Schüssel, gefüllt mit zerkrümeltem Honigkuchen, wurde hereingebracht und mit so viel Schnaps übergossen, bis die ganze Masse sich damit vollgesogen hatte und ein richtiger Brei daraus wurde. Darauf süßte man mit Zucker nach und ließ das ganze eine Weile ziehen. Endlich war es soweit, die Gastgeberin zog die Schüssel zu sich heran, nahm sich einen Eßlöffel voll heraus und aß. Dann steckte sie den Löffel wieder hinein und schob das Gericht ihrem Nachbar zu. Der aß auch zwei, drei Happen und gab die Schüssel weiter an seine nächste Nachbarin. So gingen Schüssel und Löffel reihum bis alles verzehrt war. Zu einem richtigen „*Inbrocken*“ gehörte aber auch eine kräftige Nebenkost mit gehörigen Plocken Wurst und Schinken. Und doch wurde diese „*Kaschåle*“ dem, der ihre Tücken noch nicht kannte, zuweilen zum Verhängnis.

Recht übel erging es einem Bohrmeister, der einmal bei einer solchen Feier mitmachen durfte. Als die Schüssel zu ihm kam, schmeckte es ihm so gut, daß er hoch erfreut ausrief: „Schöner Fraß, schöner Fraß!“ Er gab sie nicht wieder her und löffelte und löffelte, bis nichts mehr übrig war. Und dann kam das, was die Eingeweihten schon längst vorausgesehen hatten: Er mußte schleunigst hinaus, hielt aber schon oben und unten nicht mehr dicht, und eine grausige Spur zeigte den Weg, den er getorkelt war. Am anderen Morgen fand er sich im Stalle wieder. Wenn man ihn später wieder einmal zu *Honnichkäokenkaschale* einlud, wurde er böse.

Weihnachten hat zwar nur zwei wirkliche Festtage, aber scherzhaft spricht man auch vom dritten, vierten Feiertage und so weiter. Denn in der ganzen Woche bis Neujahr wurde früher keine größere Arbeit getan, man „pußelte so herum“. Gern benutzte man diese Zeit der Winterruhe, um die Verwandten in den Nachbardörfern oder „hinter dem Berge“ wieder einmal zu besuchen und auch alte Freundschaften wieder aufzufrischen.

# Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben

Wortgeographische Untersuchungen zur ostfälischen Stammeskunde

von Werner Flechsig

## 3. Hausgeister (Busemann, Butzemann, Buttemann, Bullermann)

In Ostfalen warnte man Kinder, die nicht gehorchen wollten oder sich in der Abenddämmerung zu lange außerhalb des Hauses herumtrieben, mit der Drohung: „*Toif man, de Busemann* (oder: *Butzemann, Buttemann, Bullemann*) *kummet* (bzw. *kümmet*)!“ Dieses Schreckgespenst, das unter ähnlichen Namen in vielen deutschen Landschaften bekannt war, ist nach den einleuchtenden Darlegungen Jacob Grimms<sup>1)</sup> ursprünglich nichts anderes als ein hilfreicher Hausgeist, der als Kobold oder Heinzelmännchen den Hausbewohnern mit Rat und Tat gute Dienste leistet und das Haus, wo er wohnt, vor Schaden behütet. Noch heute sagt man den Kindern im Amte Harzburg nach Mitteilung von Dr. O. Rohkamm: „*De Busemann sitt in Keldere* (oder: *in Schostaine*).“ Aus dem Helfer der Eltern bei der Betreuung und Erziehung der Kinder wurde er erst später wie so manche anderen guten Geister des deutschen Volksglaubens zu einem bloßen Kinderschreck, einem feindseligen Wesen, das die Kinder in einen Sack steckt und verschleppt.

Heutzutage ist der Glaube an das Vorhandensein eines solchen gespenstischen Wesens wohl schon bei kleineren Kindern weithin erschüttert, da an seine Stelle der „schwarze Mann“ getreten ist, der nun als ein verbrecherischer Mensch vorgestellt wird, aber die alten Namen des Kinderschrecks sind doch in den formelhaften Drohworten noch allenthalben dem Volksmunde bekannt. Es lohnt sich also durchaus noch, wortgeographische Erhebungen darüber anzustellen. Torsten Dahlberg hat bereits vor dem 2. Weltkriege Nachforschungen über die Benennungen dieses Kinderschrecks in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen angestellt und die Ergebnisse 1941 veröffentlicht<sup>2)</sup>. Danach gilt *Butzemann* im Süddeile des westostfälischen Berglandes zwischen Harz und Leine, *Bulle(r)mann* zwischen Leine und Oberweser, und zwar nach Norden bis in die Kreise Alfeld (Hoyershausen) und Hameln-Pyrmont (Ockensen), *Busemann* mit kurzem u und stimmhaftem s im Nordteile des westostfälischen Berglandes beiderseits der Leine und *Butzemann* verstreut sowohl im Süden wie im Norden zwischen den drei anderen Namen. Die meisten Belege für Butzemann fand Dahlberg allerdings westlich der Leine, während er aus dem Gebiet zwischen Leine und Harz nur vier Belege beibringen konnte, nämlich Holtensen im Kr. Northeim, Gr. Schleen und Bremke im Kr. Göttingen sowie Buntenbock im Kr. Zellerfeld.

An das von Dahlberg untersuchte Gebiet schließen sich im Norden und Nordosten diejenigen Landesteile Ostfalens an, die durch Fragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum wortgeographisch erfaßt wurden. Der im Jahre 1955 verschickte 6. Fragebogen enthielt u. a. als Nr. 569 die Aufgabe, den Satz „Warte nur, der Butzemann — (Schreckgespenst für Kinder) — kommt!“ in die jeweilige Ortsmundart zu übertragen. Die Antworten aus 473 ostfälischen Orten erbrachten folgendes Ergebnis:

Wie schon Dahlberg richtig erkannt hat, kommt *Buttemann* innerhalb Ostfalens nur im Süden des Leineberglandes vor. Ich bekam Belege aus Dassel im

Kr. Einbeck, dem einzigen Fundort westlich der Leine, Dögerode, Kalefeld und Willensen im Kr. Osterode, Badenhausen und Windhausen im Kr. Gandersheim, Bad Grund, Lerbach und Lonau im Kr. Zellerfeld und Walkenried im Restkreis Blankenburg-West. Es bestätigte sich auch Dahlbergs Angabe, daß *Bulle(r)mann* dem Westen angehört, denn auch die mir gemeldeten Belegorte für diesen Namen, Dielmissen und Harderode im Kr. Holzminden und Esbeck im Kr. Alfeld liegen westlich der Leine. Einige andere Zusammensetzungen mit *Bulle-* fanden sich wesentlich weiter östlich, nämlich *Bulleklä'es* in Dedenhausen, Kr. Peine, *Bulle-käter* in Eltze, Kr. Peine, und *Bullekērl* in Wasserleben, Kr. Wernigerode.

Als der in Ostfalen bei weitem häufigste Name des Kinderschrecks erwies sich *Busemann*. Er wurde in 398 Orten festgestellt. Diese verteilen sich auf die Kreise Helmstedt (47), Halberstadt (2), Wernigerode (1), Wolfenbüttel (71), Braunschweig (46), Gifhorn (9), Peine (35), Burgdorf (3), Stadtkr. Salzgitter (17), Goslar (28), Hildesheim-Marienburg (46), Alfeld (10), Holzminden (7), Gandersheim (54), Einbeck (19), Osterode (2) und Blankenburg-West (1). Da in den Kreisen Halberstadt, Wernigerode, Gifhorn, Burgdorf, Alfeld, Holzminden und Osterode wegen der geringen Zahl verfügbarer Gewährsleute nur Stichproben gemacht werden konnten, ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß auch dort der Name *Busemann* viel weiter verbreitet ist, als es jetzt den Anschein hat, und ebenso vorherrscht wie in den gut durchforschten Kreisen Helmstedt, Wolfenbüttel, Braunschweig, Peine, Salzgitter, Goslar, Gandersheim, Hildesheim-Marienburg und Einbeck. Über das gleiche große Gebiet verstreut fand ich die Form *Butzemann* in 54 Orten von den Kreisen Helmstedt und Halberstadt im Osten bis zu den Kreisen Holzminden und Einbeck im Westen, von den Kreisen Gifhorn, Burgdorf und Celle im Norden bis zu den Kreisen Zellerfeld und Blankenburg-West im Süden. In 8 von diesen 54 Orten ist *Butzemann* neben *Busemann* gebräuchlich.

Eine solche Mischlage zweier bedeutungsgleicher Wörter innerhalb eines größeren Gebietes kann nicht aus einem alten dialektgeographischen Gegensatz zwischen zwei Nachbarmundarten entstanden sein, wie er etwa im Leineberglande aus der deutlichen Abgrenzung der Bereiche zwischen *Busemann* und *Buttemann* oder zwischen *Busemann* und *Bullemann* zutage tritt. In dem Mischgebiet muß vielmehr eines der beiden Wörter erst in neuerer Zeit eingedrungen und im Begriffe sein, das andere zu verdrängen. Aber welches ist das alte und welches das neue? Die Antwort auf diese Frage läßt sich leicht finden. Fr. H a b e k o s t, unser Gewährsmann für Mascherode im Landkr. Braunschweig, kann sich genau erinnern, daß *Butzemann* in seinem Dorfe erst nach dem 1. Weltkriege gebräuchlich wurde und bis dahin ausschließlich *Busemann* galt. Auch in Willensen, Kr. Osterode, wo *Butzemann* neben *Buttemann* steht, ist nach Angabe des Gewährsmannes O. W i n k e l m a n n *Butzemann* das neuere Wort.

Es hätte aber solcher Zeugnisse gar nicht bedurft, um *Butzemann* als jüngeren Eindringling in Ostfalen zu entlarven. Das Wort verrät sich selbst als nicht bodenständig durch das dem niederdeutschen Lautsystem ursprünglich fremde *tz*. Da es in diesem Falle hinter einem *u* nicht durch nordseegermanischen „Zetazismus“ aus älterem *k* entstanden sein kann, kommt nur mittel- oder oberdeutsche Herkunft in Betracht. Tatsächlich ist *Butzemann* in dieser Form oder als *Büzemann*, *Botzemann* oder *Bözemann* der Name eines Kinderschrecks in weiten Gebieten Mitteldeutschlands und Süddeutschlands<sup>3)</sup>. Andere Zusammensetzungen von

gleicher Bedeutung, mit *Butze-* oder *Botze-* sind dort *Butzebäre*, *Bözebäre*, *Bözding*, *Bözewauwer*, *Butzmummel*, *Butzenmaukler*, *Butzenbrecht*, *Butzenraule*, *Butzenbell* usw. Sie alle sind Weiterbildungen eines oberdeutschen *Butze* oder *Botze* m., der ebenfalls einen Poltergeist, Kobold oder ein ähnliches Schreckgespenst bezeichnet und schon mittelhochdeutsch im 12./13. Jahrhundert bezeugt ist<sup>4)</sup>. Wahrscheinlich ist *Butzemann* erst vor wenigen Jahrzehnten mit dem auch in Norddeutschland weit verbreiteten hessisch-thüringischen Kinderliede „*Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann in unserm Haus her um*“ nach Ostfalen gelangt.

Seine Einbürgerung mag gefördert worden sein durch eine Gedankenverbindung mit dem hier wie im Nordniedersächsischen schon früher heimisch gewordenen Worte *Butze* w., das im Bereich des niederdeutschen Hallenhausens ursprünglich den schrankartigen Verschlag für die Betten in der Flettwand, später das Schrankbett im angebauten Kammerfach bezeichnete, im Bereich des ostfälischen Querdälenshauses aber einen Bretterverschlag im Winkel unter der Treppe zum Obergeschoß, wo Besen, Eimer, Streusand und allerlei Gerümpel aufbewahrt wurden. Es lag nahe, den meist als klein gedachten Hausgeist mit einer solchen *Butze* in Verbindung zu bringen, da dieser niedrige und dunkle Raum voller Geheimnisse erschien und recht gut als Aufenthaltsort für einen im Verborgenen waltenden Hausgeist vorgestellt werden konnte.

In Wirklichkeit haben beide Wörter keinen unmittelbaren etymologischen Zusammenhang. Die *Butze* wird von E. Kück einleuchtend auf das von Schambach für das südwestliche Ostfalen bezeugte Zeitwort *seck butzen* ‚sich an den Kopf stoßen‘ zurückgeführt und bedeutet demnach also einen Raum, in dem man sich wegen seiner Enge und Niedrigkeit leicht stößt<sup>5)</sup>. Das Zeitwort ist auch im Niederländischen als *botsen*, im Hessischen als *bözen* und im Mittelhochdeutschen als *bozen* nachgewiesen<sup>6)</sup>. Zum *Butzemann* gehört dagegen ein Zeitwort, das in Hessen als *bözen*, in Thüringen als *bozen* und *bözen* erscheint und ‚in Schrecken setzen‘ bedeutet<sup>7)</sup>. Wenn Kück den *Butzemann* von *butzen* ‚stoßen‘ ableiten und ihn als ‚Kobold, der die Kinder stößt‘ erklären möchte, so erscheint mir das abwegig, weil in den Vorstellungen des Volksglaubens vom *Butzemann* ein solches Stoßen niemals erwähnt wird. Schon Jacob Grimm hat gewiß auch in diesem Falle wie in so vielen anderen mythologisch-etymologischen Fragen das Richtige erkannt, als er die ganze Wortsippe *butz(e)-* mit dem niederdeutschen Eigenschaftsworte *but* ‚kurz, dick, (von Kindern)‘, und dem Zeitwort *verbutten* ‚im Wachstum zurückbleiben‘ zusammenstellte<sup>8)</sup>. Danach hat unser Hausgeist seinen Namen von der zwergenhaften Gestalt, und die Bedeutung ‚in Schrecken setzen‘ für das Zeitwort *bözen* ist erst nachträglich vom hessisch-thüringischen Namen des *Bozemanns* abgeleitet worden, nachdem der ursprünglich hilfreiche Hausgeist zum Kinderschreck herabgesunken war. Einen Bedeutungswandel hat auch das Eigenschaftswort *butt* durchgemacht. Schambach erklärte es als ‚dumm, plump, grob‘<sup>8)</sup>, Kück führte als Bedeutungen für das ostfriesische *but* ‚plump, grob‘ und für das niederländische *bot* ‚klotzig, plump‘ an<sup>9)</sup>. Bei Falk-Torp ist *but* als ‚stumpf, kurz und dick, schroff (im Westen), kurz angebunden‘ angegeben<sup>10)</sup>. Dazu ist aus Ostfalen außer der Bedeutung ‚dumm‘, die schon in Hochzeitsgedichten von 1732 und 1810 vorkommt, durch Schellers Dönekenbök von 1828 auch die Verwendung des Wortes im Sinne von ‚böse aussehend‘ bezeugt. Die von *but* abgeleitete Verkleinerungsform *Butjer* m. hat in Ostfalen ebenfalls recht verschiedene Bedeutungen angenommen. Sie reichen von ‚kleiner gedrungener Kerl, auch kleiner Junge‘ unter Anwendung auf die sozialen Verhältnisse über ‚kleiner Bauer mit wenig Besitz, Habenicht‘ oder ‚städtischer Tagedieb in schlechter Kleidung, Eckensteher‘ zu ‚halbwüchsiger frecher Stadtlümmel‘. Der ursprüngliche Sinn ist dagegen noch in den waldeckischen Wörtern *Butte* w. ‚verkrüppeltes Stück Vieh‘ und *Buttek* m. ‚Krüppel, kleines verwachsenes Wesen‘ sowie in dem niederdeutschen Fischnamen *Butt* lebendig, der dessen gedrungene Gestalt kennzeichnet. Im Nordteile der Lüneburger Heide (Kreise Harburg, Winsen, Soltau, Bleckede, Lüneburg) ist daneben *Butt* m. nach Kück auch als ein ‚Wesen, das Kinder schreckt‘ bekannt. Es wird allerdings



nicht klar, ob es sich dabei um eine Art Hausgeist handelt, da auch die Form *Waterbutt* vorkommt, die auf einen Wassergeist (in Fischgestalt) hindeutet.

Der Geltungsbereich des Namens *Butt* für einen Kinderschreck in der Nordheide kann ebenso wenig früher einmal mit dem ostfälischen Buttemann-Bereich in unmittelbarer Verbindung gestanden haben wie der Geltungsbereich des Buttekärl im Münsterlande, auf den mich F. Wortmann<sup>11)</sup> hinwies<sup>11)</sup>. Dazwischen erstrecken sich ja weite Gebiete, in denen ganz andere, offensichtlich althobdendische Bezeichnungen für den Hausgeist vorherrschen und bisher nicht die geringsten Spuren von Butte, Buttekerl oder Buttemann als Reste einer weiteren Verbreitung der Kinderschrecknamen mit Butte- als Bestimmungswort entdeckt werden konnten. Im südlichen Westfalen sind wie im westlichen Leineberglande Namen mit dem Bestimmungsort *Bulle-* gebräuchlich. Er lautete in der Soester Börde *Bullekär*<sup>12)</sup>, im Siegerlande und Gelsenkirchen *Bullekär* und *Bullemann*<sup>13)</sup>, in der Mindener Gegend *Bullekär* und *Bullekläs* neben *Butzekär*<sup>14)</sup>. In der mittleren und südlichen Lüneburger Heide erscheint statt dessen *Būmann*. Kück belegt den Namen aus den Kreisen Harburg, Lüneburg und Ulzen und verweist auf sein Vorkommen im Oldenburgischen, in Bremen, Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg<sup>15)</sup>. P. Alpers kennt ihn neben *Butzemann* aus dem Kr. Celle<sup>16)</sup>, F. Wrede bucht ebenfalls beide Namen aus dem Kirchspiel Sievershausen im Kr. Burgdorf<sup>17)</sup>. Weit entfernt von der Lüneburger Heide kommt *Bōmann* aber auch am Ostharz vor, wo es E. Damköhler neben *Bōkär* für Cattenstedt im Kr. Blankenburg<sup>18)</sup> und R. Sprenger für Quedlinburg<sup>19)</sup> nachgewiesen hat. Dazu kommen neuerdings noch aus unseren Mundartfragebogen weitere Belege für den Regierungsbezirk Magdeburg aus Ohrleben im Kr. Oschersleben, Wackersleben im Kr. Haldensleben, Eilsleben und Kl. Wanzleben im Kr. Wanzleben. Wahrscheinlich steht dieses östliche Verbreitungsgebiet des Namens *Bōmann* mit der Südheide über die südliche Altmark in Verbindung. Zobbenitz im südaltmärkischen, ehemals braunschweigischen Amte Calvörde hat allerdings *Burrekläs*. Südlich und westlich vom Geltungsbereich des *Būmann/Bōmann* schließt sich der Hauptteil Ostfalens mit seinem *Busemann* an. Wie hier nachweislich der Name *Butzemann* als jüngerer Lehnwort erst in neuer Zeit Eingang gefunden hat, so wird er auch im westlichen Ostfalen und in der Südheide überall dort, wo er heute vorkommt, einen früheren *Bullemann* bzw. *Būmann* verdrängt haben. Ich halte es für höchst unwahrscheinlich, daß er dort oder im Hauptteil Ostfalens an die Stelle eines nicht nachweisbaren älteren *Buttemann* getreten ist.

Etymologisch hat der ostfälische *Busemann* mit *Butzemann* ebenso wenig zu tun wie mit *Bulle-* und *Bumann*. Er gehört vielmehr zu den ostfälischen Wörtern *busich* ‚aufgeregt, gedankenlos umherirrend‘, *buselich* ‚vergeßlich, unordentlich, zerstreut bei der Arbeit‘, *Buselie* w. ‚Vergeßlichkeit, Zerstreutheit und die dadurch hervorgerufene Unordnung‘ und *buseln* ‚herumlaufen oder arbeiten ohne etwas Rechtes auszurichten‘. Alle diese Wörter scheinen im Nordniedersächsischen zu fehlen, denn sie sind weder von Kück für die Lüneburger Heide und von Danneil für die Altmark gebucht, noch von Mensing für Schleswig-Holstein. In Waldeck und Westfalen sind dagegen diese Wörter mit Ausnahme von *busich* auch bekannt, allerdings mit etwas abweichenden Bedeutungen. So finden wir in Waldeck *buselech* ‚wirr durcheinander‘, *buselen* und *busen* ‚wühlen‘<sup>20)</sup>, in der Soester Börde *bueseln* und *buseln* ‚wühlen, ohne Anstrengung arbeiten‘<sup>21)</sup>, im Siegerland *bueseln* ‚1. wühlen von Bergleuten, Maulwürfen und Schweinen, 2. gemächlich etwas tun‘<sup>22)</sup>. Nach F. Wortmann ist *bueseln* oder *buseln* fast in ganz Westfalen gebräuchlich in der Bedeutung ‚wühlen, ungestüm und dabei unordentlich arbeiten, auch langsam arbeiten‘<sup>23)</sup>. Das Zettelarchiv des Westfälischen Wörterbuches in Münster enthält nach F. Wortmann ferner

einige Belege für *Busemann* aus Löwen und Rösebeck im Kr. Warburg und aus Lüchringen im Kr. Höxter, *Buusemann* und *Buusekerl* in Hilten, Kr. Bentheim nahe der niederländischen Grenze. Langes *u* hat der Wortstamm nach Wortmann auch in den östlichen Niederlanden, wo die Namen *Boezeman*, *Boezekerl* und andere Zusammensetzungen mit *Boes-* und *Bus-* vorkommen.

Der westfälischen Bedeutung von *bueseln* ‚wühlen‘ entspricht ostfälisches *boseln* (mit kurzem *o*), das in der Bedeutung ‚im Sande wühlen‘ von Hühnern gesagt wird und nichts zu tun hat mit *boßeln* ‚kegeln‘. Dieses *boseln* steht offenbar ebenso im Ablautverhältnis zu unserem *buseln*, *bueselich* und *Buselie* wie *baselich* (mit kurzem *a* neben *baselich* mit tonlangem) ‚vergeßlich, verwirrt‘, *baseln* ‚vergeßlich, verwirrt sein‘, *Baselie* w. ‚Vergeßlichkeit, Verwirrtheit‘. Vielleicht gehört dazu sogar *Bise* w. ‚Stechfliege‘, *bisich* ‚aufgeregt durch das Summen der Stechfliege, von Kühen‘ und *bisen* (alle drei Wörter mit kurzem *i*) ‚aufgeregt hin- und herrennen‘. Die Grundbedeutung der Wortsippe *bas-*, *bis-*, *bos-*, *bus-* dürfte ‚unruhig, aufgeregt‘ gewesen sein, woraus sich alle übrigen Eigenschafts- und Tätigkeitsbegriffe entwickeln ließen. Der *Busemann* wäre demnach eigentlich der Geist, der selbst unruhig ist und bei den Menschen Unruhe hervorruft.

Wie der neuhochdeutschen Zusammensetzung *Butzemann* ein mittelhochdeutsches Simplex *Butz(e)* vorausgeht und dem südniederdeutschen *Buttemann* ein *Butt(e)*, der durch E. Kück bezeugt ist, so ist für den Hauptteil Ostfalens neben und vor dem heutigen *Busemann* auch ein Simplex *Buse* m. ‚unruhiger Hausgeist‘ zu erwarten. Dieses Wort, das bisher durch kein gedrucktes Wörterbuch einer ostfälischen Mundart überliefert ist, war wirklich vorhanden. Einer der kenntnisreichsten und zuverlässigsten Mitarbeiter am ostfälischen Wörterbuche, Maurermeister Fritz Habekost in Mascherode bei Braunschweig, teilte mir auf Befragen mit, daß er in seiner Kinderzeit vor 1900 von seinem Vater öfter zum Gehorsam und zum Schweigen gebracht worden sei durch die drohende Frage: „Sall de Buse erst kömen?“ wobei die Stubentür geöffnet worden sei, um dem gefürchteten Hausgeist Zutritt zu dem ungezogenen Kinde zu verschaffen. Das habe dann seine Wirkung niemals verfehlt.

Der Wortstamm *bus-* wurde in Ostfalen übrigens nicht nur zur Benennung des Hausgeistes verwandt, sondern auch zur Benennung des Weihnachtsmannes. Das ist gar nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß dessen Aufgabe nicht nur darin bestand, die artigen Kinder mit Äpfeln, Nüssen und Süßigkeiten zu beschenken, sondern die unartigen mit der Rute oder dem Aschensack zu züchtigen. Durch die Drohung mit dem Kommen des Weihnachtsmannes konnte in der Adventszeit also von den Eltern dieselbe erzieherische Wirkung auf unartige Kinder ausgeübt werden wie sonst durch die Drohung mit dem Kommen des Busemannes. So ist es verständlich, daß die verummte Gestalt mit Aschensack oder Rute, die kurz vor Weihnachten mit einem Gefolge kettenklirrender Begleiter durch die Dorfstraßen zog, in 148 ostfälischen Orten Namen wie *Busemann*, *Buseklå(g)*es bzw. *-klaus*, *Busekērl*, *Busebār*, *Busekäter* oder *Busekläter* führte.

Kehren wir von der Erörterung etymologischer und mythologischer Fragen zur Wortgeographie und damit zum eigentlichen Zweck der Untersuchung zurück, so ergibt sich folgendes Bild: Die oberdeutsch-mitteldeutsche Art, den Hausgeist nach seiner zwergenhaften Gestalt zu benennen, reicht mit der unverschobenen Form *Buttemann* in Ostfalen nach Norden bis in die Kreise Göttingen, Duderstadt, Northeim, Osterode, Zellerfeld und Gandersheim hinein. Die Nordgrenze dieses Wortes deckt sich zwischen Harz und Leine ziemlich genau mit der Nordgrenze

von *Klā* m. ‚Klee‘, *Kōle/Kōle* w. ‚Kohle‘, *nitz* ‚nichts‘, *āle* ‚alte‘, *Kiseken* (*Käiseken*) Mz. ‚schwarze Holunderbeeren‘ und *Runksche* w. ‚Futterrübe‘ gegen *Klēwer* (*Kliewer*), *nicks*, *aule*, *Kaileken* und *Rummel*. Dort, wo westlich der Leine die Grenzlinien zwischen diesen Wortpaaren weiter zur Weser verlaufen, fehlt allerdings südlich davon *Buttemann*. An seiner Stelle erscheinen auf Dahlbergs Karte 14 vier Belege für *Bullemann* und einer für *Bulle*, die sich als östlichste Ausläufer an das südwestfälische *Bullemann*-Gebiet westlich der Weser anschließen, und vier Belege für *Butzemann*, die ein älteres *Buttemann* verdrängt haben könnten. Da eine Nordsüd-Teilung des Leineberglandes durch eine an der Leine entlang ziehende Sprachgrenze sonst nicht zu beobachten ist, dürften die *Bullemann*-Belege zwischen Leine und Weser auf eine jüngere Ausbreitung westfälischer Spracheinflüsse nach Ostfalen zurückgehen und siedlungs- oder stammesgeschichtlich nicht ins Gewicht fallen. Vermutlich reichte früher auch *Buttemann* westlich der Leine so weit nach Norden wie die vorhin genannten 6 südostfälischen Leitwörter. Sie verlaufen mehr oder weniger nahe an der frühmittelalterlichen Diözesangrenze zwischen der Erzdiözese Mainz im Süden und der Diözese Hildesheim im Norden entlang. Das deutet schon auf ein hohes Alter der Sprachgrenze, die mit der kirchlichen Verwaltungsgrenze gemeinsam auf eine noch ältere politische Grenze der frühgeschichtlichen Zeit zurückzugehen scheint. Ihr hohes Alter wird nun durch die *Buttemann*-Belege bedeutsam unterstrichen. Das ostfälische *Buttemann*-Gebiet gehört wortgeographisch unzweifelhaft als nördlichster Zipfel zu dem großen mitteldeutschen *Butzemann*-Bereich, in dem der Hausgeist nach seiner Gestalt benannt wurde. Es kann sich aber nicht erst im Mittelalter oder noch später etwa infolge territorialgeschichtlicher Beziehungen zu Hessen an den Süden angeschlossen haben, weil sonst an Stelle einer niederdeutschen Namensform die mitteldeutsche Form *Butzemann* von dort einfach entlehnt worden wäre. Die Verbindung mit Mitteldeutschland muß vielmehr schon aus einer Zeit vor der althochdeutschen Lautverschiebung stammen, die den mitteldeutschen Raum im 8. Jahrhundert erfaßte. Der *Buttemann* kann also nicht erst mit der Eingliederung Ostfalens in das fränkische Reich und mit der Missionstätigkeit des Klosters Fulda in das Leinebergland gelangt sein. Die *Buttemann*-Belege sind vielmehr wohl zu den Spuren der alten Zugehörigkeit des südlichen Leineberglandes zum chattischen Machtbereich in der Völkerwanderungszeit zu rechnen, der sich je nach dem Zusammenbruch des Cheruskerreiches über das eigentliche Althessen nach Norden ausgedehnt hatte.

Außerhalb dieser chattisch-hessischen Einflußzone blieb der Hauptteil des ostfälischen Sprachraumes, wo statt *Buttemann* als altbodenständiger Name *Busemann* gilt. Dieser reicht nach Norden bis zur ehemaligen Grenze zwischen den Altkreisen Gifhorn und Isenhagen nördlich der Aller, wo *Busemann* noch in Orten wie Ehra, Neudorf-Platendorf, Westerholz, Kästorf, Wilsche und Müden gefunden wurde. Das nördlich davon beginnende Wort *Būmann* kann als der bodenständige Hausgeistname des Nordniedersächsischen angesehen werden. Um so mehr muß es auffallen, daß auch im östlichen Ostfalen *Bōmann* mehrfach nachgewiesen werden konnte. Ähnliche Gemeinsamkeiten zwischen der Lüneburger Heide und dem östlichen Ostfalen fand ich allerdings auch bei einigen anderen Mundartwörtern, so bei der Form *Snē/Snai* für ‚Schnee‘, *frairen* für ‚frieren‘ und *Flisen/Flaisen* Mz. ‚Fett von der Netzhaut des Schweine-

bauches' statt der kernostfälischen *Snī*, *fraisen* und *Flaumen*. Ob hinter solchen Gemeinsamkeiten siedlungsgeschichtliche Vorgänge gesucht werden dürfen, die etwa mit der Zuwanderung aus dem nördlichen Niedersachsen in das östliche Ostfalen zusammenhängen könnten, läßt sich aber mangels ausreichenden Vergleichsmaterials noch nicht weiter klären.

Im Westen reicht die Verbreitung des ostfälischen Eigenwortes Busemann nicht nur bis zur Weser, sondern streckenweise auch noch über die Oberweser hinaus nach Westfalen hinein, wie die Belege aus den Kreisen Höxter und Warburg im Regierungsbezirk Paderborn zeigen. Es ist ein weiterer Beweis dafür, wie eng das südöstliche Westfalen wortgeographisch mit Ostfalen verbunden ist, und wir können daraus wohl folgern, daß auch im Ostteile des Lipper Landes und in der Mindener Gegend, wo andere ostfälische Eigenwörter nachgewiesen werden konnten, Busemann früher bekannt gewesen ist. Merkwürdiger als die *Busemann-Belege* im südöstlichen Westfalen sind die Kinderschrecknamen mit *Būse-* oder *Boeze-* im Kr. Bentheim und in den östlichen Niederlanden, die von Ostfalen durch einen so weiten Zwischenraum mit anderen Namen getrennt sind. Wir haben hier wieder eine der rätselhaften Gemeinsamkeiten zwischen Ostfalen und den Niederlanden vor uns, die nicht durch die Zuwanderung niederländischer Kolonisten im 12. Jahrhundert erklärt werden kann, weil Busemann auch außerhalb der hochmittelalterlichen Niederländerkolonien im größten Teile der ostfälischen Sprachlandschaft verbreitet ist. Ob überhaupt in unserem Falle unmittelbare Beziehungen zwischen Ostfalen und den Niederlanden bestanden haben oder der Name des Kinderschrecks in beide Landschaften aus dem Norden gelangt ist, läßt sich schwer sagen. Nach Mensing ist in einigen Landesteilen Schleswig-Holsteins (Angeln, Eiderstedt, Stapelholm in Schleswig, Nordfriesland, Mittelholstein und Dithmarschen) nämlich *Būße-*, *Būsel-*, *Būsche(r)* und *Būsemann* als Name eines Wassergeistes mit Haken bekannt<sup>24)</sup>, und nach J. Grimm kommen in Dänemark die Formen *Bussemand*, *Bussegroll* und *Bussetrold* vor<sup>25)</sup>. Ich habe auf die offensichtlich sehr altertümlichen Beziehungen unseres Landes zu Südkandinavien und zu den Niederlanden schon bei der Behandlung der Wörter *Klint* und *Hakemann* in unserer Zeitschrift (44. Jahrg., 1958, S. 36 ff. und 46. Jahrg., 1960, S. 65 ff.) hingewiesen und werde weiterhin bemüht sein, in diese für die östfälische Stammeskunde so bedeutsame Frage noch mehr Licht zu bringen.

<sup>1)</sup> Jacob Grimm: Deutsche Mythologie. Nachdruck der 4., von Elard Hugo Meyer besorgten Ausgabe. Basel 1953. Bd. I, S. 418 ff.

<sup>2)</sup> Torsten Dahlberg: Studien über den Wortschatz Südhannovers. (Bd. 11 der Lunder germanistischen Forschungen). Lund 1941. S. 31 f. und Karte 14.

<sup>3)</sup> Jacob Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bd. II, S. 595. — A. F. C. Vimar: Idiotikon von Kurhessen. Marburg 1868. S. 50 (Stichwörter *Bözemann* und *boezen*). Nachträge von H. v. Pfister, Marburg 1886, S. 40 (Stichwort *Butzebäre*). — L. Hertel, Thüringer Sprachschatz. Weimar 1895. S. 72 (Stichwort *bozen*). — Jacob Grimm: Deutsche Mythologie a. a. O., S. 419.

<sup>4)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>; hier S. 418.

<sup>5)</sup> Eduard Kück: Lüneburger Wörterbuch. Bd. I, Neumünster 1942, Sp. 281 f. (Stichwörter *Butz* f. u. *Butzemann*). — G. Schambach: Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858. S. 37.

<sup>6)</sup> Vilmar, Idiotikon von Kurhessen. S. 64 (Stichwort *būzen*).

<sup>7)</sup> Vilmar a. a. O. S. 60. — Hertel a. a. O. wie <sup>3)</sup> S. 72.

<sup>8)</sup> Schambach a. a. O. wie <sup>5)</sup>; hier S. 36.

<sup>9)</sup> Kück a. a. O. wie <sup>5)</sup>; hier Sp. 279.



<sup>10)</sup> H. S. Falk u. A. Torp: Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch. Bd. I, Heidelberg 1910. S. 120.

<sup>11)</sup> Diese und alle weiteren Angaben über die Namen des Kinderschrecks in Westfalen und den Niederlanden verdanke ich, soweit sie nicht aus gedruckten Wörterbüchern stammen, einer liebenswürdigen schriftlichen Auskunft des Leiters des Westfälischen Wörterbucharchivs, Herrn Dr. Felix Wortmann in Münster.

<sup>12)</sup> H. Schmoeckel u. A. Blesken: Wörterbuch der Soester Börde. Soest 1952. S. 32.

<sup>13)</sup> Fr. Woeste: Wörterbuch der westfälischen Mundart. 2. Aufl. von E. Nörrenberg. Norden 1930. S. 44.

<sup>14)</sup> Chr. Frederking: Plattdeutsches Dorfwörterbuch des Dorfes Hahlen bei Minden. Bielefeld 1939. S. 20.

<sup>15)</sup> Kück a. a. O. wie <sup>5)</sup>; hier Sp. 261 f.

<sup>16)</sup> P. Alpers: Kleines plattdeutsches Wörterbuch des Landkreises Celle. Als Manuskript vervielfältigt im Landratsamt. Celle 1955. S. 19 u. 20.

<sup>17)</sup> Fr. Wrede: Plattdeutsches Wörterbuch des Kirchspiels Sievershausen. Celle 1960. S. 55.

<sup>18)</sup> Ed. Damköhler: Nordharzer Wörterbuch. Aschersleben 1927. S. 30 u. 31.

<sup>19)</sup> R. Sprenger: Versuch eines Quedlinburger Idiotikons (in: Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 29, 1903. S. 139 ff.); hier S. 145.

<sup>20)</sup> K. Bauer: Waldeckisches Wörterbuch, hrsg. v. H. Colditz. Norden 1902. S. 17.

<sup>21)</sup> a. a. O. wie <sup>12)</sup>; hier Sp. 30. <sup>22)</sup> a. a. O. wie <sup>13)</sup>; hier S. 43. <sup>23)</sup> a. a. O. wie <sup>11)</sup>.

<sup>24)</sup> O. Mensing: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. I, Sp. 593.

<sup>25)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>; hier S. 419.

## Die Elmsburg

Stand der Untersuchung am 15. November 1960

von Hans Adolf Schultz

Wer zu Abschluß dieses Jahres die Elmsburg über Schöningen besucht und wer in der Lage ist, einen Vergleich zwischen den Ergebnissen von 1959 und 1960 zu ziehen, muß feststellen, daß ein bedeutender Fortschritt erzielt worden ist. Rein äußerlich fällt auf, daß einzelne Waldflächen freigeschlagen sind, daß große Räume wie z. B. der der Kirche freigelegt wurden, daß eine Anzahl von Grabungsschnitten an den verschiedensten Stellen durch das Gelände gezogen sind und daß — bedingt durch all' diese Arbeiten — die Abraumberge angewachsen sind. Macht ein Besucher dann den Versuch, aus den aufgedeckten Flächen zu lesen, die Mauerstruktur zu erkennen, die Profile in den Schnitten zu deuten und aus diesem den ehemaligen Aufbau der Elmsburg zu erkennen, so kann er feststellen, daß im Laufe des letzten Jahres die Grabungsarbeit einen wesentlichen Schritt weitergekommen und die Ergebnisse über Erwarten gut ausgefallen sind.

Schon in den vergangenen Jahren war erkannt, daß die Elmsburg zu jenen Burgen des Braunschweiger Landes gehört, die in geschichtlicher Hinsicht für die weitere Erforschung der Burgensysteme bedeutungsvoll sind. Zu verschiedenen Zeiten wurden hier Untersuchungen begonnen. Unter ihnen nehmen die von E. Sader, Schöningen, eine besondere Stellung ein. In anerkannter Weise sind damals mit großem Fleiß die Mauern der Kirche und anderer Gebäude aufgedeckt worden. Seine Arbeiten bilden die Grundlage für die Untersuchungen, die nun vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum mit der verständnisvoller Unterstützung des Studienrates W. Freist, Schöningen, und der Schöninger Pfadfinderschaft nach 1957 aufgenommen wurden. Neben der Freilegung weiterer Mauern galt es, Probleme, die sehr reichlich in der Geschichte der Elmsburg bestehen, zu klären.

Schöninger Pfadfinder als  
Helfer bei der Untersuchung  
der Elmsburg (Foto Dr. Schultz)



Die Ergebnisse des Jahres 1960 waren folgende: (Sie können hier nur in Kürze zusammengefaßt werden, eine wissenschaftliche Darstellung und Auswertung erfolgt am Schluß der Grabung).

In dem großen Außenwall (O - W 298 m, NW - SO 345 m) wurde an seiner NO-Seite ein Schnitt angelegt. Es ergab sich ein sehr interessantes Profil. Auf einem gewachsenen Boden waren Anschüttungen von beiden Seiten her erfolgt. Die Massen von der Außenseite bestanden vorwiegend aus schlickartigen Stoffen, die sich auch heute noch, östlich neben der Elmsburg, wie Probeschnitte zeigten, vorfinden. Die Massen der inneren Anschüttung bestanden aus sandigen humösen Stoffen. Eine Steinsetzung im Innern oder aber eine Verfärbung von eingebauten Holzpfeilen fand sich nirgends. Es war ein sehr einfach aufgeschütteter Erdwall, dessen Wallkrone heute noch an verschiedenen Stellen bis 2,80 m über dem Tiefpunkt des Außengrabens erhalten ist.

Im besonderen Blickpunkt von 1960 stand der Kirchbau. Bereits 1843 waren von einem Gehilfsförster Lampe letzte Mauerreste aufgezeichnet. Es wurden nun die noch ausstehenden Fundament- und Fußboden-Untersuchungen durchgeführt. Hierbei, vor allem bei Durchführung der Schnitte an den Mauerwänden ergab sich, daß in dem Kirchbau mindestens zwei zeitlich verschieden liegende Bauperioden nachzuweisen sind. Im Bau der Mittelmauer zwischen dem Westteil und dem Kirchenschiff, d. h. an den mittleren Pfeilern konnte noch eine weitere, eine dritte Bauperiode in der Verkleinerung des Mitteltanges festgestellt werden. Die erste Bauperiode ist nur in den untersten Fundamentschichten in den braunschwarzen Sandsteinbänken zu erkennen.

Im Hauptschiff der Kirche wurden zunächst die noch dort zurückgebliebenen Schuttmengen mit einem Bagger, der dankenswerterweise von Herrn Kretzschmar, Schöningen, für diese Arbeiten zur Verfügung gestellt war, hinweggeräumt. Im gesamten Innenraum konnte nun der obere Gipsfußboden freigelegt werden. In den Schnitten an den Seiten zeigte es sich dann, daß unter diesem oberen Gipsestrich auch noch ein unterer liegt, daß auch hier in der Art des Fußbodens sich wiederum die zwei im Fundamentbau bereits erkannten Bauphasen zeigen. In der Trennmauer zum Westteil lag unter dem Gipsboden eine dünne Sandsteinplatten-schicht, die sehr schlecht erhalten war. Ohne Frage diente sie als Unterlage für den unteren Fußboden. Weiterhin fanden sich unter ihr verkohlte Holzpfeile ohne



Bindung zueinander. Sie sind vielleicht als Verpflockungspfähle aus der Zeit der Anlage anzusehen.

Ein besonders gutes Ergebnis vermittelte die Freilegung der Apsis und der äußeren Fläche an dieser. Der innere Chorbogen war genau wie das Kirchinnere ursprünglich mit einem Gipsfußboden versehen. Unter diesem trat hier eine wesentlich ältere Plattenlage auf. Sie bestand aus großen braunschwarzen Sandsteinplatten, so wie sie bereits in dem Fundament des Westteiles der Kirche und später auch an der Südwand auftraten. Diese Sandsteinplatten im Chor lassen sich einheitlich von dem Stufenabsatz an bis an den Rand des Bogens verfolgen. Der noch jetzt stehende Chorbogen mit dem angehefteten Altar steht auf keinem alten Fundament, sondern auf natürlich gewachsenem Waldhumusboden, d. h. er ist dort einfach aufgesetzt worden. Als die weitere äußere Fläche aufgedeckt wurde, konnte der wirkliche und alte Fundamentbau der Apsis eindeutig gefunden werden. Er zeigt einen um 1,80 m weiter nach außen herausgerückten Halbkreis. Vermutlich sind von ihm alle Aufbauten bis auf die zwei untersten zu jener Zeit abgetragen worden, als man die in Verfall geratene Elmsburg allgemein als Steinbruch ansah.

Durch die 1960 aufgefundene Apsis des Kirchbaues bekommt der Gesamtbau der Kirche (Westteil — Schiff — Chor) ein etwas anderes Bild. Zeitlich gesehen gehört dieser Kirchbau nach Ausweis der Funde und der bauanalytischen Untersuchungen noch dem frühen 13. Jahrhundert an. Wohl fanden sich in den untersten Schichten an dem Fundamentbau und unter dem Gipsfußboden Scherben der Zeit

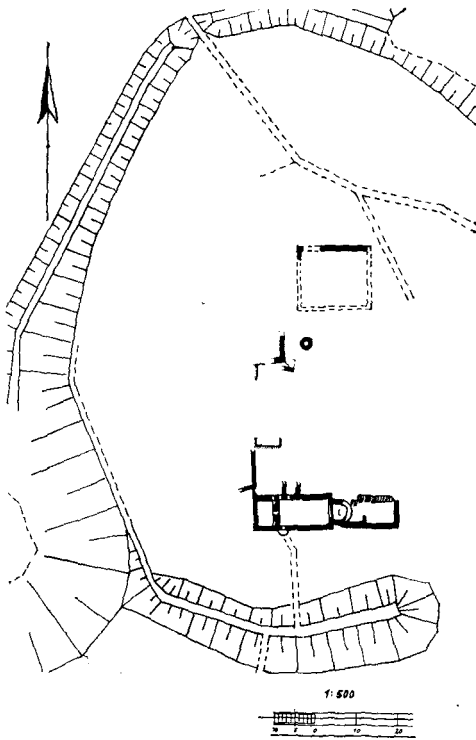
vor 1000. Sie dürfen aber noch nicht für eine Zeitbestimmung unterster Schichten als sichere Leitform angenommen werden, da diese Schichtverhältnisse stark gestört sind.

An diesen Chorbogen schließen sich an der SO-Ecke weitere Mauerzüge, jedoch mit einem auffälligen Zwischenraum (keine Tür!) an. Sie stehen etwas schiefwinklig mit ihrer Spitze noch über dem jetzt freigelegten Chorbogen. Sie müssen also einer jüngeren Bauzeit angehören, einer Bauzeit, in der dieser Chorbogen schon sehr gestört war.

Weitere Untersuchungen wurden in den Flächen nördlich der Kirche durchgeführt. Das bisher als Pallas bezeichnete Gebäude konnte nur zu einem Teile in seiner Mauerstruktur festgelegt werden. Auch hier leistete der Bagger wertvolle Arbeit. Der Keller dieses Gebäudes wurde vom Schutt gesäubert, die Ansätze des Fußbodens wurden erkannt und die Länge dieses Gebäudes ließ sich nach mittelbaren Gesichtspunkten ermitteln. Auf kei-



Der freigelegte Apsisbogen der Burkapelle aus der ersten Bauzeit  
(Foto Dr. Schultz)



Grundriß der im großen Ringwall freigelegten Mauerzüge der Burgkapelle, der anschließenden Bauten und des Brunnens, aufgemessen von Stadt-Ober-Verm.-Inspektor J. Schmidt.

nen Fall betrug die Länge 65 m. Vielmehr lagen und liegen hier zwei Gebäude mit verschiedenen Zwischenwänden hintereinander. Selbst ein Teil der Wegpflasterung war erhalten.

Den Nordabschluß dieses gewissermaßen an die Kirche in einem Viereck anschließenden Burghofes bildeten zwei Gebäude. Sie wurden ebenfalls eingehender nach Breite und Tiefe ihrer Fundamente untersucht. Das westliche von ihnen kann aber keineswegs ein „Turm“ gewesen sein. Die Grundrißgrößenverhältnisse und die sehr geringe Stärke der Fundamentmauern sprechen dagegen.

Von besonderem Interesse war es, daß in diesem Jahre der Burgbrunnen gefunden, aufgedeckt und bis in eine Tiefe von 9 m schon ausgenommen werden konnte. Er liegt an der westlichen Innenseite des Burghofes. Bisher konnten aus

ihm nur Schuttmassen, in denen zwischen 4 und 5 m ein menschliches Skelett lag, entfernt werden. Es ist zu erwarten, daß der Brunnen noch wesentlich tiefer ist und daß im Jahre 1961 erst die wirkliche Schichtenfolge angeschnitten wird, aus der Näheres über die zeitliche Abfolge des Brunnens und damit der gesamten Burganlage gewonnen werden kann. Der Brunnen weilt in seinem jetzigen Oberteil einen Durchmesser von 1,62 bis 1,65 m und in einer Tiefe von 9 m etwa von 1,75 m auf. Bisher fanden sich in den Schuttschichten nur Scherben und einzelne wenige Eisenfunde, u. a. eine Lanzenspitze und eine Schere.

Das Bild der Elmsburg-Grabung hat sich damit gegenüber dem von 1959 wesentlich erweitert. Die gesamte Größe der Kirche mit Unterscheidung von zwei bzw. drei Bauperioden mit dem Erkennen des alten Chorbogens liegt vor uns. Die Gebäude des 13. Jahrhunderts sind an der Westseite eines viereckigen Burginnenhofes im einzelnen erkannt. Ähnlich haben auch die Gebäude der Nordseite ausgesehen. Ein Turm konnte bisher nicht nachgewiesen werden. Inmitten des Burginnenhofes wurde der 1960 bis auf 9 m ausgehobene Burgbrunnen in einer Tiefe von 2,85 m unter der jetzigen Oberfläche erschlossen. Die Ergebnisse des Jahres 1960 sind über Erwarten zahlreich und bedeutungsvoll. Sie übertreffen die Pläne und Ziele, die zu Beginn des Jahres gestellt waren. Es ist nur zu wünschen, daß die nach der Winterpause wieder einsetzenden Grabungen so gute Erkenntnisse erbringen, damit die Geschichte der Elmsburg sich immer deutlicher nachweisen läßt. Wo die urkundlichen Überlieferungen fehlen, treten archäologische Ergebnisse an ihre Stelle.



# *Zeugnisse der Gefangenenkunst im Braunschweiger Raum*

— Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde —

von Siegfried Hardung

## **2. Möglichkeiten und Ergebnisse bildnerischer Betätigung im heutigen Strafvollzug, besonders in den braunschweigischen Haftanstalten**

### *Grundsätzliche Beobachtungen und Erfahrungen*

Daß Häftlinge sich auch bildnerisch betätigen, ist eine seit langem bekannte Tatsache. Das Bedürfnis dazu leitet sich einmal aus dem spielerisch-unbewußten Kritzelbedürfnis her, wie wir es ja von den Löschblättern der Schulhefte bis zu den Notizblättern bei Konferenzen und Tagungen her kennen. Weiter hat es seine Ursache in einem gewissen Hang zur symmetrischen, rhythmisch wechselnden und gruppierenden Anordnung, im menschlichen Schmuckbedürfnis und schließlich auch im bewußten Gestaltungswillen. Dazu kommt natürlich die entscheidende Tatsache, daß hier weit mehr Zeit und Muße für solche Betätigung zur Verfügung steht, seit alters eine der Voraussetzungen für bildnerisches Schaffen im Volke überhaupt. Daß der heutige Mensch glaubt, keine Zeit mehr zu haben, die Zeitausnützung weitgehend nach Geldeswert bemessen zu müssen, ist bekanntlich eine der Hauptursachen des Zurücktretens der volkskünstlerischen Tradition.

Die Erzeugnisse des bildnerischen Schaffens der Gefangenen liegen in der Spannweite von primitiv-hilflosen Versuchen über nachahmende Abbildungen von Vorlagen bis zu eigenwilliger schöpferischer Gestaltung vor. Sie ordnen sich normalerweise in den Rahmen der Volkskunst ein. So weisen sie eine Vorliebe für verschiedenartige Größenmaße auf, lieben die Verwendung von Allegorien und Symbolen sowie beigefügte Inschriften, vergrößern oder verzerren bedeutungsvolle Züge und vereinigen schließlich verschiedene Formelemente<sup>1)</sup>. Immerhin kommt es vereinzelt vor, daß ein Reifegrad der Gestaltung erreicht werden kann, der über die traditionell bäuerlich-handwerkliche Volkskunst beträchtlich hinausgeht, wie z. B. die Wolfenbütteler Gefängnisbank E. Stodtmeisters (1. Teil dieses Artikels)<sup>2)</sup> und die Abbildung Nr. 1 dieses Heftes zeigen. Daß die Erzeugnisse der Gefangenen überwiegend ich- und atmosphärebezogen sind, habe ich bei dem Vergleich der Stodtmeisterschen Arbeit mit der übrigen Bildnerie ungeübter Gefangener gezeigt<sup>3)</sup>. Der Grund dafür liegt auf der Hand: er ergibt sich aus der persönlichen Situation der Häftlinge. Ein objektiv-realistisches Gestalten der Umwelt oder gar der Innenwelt würde voraussetzen, daß der Betreffende seine persönlichen Nöte und Probleme restlos innerlich überwunden und sich mit seiner Lage in jeder Hinsicht abgefunden hat. Das kommt aber begreiflicherweise nur höchst selten vor, so daß die subjektiven Motive und Züge fast immer sichtbar werden<sup>4)</sup>. Diese Beobachtung hat daher schon in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts den Anlaß dazu gegeben, den normalerweise illegal entstandenen bildnerischen Erzeugnissen der Gefangenenkunst eine gewisse Beachtung zu schenken. Man sah in ihnen gleichsam Fingerzeige für die Beurteilung des betreffenden Häftlings, vielleicht auch der Häftlingseinstellung überhaupt.

Bisweilen glaubte man aber auch, eine geistig und seelisch positive Wirkung solchen Schaffens auf die Häftlinge feststellen zu können. Infolgedessen ging man

schließlich dazu über, direkt Mal- und Zeichenkurse für teilnahmebereite Gefangene der Vollzugsstufe III einzurichten. Für die Leitung derartiger Kurse stellten sich immer wieder Anstaltslehrer und Fachkräfte von außen zur Verfügung. In den Kursen finden sich meist Menschen zusammen, die zu diesem Gebiet schon bisher in gewisser interessierter Beziehung standen: in der Schule, beruflich oder als mehr oder weniger begabte Dilettanten.

Die einen Teilnehmer wollen sich vor dem reinen Müßiggang, der aller Laster Anfang ist, bewahren, denn zum Müßiggang gehören nach einem anderen alten Sprichwort entweder große Zinsen oder hohe Galgen<sup>5)</sup>. Für die anderen Teilnehmer bedeutet diese Betätigung eine Ablenkung von quälendem Grübeln oder abstumpfender Langeweile. Für alle aber stellt Beteiligungsmöglichkeit eine wohl-tätige Arbeitstherapie, eine Abwechslung und Verkürzung der langsam rinnen-den Zeit dar. Die Kursstunden bedeuten für sie eine Rückzugsinsel im gleichmäßig langsam dahinströmenden Fluß des Anstaltslebens, die zu den wenigen angeneh-men Erinnerungen an diese Zeit gehören. Gegenüber diesem psychologischen Wert spielt es eine unwichtige Rolle, ob die Ergebnisse und ihr künstlerischer Wert im ganzen bedeutend sind. Dies nimmt nicht wunder, denn hier geht es ja schließlich vorwiegend um das Ansprechen des Verstandes, um Kenntnisse von Techniken und Praktiken der Arbeitsweise, um Schulung und Förderung von Fertigkeiten.

Es hat sich nun überraschenderweise gezeigt, daß von dieser Möglichkeit bild-nerischer Gestaltung in Kursen zwei Gruppen interessierter Häftlinge keinen Gebrauch machen. Das sind zunächst die psychopathischen Naturen. Sie bilden sich leicht ein, vollendete große Künstler zu sein, denen man nichts mehr beibringen könne. Sie benötigten weder Vorlagen noch Vorträge über künstlerisches Schaffen. Hierzu zählt beispielsweise ein Mechaniker aus dem Landesgefängnis Mannheim, der zu dieser Einstellung durch sein erstaunliches Formgedächtnis verführt wurde. Er brachte es auch tatsächlich bei seinen eigenen Aquarellen und Bleistiftzeich-nungen in freier Umgestaltung zu beachtlichen Leistungen. Er hatte darin keine Vorbildung, er besuchte lediglich eine französische Primarschule bis zu seinem 14. Lebensjahr<sup>6)</sup>. Kurze Zeit später machte er schon die erste Bekanntschaft mit dem Gefängnis.

Aus der Bautzener Anstalt ist E. Th. Sue zu erwähnen, der vom 8.—10. Lebens-jahr eine Realschule, vom 10.—12. Jahr die heimatliche Dorfschule in Polnisch-Oberschlesien und vom 12.—14. Lebensjahr eine katholische Bezirksschule in Dresden besuchte. Ein Handwerk hat er nicht gelernt. Mit 15 Jahren erhielt er wegen Diebstahls, später wegen Bettelns zwei Haftstrafen. 1918 wurde er (18-jährig) wegen gemeinsam begangenen Mordes zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Sehbeschwerden benutzte er, um sich immer wieder von der angeordneten Arbeit zu drücken. In der Krankenanstalt begann er 1919 mit der Anfertigung von teil-weise recht talentvollen Zeichnungen<sup>7)</sup>, ohne jemals vorher Zeichenunterricht genommen zu haben. Sein Selbstbewußtsein war außerordentlich übersteigert. Nach kurzer Teilnahme an einem Zeichenkurs schrieb er darüber seinen Eltern: „Das ist ein solcher Pfusch, daß sich unmöglich jemand damit näher befaßt. Leute wie ich sind doch selten, daß sie etwas können, ohne gelernt zu haben. Es werden sich noch viele baß verwundern, in welchem Grade der Satz auf mich Anwendung findet, daß der Mensch weit mehr leistet, wenn er das erzieherische Gesindel los ist“<sup>8)</sup>.

Bürgerhäuser in Königslutter

Aufn. Dr. Schultz (8)



Marktstraße 21 von 1661



Gänsemarkt 6 von 1682



Tafel II



Sack 1 von 1670 • Gesamtansicht und Tor



Marktstraße 2 von 1674  
Gesamtansicht und Tor





Stadtmarkt 4, alte Apotheke



Kattreppeln 26—27 • Kleinbürgerhäuser

Die zweite Gruppe setzt sich aus den Häftlingen zusammen, die wissen, daß sie wirklich die Teilnahme an den Kursen nicht mehr brauchen, bei denen es sich also nicht um Begreifen von Fertigkeiten handelt, sondern um ein Ergriffensein von einer Idee ihrer Innenwelt, der sie Leben und Gestalt geben wollen. Es hat sie innerlich aufwühlend gepackt, sie erleben wohl zum erstenmal bewußt das Vorhandensein einer Innenwelt, der sie sich hingeben wollen und müssen, weil sie spüren, daß etwas ganz Neues nun ihr Leben beherrscht<sup>9</sup>). Sie, die draußen die Arbeit unter völlig einseitigem Gesichtspunkt betrachteten, unter dem rein materiellen Aspekt des notwendigen Übels, des Geldes, des Profits, des möglichst mühelos Reichwerdens und der unbeschränkten Genußmöglichkeiten, eine Vorstellungswelt, die noch durch die Akzente vieler Filme, Illustrierten und Presseberichten genährt wird, haben bei dem Mitschwimmen auf den Wegen des Zeitgeistes Schiffbruch erlitten.

In der Haftanstalt gehen sie nun durch die harte Arbeitsschule der vorgeschriebenen Zwangsarbeit. Obwohl diese Tätigkeit als unfreie, folglich sittlich gleichgültige, den Einzelnen nur in den äußeren Mechanismus der ehrlichen Arbeit hineinzwingt, zeigt die Erfahrung, daß einige besser geartete Häftlinge auch durch diesen unfreien Weg wieder zum sittlich-verantwortlichen Geist der freien Arbeit zurückfinden können<sup>10</sup>). Die Zahl der Besserungsfähigen überhaupt wird freilich von G. Aschaffenburg auf höchstens 10 % geschätzt<sup>11</sup>).

Viel aussichtsreicher und nachhaltiger liegt aber die Möglichkeit eines Neubeginns bei denen, die den echten Geist des Schaffens aus dem Inneren erleben, die arbeiten wollen, ohne nach Zeit, Geld oder Profit zu fragen. Um mit diesem neuen Erlebnis fertig zu werden, um schöpferisch gestalten zu können, brauchen sie aber die Einsamkeit. Sie suchen jetzt nicht mehr den Kontakt mit den anderen, sondern sie wollen sich von ihnen und ihrer Mentalität befreien. Das Alleinsein bedeutet ihnen jetzt keine Trostlosigkeit und Verlassenheit mehr, denn sie ahnen, daß die Einsamkeit „die erste Stufe der goldenen Treppe, die zur Seligkeit führt, ist“<sup>12</sup>).

Daß die zweckfreie künstlerische Betätigung es gerade ist, die am ehesten den Menschen zum Ursprung, zur wurzelschlagenden Neubesinnung und zum Neubeginn führen, hat zuerst Friedr. Schiller klar erkannt<sup>13</sup>). Die Kunst erschließt nach ihm durch ihren zweckfreien Spielcharakter dem Menschen ein Reich der physischen und moralischen Freiheit und bildet so einen heilenden Faktor dadurch, daß sie den Menschen zu einer ganzheitlichen Persönlichkeit heranbilden hilft<sup>14</sup>).

Mögen es auch nur ganz wenige Häftlinge sein, die solches erweckende künstlerische Erlebnis erfahren, nützen wir diese Chance im Gefängnis, denn höchstwahrscheinlich hätten die betreffenden Menschen solches in „der Freiheit“ nie erlebt<sup>15</sup>).

„Ein Richter, der verdammt, ist stark nur im Vernichten, des wahren Richters Amt ist: wieder aufzurichten.“  
(Julius Hamann)<sup>16</sup>).

### *Versuche, Erfahrungen und Ergebnisse*

Es ist sehr erfreulich, daß im braunschweigischen Raum Menschen mit dem Strafvollzug betraut sind, die aufgeschlossen diesem Fragenkreis gegenüberstehen. Dies zeigten mir sowohl die eingehenden Gespräche mit den Herren Reg.-Rat Dr. Stärk und Anstaltspfarrer Rohlf s vom Wolfenbütteler Strafgefängnis, als



auch mit den Herren Verwaltungsamtmann Schulz und Rau von der Gefangenenfürsorge der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig. Dem Charakter der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig entsprechend können hier natürlich keine Kurse eingerichtet werden. Dem Wunsch einzelner Insassen nach bildnerischer Betätigung wird aber durchaus Rechnung getragen. Dieser Wunsch taucht immer wieder auf, denn der Untersuchungsgefangene im Erstvollzug, d. h. wenn er also noch nicht vorbestraft ist, kann sich auf eigene Rechnung selbst beschäftigen, während die vorbestraften Untersuchungshäftlinge arbeiten müssen.

Die seelische Atmosphäre der Untersuchungshaft, vor allem die Ungewißheit der bevorstehenden Haftzeit, ist aber kein günstiger Nährboden für Arbeiten, die längere Zeit und schöpferische Hingabe erfordern. Es überrascht deshalb nicht, daß die vorliegenden Erzeugnisse meist Nachbildungen nach Vorlagen oder kleinere Eigenversuche darstellen. Es dürfte interessieren, daß aus der Frauenabteilung nur wenig vorliegt, z. B. Stoffarbeiten, Buchhüllen usw. — Ob dieses Zurückstehen gegenüber den Männern seelisch oder begabungsmäßig bedingt ist, kann ich nicht entscheiden, ich neige aber zur Annahme des ersteren Grundes. — Aus der Männerabteilung wäre ein 19jähriger Jugendlicher zu erwähnen, der fast als Analphabet bezeichnet werden kann, ein Gelegenheitsarbeiter, der auch keine Lehre hinter sich hat, der aber eine unbändige Lust zum Zeichnen und Malen zeigte. Seine Motive, die er nach Vorlagen rasch und ziemlich treffend wiedergibt, sind Filmstars, Schlagersänger u. dgl. — Gestalten, die ihm aus seiner gewohnten Freizeitbeschäftigung draußen (Kinobesuch, Illustriertenlektüre) vertraut sind. Aquarelle kommen auch sonst vor, teilweise sind sie so gelungen, daß sie vom Häftling beim Ausscheiden als schmückendes Geschenk für den Gemeinschaftsraum oder das Besuchszimmer der Haftanstalt überlassen werden.

Neben Zeichenstift und Malpinsel wird das Messer als Werkzeug gern benutzt. So wurde mir berichtet, daß ein Häftling ausschließlich Flugzeuge schnitzte, die auf einem Holzklötzchen drehbar sind. Ein Exemplar befindet sich noch in der Sammlung der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig. Ein anderer bastelte eine Uhr, die ganz aus Holz und Pappe besteht. Ein gelernter Tischler aus der Harzgegend, Sohn eines Waldarbeiters, begann zuerst damit, Borke zu bearbeiten. Kleine Wandbildchen waren die erste Frucht seiner Bemühungen. Es liegen davon noch vor: 5 Bilder mit Waldblumensträußchen in Vasen — Ausdruck seiner Erinnerung an die ehemalige Geborgenheit der Heimat. Ein Motiv jedoch hebt sich aus den sonst von ihm gewählten heraus: ein Torbogen mit einer Palme und südlichem Sternhimmel — geboren wohl aus der Sehnsucht nach fremden Ländern und einem Leben, das mit seinem jetzigen nichts zu tun hat. Kurz darauf stellte er sich größere Aufgaben. Nach einem russischen Jagdbild aus einer Jägerzeitschrift schnitzte er einen russischen Jäger zu Pferd, der von einem Hund begleitet wird. Ebenfalls nach Vorlage schnitzte er einen Rehbock. Das nächste Werk, einen Elch, schuf er schon ohne Vorlage. Ein Prunksarg, auf dem sich ein Wanderer den Wegweiser mit der Aufschrift „Rennelberg“ (Ort der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig und deren volkstümliche Bezeichnung) besieht, ist wieder ein Ausdruck seiner grübelnden Gedanken. Das am größten angelegte Werk besteht aus einem aufrechtstehenden Wagenrad mit 6 Speichen. Darüber befindet sich ein Kerzenhalter für 4 Kerzen. Auf beiden Seiten des Rades stehen zwei musizierende alte Männer mit Dorfmusikinstrumenten. Vielleicht schwebte ihm bei der Anfertigung



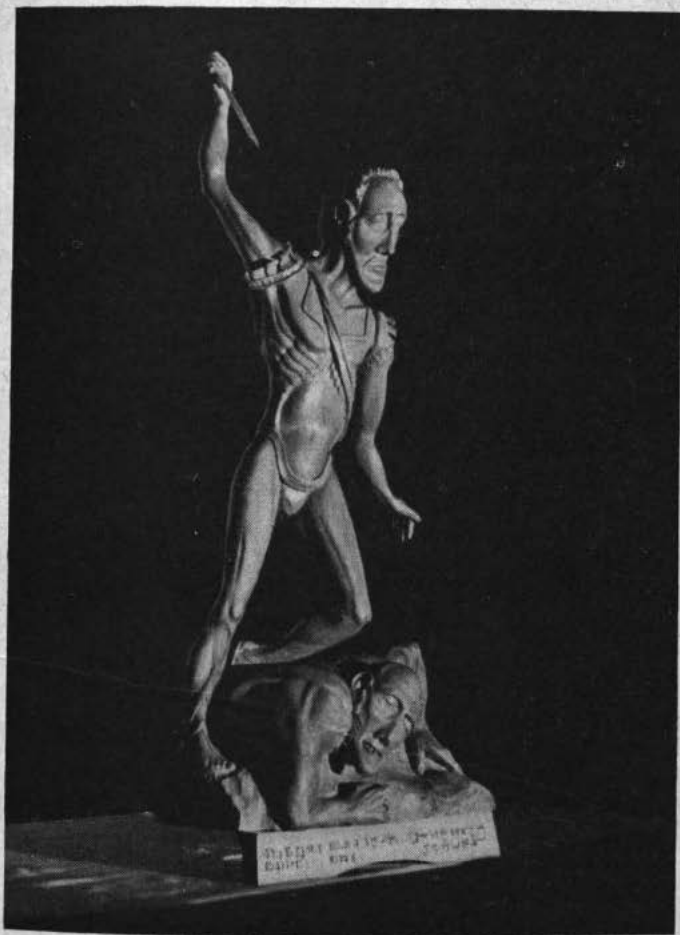


Abbildung 1

(Aufnahme Foto-AG der Ricarda-Huch-Schule)

fenbütteler Schnitzwerkes war der gleiche, dessen Gestaltungsfortschritte ich in der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig verfolgen konnte. Der Name durfte mir natürlich nicht gesagt werden, mich interessierten bei all diesen Untersuchungen ja auch nicht die Namen, sondern die Menschentypen und die erstaunliche und überraschende Tatsache, daß unter anormalen Verhältnissen bisher schlummernde, ungeahnte Kräfte erweckt werden. Das gilt nicht nur für Strafgefangene, sondern auch für Insassen von Gefangenenlagern. —

### *Strafgefängnis Wolfenbüttel*

Das Wolfenbütteler Schnitzwerk (Bild 1) ist im Jahre 1957 entstanden. Es wurde aus einem Holzblock herausgearbeitet. Die aufgerichtete Gestalt mit dem Schwert ist 83,5 cm hoch. Es ist zweifelsohne eine erstaunliche Leistung, ein enormer Fortschritt der Gestaltungsfähigkeit und -fertigkeit, wenn man damit die früheren Arbeiten aus der Untersuchungshaft in Braunschweig vergleicht. Welch eine genaue anatomische Beobachtungsgabe besitzt dieser Mann! Sie dürfte sich m. E.

die Vorstellung des abrollenden Jahreslaufes vor, der durch die 4 Adventssonntage seinem Höhepunkt zueilt. Alle diese Schnitzereien vollendete er rasch und zügig, genau so wie er als Tischler schnell und gut gearbeitet hat. Eine bildnerische Ausbildung hat er nie genossen. Seine Selbstbildung auf diesem Gebiet und die Vervollkommnung ist ein Resultat der Haftzeit.

Bei der Betrachtung seiner Gestalten fiel mir eine Tatsache sofort auf: die Gesichter waren alle überlang geformt. Sie erinnerten mich an die Darstellung einer Gruppe, die ich einige Zeit zuvor im Strafgefängnis Wolfenbüttel gesehen hatte. Die größte Überraschung war es, als sich meine Vermutung zur Gewißheit verstärkte: der Bildner dieses Wolfenbütteler Schnitzwerkes war der gleiche, dessen Gestaltungsfortschritte ich in der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig verfolgen konnte. Der Name durfte mir natürlich nicht gesagt werden, mich interessierten bei all diesen Untersuchungen ja auch nicht die Namen, sondern die Menschentypen und die erstaunliche und überraschende Tatsache, daß unter anormalen Verhältnissen bisher schlummernde, ungeahnte Kräfte erweckt werden. Das gilt nicht nur für Strafgefangene, sondern auch für Insassen von Gefangenenlagern. —

daraus herleiten, daß er jahrelang ein sehr guter Sportler war. Auf die Frage, was er mit dieser Gruppe ausdrücken wolle, gab er nach längerem Überlegen die Erklärung: „Sieg des Guten über das Böse“. Dementsprechend ließ ihn Herr Pastor Rohlf, der den bildnerischen Gestaltungswillen des Häftlings in jeder noch verantwortlichen Weise unterstützt hat, auf dem Sockel der Statue die Bibelworte: „Auf daß ihr nicht umkommet durch das Schwert“ anbringen.

Meines Erachtens trifft diese Angabe nur zum Teil für die geschnitzte Gruppe zu. Für die liegende Gestalt mag die Erklärung stimmen, im Ausdruck des aufrechtstehenden Mannes aber schwingt zweifelsohne mehr mit als nur richtende und strafende Geste. Mit Recht wurde darum auch der Wunsch des Künstlers, die Gruppe in einem Gemeinschaftsraum der Haftanstalt aufzustellen, abgelehnt. Der Sträfling arbeitete außerdem noch an einer Madonna, die er jedoch nicht vollendete. Leider konnte ich dieses Schnitzwerk nicht besichtigen. Der merkwürdig zerquälte Gesichtsausdruck, den diese Madonnenfigur gehabt haben soll, läßt darauf schließen, daß dieser im Grund sensible Mensch während der Anfertigungszeit unter starken seelischen Schwankungen gelitten hat, die der Vollendung abträglich waren. Es ist bekannt geworden, daß er nach seiner Entlassung noch eine Reihe von Schnitzwerken angefertigt hat, die sich heute in Privatbesitz befinden. Ich würde mich freuen, wenn ein günstiger Zufall mir einmal auch diese Arbeiten vor Augen führen würde, um die künstlerische Entwicklung dieses Autodidakten weiter verfolgen zu können.

Als beachtliches Ergebnis bildnerischen Schaffens müssen weiter die Weihnachtskrippen erwähnt werden, die alljährlich im Strafgefängnis Wolfenbüttel und in der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig aufgestellt werden (Bild 2). Über ihre eigenartige und sehr aufschlußreiche Entstehungsgeschichte konnte ich von Herrn Pastor Rohlf folgendes erfahren: Es begann im Jahr 1951 damit, daß ein junger Bursche eine Maria, einen Joseph und das Kind in der Krippe nach Vorlage zu schnitzen anfang. Die Gruppe wurde dann von einem freien Berufsschnitzer überarbeitet. — Einige Zeit später entdeckte Herr Pastor Rohlf bei einem 30jährigen Hufschmied aus dem Harz einen Rest Kernseife in der Größe einer Streichholzschachtel, auf dem mit einer Stopfnadel eine wunderbare Harzlandschaft dargestellt war. Ein Schnitzmesser hatte der Strafgefangene noch nie in der Hand. Während des Krieges beschäftigte er sich mit Uhrenreparaturen für seine Kameraden. Auf Anregung von Herrn Pastor Rohlf versuchte er es zunächst mit einem Schäfchen, das er in zwei Tagen fertigstellte. So entstand eine Figur nach der anderen. Dieser Harzer Hufschmied ist also derjenige, dem die Weihnachtskrippe im Wolfenbütteler Gefängnis weitgehend ihre Entstehung verdankt. Noch während seiner Haftzeit, größtenteils aber bereits wieder in Freiheit, hat er die ganze Gruppe für die Trinitatiskirche in Wolfenbüttel nachgeschnitzt. Die dritte Fassung der Weihnachtskrippe steht heute in der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig, wo sie freundlicherweise extra aufgestellt und mir gezeigt wurde. Der Hersteller dieser Krippe ist ein 40jähriger Maurer, auf den man eines Tages aufmerksam wurde, als er einen 10 cm hohen Bärenführer schnitzte, ohne zuvor jemals ein Schnitzmesser benutzt zu haben.

In der Christuskirche in Göttingen und in der Stadtkirche von Osterode/Harz befinden sich die vierte und fünfte Fassung der Wolfenbütteler Weihnachtskrippe. Diese sind von einem 30jährigen Former angefertigt worden, der in russischer Kriegsgefangenschaft seine Schnitzfertigkeit entdeckt hatte. Er trat eines Tages



von sich aus während seiner Haftzeit an Herrn Pastor Rohlf's mit der Bitte heran, ein Kruzifix anfertigen zu dürfen, erklärte sich aber rasch bereit, die umfassende Krippenarbeit zu übernehmen.

Von anderen Häftlingen der Wolfenbütteler Strafanstalt liegen noch weitere Einzelarbeiten vor, wie z. B. ein geschnittener sitzend-lesender Chinese (Mandarin?), die Nachbildung des Schlosses von Wolfenbüttel (Intarsienarbeit), zwei Segelschiffe, der schon erwähnte Bärenführer, Aquarelle und Zeichnungen u. a. m. — Die meisten dieser aufbewahrten Werke schmücken die Gemeinschaftsräume der einzelnen Häuser, in denen auch teilweise das Mobiliar und die Gardinen von Häftlingen angefertigt wurden.

Seit 1950 finden hier auch immer wieder sich periodisch wiederholende Kurse für Malen und Zeichnen statt, die von außenstehenden Lehrkräften geleitet werden.

Im vorigen Jahr wurde nun ein Experiment erprobt, das ungeahnte Erfolge aufzuweisen hatte. Man ließ eine Bastelgruppe zu, die unter der Leitung eines begabten Mithäftlings steht. Seit Herbst 1959 wurde auch ein geschickter Inhaf-

tierter mit der Leitung eines Mal- und Zeichenkurses betraut. Diese Einrichtung wurde von den betreuenden Aufsichtsbeamten zuerst mit großer Skepsis aufgenommen, später aber beteiligten sie sich aus innerer teilnehmender Begeisterung an der Vermittlung von Arbeitsmaterial. Einen Eindruck des reichen Ergebnisses der freiwilligen Bastelarbeiten vermittelt Bild 2. Es handelt sich hier nur um eine Teilschau der innerhalb eines Jahres gebastelten Geschenke, die von den Gefangenen für Kinder bedürftiger Eltern in Wolfenbüttel, im Tbc-Heim in Bad Sachsa und im Großen Waisenhaus in Braunschweig angefertigt wurden. Man hatte es den



Abbildung 2

(Aufn. Max Illner)

Sträflingen anheimgestellt, ihre Arbeiten zu verkaufen. Sie entschieden sich jedoch dagegen mit der interessanten Begründung, ihnen genüge die Freude, die ihnen das Schaffen bereitet habe. Den wohlthätigen Verwendungszweck betrachteten sie als gewisse Sühne. —

Bei aller vorsichtigen Ausdeutung scheint mir das doch eine Bestätigung dafür, wie fruchtbringend die bildnerische Betätigung sich auch in sittlich-religiöser Weise auswirken kann.

Herr Pastor Rohlf, der als theologischer „Pfadfinder“ sehr stark an diesen Fragen praktisch interessiert ist, hat vom 25.—27. September 1959 eine Michaelis-wochenendfreizeit veranstaltet, die etwa 40 Teilnehmer der Vollzugsstufe III, auch einige der Stufe II, aufwies. Die Leitung hatte Frau Weinhold, Berlin, Leiterin einer christlichen Heimvolkshochschule, die gleichzeitig wissenschaftlich und praktisch an volkskünstlerischer Betätigung sehr interessiert ist. Am Freitagabend sprach sie schlicht und anschaulich über das Thema: „Unser Dasein im Kampf der guten und bösen Mächte“. Sie führte dabei aus, wie die biblisch-kirchliche Tradition das Gute in der Gestalt St. Michaels darstelle. Sie beschrieb diese Gestalt ohne jegliches Bildmaterial. Am folgenden Vormittag unterbreitete sie den Teilnehmern den überraschenden Vorschlag: Sie sollten nun versuchen, auf grober Leinwand mit verschiedenfarbigen Wollfäden, diese kämpferische Engels-gestalt, in der Rechten ein Schwert, in der linken eine Kugel mit Kreuz haltend, darzustellen. Die Verblüffung der Teilnehmer war groß. Da die Technik aber wirklich einfach war, wuchs schließlich ihr Eifer zusehends. Der Erfolg war erstaunlich. Keine Darstellung glich völlig der anderen; überraschend war auch, wie man mir versicherte, wie die Ergebnisse einschließlich der Gesichtszüge des Michaels Rückschlüsse auf das Wesen und die Art des Verfertigers zuließen. — Die Wiederholung eines solchen Kurses mit anderen Themen ist vorgesehen.

Damit möchte ich meinen Streifzug durch die Gefangenenkunst der letzten 100 Jahre im Braunschweiger Raum beschließen. Mein nochmaliger Dank gilt nicht nur den erwähnten Herren in Braunschweig und Wolfenbüttel, sondern auch allen „stillen Mitarbeitern“, die mir zu diesen Forschungen Gelegenheit gaben.

#### Quellenangabe:

<sup>1)</sup> Vgl. H. Prinzhorn, Bildnerei der Gefangenen, Berlin 1926, S. 40.

<sup>2)</sup> Braunschweigische Heimat 1959, S. 125 ff.

<sup>3)</sup> Ebda.

<sup>4)</sup> H. Prinzhorn, S. 22.

<sup>5)</sup> G. Radbruch, Kleines Rechts-Brevier, Göttingen 1954, S. 26.

<sup>6)</sup> H. Prinzhorn, S. 31, 50. Abb. 1, 8, 9. <sup>7)</sup> H. Prinzhorn, Abb. 11—17. <sup>8)</sup> H. Prinzhorn, S. 50.

<sup>9)</sup> Ed. Spranger, Pädagogische Perspektiven, Heidelberg 1956, S. 83.

<sup>10)</sup> W. H. Riehl, Die deutsche Arbeit, Stuttgart, S. 206.

<sup>11)</sup> G. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung, Heidelberg 1923.

<sup>12)</sup> E. Kästner, Zeltbuch von Tumilad, Fischer-Bücherei 1959, S. 60.

<sup>13)</sup> Friedr. Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, Krefeld 1795.  
2. Brief: „Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen.“

<sup>14)</sup> Fr. Schiller, 14., 15. Brief.

J. Huizinga, Homo Ludens, Hamburg 1956, S. 205 ff.

<sup>15)</sup> Sven Hedin, „Jedermann braucht etwas Wüste“. Motto von E. Kästner, Zeltbuch von Tumilad.

<sup>16)</sup> G. Radbruch, Kleines Rechtsbrevier. S. 36.



# Über die Invasion Sibirischer Tannenhäher 1954/55

(*Nucifraga caryocatactes macrorhynchos* Brehm)

## im südöstlichen Niedersachsen

von Rudolf Berndt und Jürgen Moeller

Der nächste Verwandte des allbekannten Eichelhäher ist bei uns der knapp taubengroße, dunkelschokoladenbraune, weiß getupfte Tannenhäher. Seine d i c k s c h n ä b l i g e Rasse — *N. c. caryocatactes* (L.) — lebt in den Nadelwäldern Nord- und Nordosteuropas sowie in den Gebirgen Mittel- und Südosteuropas. So kommt er als vereinzelter Brutvogel auch in unserer engeren Heimat vor, allerdings nur in höheren Lagen des Harzes.

Vom äußersten Nordosten Europas bis weit nach Sibirien hinein schließt sich eine d ü n n s c h n ä b l i g e Rasse, der Sibirische Tannenhäher, an. Diese Form unternimmt in manchen Jahren weite Wanderungen, die bis Südfrankreich führen können, und erscheint dabei auch im Braunschweiger Land. Besonders starke derartige „Invasionen“ sind überliefert von 1754, von zwölf Jahren aus dem 19. Jahrhundert, sowie von 1900, 1907, 1911, 1913, 1917, 1933 (Niethammer 1937) und ein schwächerer Einflug vom Herbst 1947. Die Veranlassung zu solchen Wanderungen dürfte gegeben sein, wenn auf eine starke Vermehrung des Tannenhäherbestandes in Sibirien eine schlechte Ernte ihres Hauptnahrungsmittels, der Zirbelkiefernuß, folgt (Schüz 1952).

Als im Herbst 1954 an verschiedenen Stellen unseres Landes plötzlich wieder Tannenhäher auftauchten, bat die Vogelschutzstation Braunschweig durch Presseveröffentlichungen und Rundschreiben um Mitteilung aller derartigen Beobachtungen. Erfreulicherweise gingen so viele Meldungen ein, daß sich eine Auswertung lohnt und hier ein Überblick über den Verlauf der Invasion im südöstlichen Niedersachsen gegeben werden kann. Allen, die uns durch Einsendung der folgenden Beobachtungen wertvolle Hilfe geleistet haben, sei auch an dieser Stelle nochmals bestens gedankt. Selbstverständlich muß dahingestellt bleiben, ob wirklich alle unten aufgeführten Stücke zur dünnschnäbligen Rasse gehörten, oder ob sich nicht auch einzelne „Dickschnäbel“ darunter befunden haben.

### September 1954:

Ca. 15. 9.: 2 im Elm (K. v. Kleist). 16. 9.—26. 12.: 1 an der Jasperstraße in Schöppenstedt (Bosse). 18. 9.: 1 im Elz (Oberforstmeister K. Schmidt). 22. 9.: 1 im Forst Bahrdorf (Revierförster K.-H. Weidemann). 28. 9.: 1 an der Straße Rietze—Volkse (K. Heidisch).

### Oktober 1954:

2. 10.: 1 frisstot aus Wolfsburg (Tierpräparation Wollenheit, Braunschweig). 3. 10.: 4—5 in Helmstedt (G. Merker). 3. 10.: 1 bei Bad Harzburg (R. Thies). 3. 10.: 2 im „Leu“ bei Wahrenholz (K. Greve). Ca. 3. 10.: 1 in Hoitlingen (A. Meyerding). 4. 10. 1954—23. 2. 55: 1—4 in Osterode (Harz) (G. Meves). 4.—10. 10. 1 bei Stederdorf (F. Rehbein). Ca. 5. 10.: 2 in Hoitlingen (A. Meyerding). 5. 10.: 3 auf dem Friedhof in Schöppenstedt (H. Severit). 6. 10. —3. 12.: 3 an der Jasperstraße in Schöppenstedt (Bosse). 6. 10.: 12—14 am Lindenhof bei Wipshausen-Horst (E. Hildebrandt). Anf. Okt.: 10 in einer Kette von 100 m Länge fliegend bei Stederdorf (D. Wittenberg). 8. 10.: 4 bei Dedenhausen (D. Wittenberg). 8. 10.: 1 in Parsau (H.-W. Else). 10. 10.: 1 auf den Braunschweiger Rieselfeldern (A. Loges). 10. 10.: 1 im Elm (Dr. E. Marquardt). 11. 10.: 1 beim Forsthaus Giebel (H. Pietsch). 12. 10.: 1 frisstot aus Wolfenbüttel (Tierpräparation Wollenheit). 14. 10.: 1 um 9.45 Uhr unter 14 Eichelhähern

über Meine O-W ziehend (A. Loges). Ca. 15. 10.: 5 in Hoitlingen (A. Meyerding). Mitte Okt. 54—3. 6. 55: 1 am Rosenwall in Wolfenbüttel (H. Mengen). Ca. 17. 10.: 1 im Rischauer Holz am nordwestlichen Stadtrand von Braunschweig (F. Naumann). Ca. 20. 10.: 1 in Hoitlingen (A. Meyerding). 22. 10.: 2 frischtot aus Seesen/Harz (Tierpräparation Wollenheit). 22. 10.: 1 am Bahnhof Wolsdorf (E. Zaubitzer). Ca. 25. 10. 54—29. 1. 55: 1 bei Rábke (H. Spätlich). 29. 10.: 1 in Groß Dahlum (D. Müller). 31. 10.: 1 im Oderwald (R. Müller).  
(Außerdem das unter 16. 9. 1954 aufgeführte Ex.).

#### November 1954

1.—2. 11.: 1 in Braunschweig, Hinter der Magnikirche (Curs). 2. 11.: 1 in Schwiegershausen (G. Meves). 3. 11.: 1 um 14.02 Uhr über Wolfenbüttel nach SSW ziehend (J. Moeller). 3. 11.: 3 am Thieder Lindenberg (H. Kopmann). 4. 11.: 1 in Bad Harzburg (Ofm. K. Schmidt). 5. 11.: 1 an der Straße Königskrug-Oderteich (M. Holzapfel). Anf. Nov. 54—20. 1. 55: 1 in Duderstadt (G. Dobert, A. Mazander, O. Manstein, R. Wagner). 7. 11.: 1 in Vallstedt (Ofm. K. Schmidt). 7. 11. 54—8. 2. 55: 1 in Jerxheim (Dr. G. Köhler). 9.—23. 11.: 1 in Süplingen (R. Knust). 9. 11.: 3 bei Eltze (K. Köstermann). Ca. 10. 11.: 1 in Lengede (A. Feist). 11. 11.: 1 im Dorm (Revierf. F. W. Kiene). 28. 11.: 4 in Groß-Ilse (D. Wittenberg).  
(Außerdem die unter 16. 9., 4. 10., 6. 10., Mitte Okt. und ca. 25. 10. 1954 aufgeführten Ex.).

#### Dezember 1954

10. 12.: 1 an den „Krambuden“ in Wolfenbüttel (J. Moeller). Mitte Dez.: 3 in Duderstadt (A. Mazander). 21. 12.: 1 am Schulwall in Wolfenbüttel (J. Moeller). 31. 12.: 13 um 11.00 Uhr ca. 4 km nördlich von Peine nach W ziehend (D. Wittenberg).

(Außerdem die unter 16. 9., 4. 10., 6. 10., Mitte 10., ca. 25. 10., 7. 11. und Anf. 11. aufgeführten Ex.).

#### Januar 1955

2. 1.: 1 in Peine (H. Oelke). 25. 1.: 1 in Förste (G. Meves).  
(Außerdem die unter 4. 10., Mitte 10., ca. 25. 10., 7. 11. und ca. 15. 12. 1954 aufgeführten Ex.).

#### Februar 1955

Ca. 15. 2.: 1 in Lagesbüttel (A. Loges). 24. 2.: 3 bei Essenrode (A. Loges).  
(Außerdem die unter 4. 10., Mitte 10. und 7. 11. 1954 aufgeführten Ex.).

#### März 1955

6. 3.: 1 bei Gliesmarode (H. Sternberg).  
(Außerdem das unter Mitte 10. 1954 aufgeführte Ex.).

#### April 1955

15. 4.: 1 in Osterode (G. Meves). 24. 4.: 1 in Osterode (G. Meves). 30. 4.: 1 beim Forstamt Neuensothrieth über Unterlüß (Ofm. K. Schmidt).  
(Außerdem das unter Mitte 10. 1954 aufgeführte Ex.).

#### Mai 1955

17. 5.: 1 am Nußberg in Braunschweig nach O ziehend (H. Wehfer).  
(Außerdem das unter Mitte 10. 1954 aufgeführte Ex.).

#### Juni 1955

(Das unter Mitte Okt. 1954 aufgeführte Ex. hält sich noch bis zum 3. 6. 1955 an Ort und Stelle auf.)

Aus dem obigen Beobachtungsmaterial ergibt sich folgendes Bild der Tannenhäher-Invasion 1954/55 im südöstlichen Niedersachsen: Die ersten Vorläufer der Invasion erreichten unser Gebiet Mitte September, und zwar wurden in der ersten Hälfte dieses Monats an fünf Stellen insgesamt sechs Exemplare festgestellt. Die Hauptwelle traf hier Anfang Oktober ein: von der ersten Oktoberdekade liegen 15 Beobachtungen mit insgesamt 46 Hähern vor, wobei in dieser Zeit auch die größten Trupps (1×10, 1×12—14) auftraten. Schon in der zweiten Dekade war der Einflug bedeutend schwächer: es werden von 7 Orten 11 Exemplare gemeldet. Nachdem in der dritten Oktoberdekade der Durchzug weiter abgeflaut war, machte sich in der Zeit vom 1.—11. November ein zweiter deutlicher Schub bemerkbar.

Es werden nämlich von 13 Stellen 17 neue Tannenhäher gemeldet. Damit scheint der Einflug im wesentlichen abgeschlossen gewesen zu sein, denn in den übrigen zwei Dritteln des November steht fünf einzelnen Tannenhähern, die sich schon seit längerer Zeit an ihren Rastplätzen aufhalten, nur eine einzige Beobachtung an einem neuen Ort gegenüber. Ein ähnliches Bild bieten die Monate Dezember 1954, Januar, Februar und März 1955; nur nimmt die Zahl der schon länger rastenden Tannenhäher ständig ab. Bemerkenswert ist nur der am 31. 12. 1954 westwärts ziehende Trupp von 13 Stück, wobei es sich um eine Winterflucht gehandelt haben könnte; der erste Kälteeinbruch des ganzen Winters 1954/55 erfolgte nämlich erst am 1. Januar 1955.

Dann lassen auf gewisse neu einsetzende Zugbewegungen, und zwar Rückzug, erst wieder die sieben Beobachtungen aus der Zeit vom 15. Februar bis 17. Mai schließen, denen nur noch ein „Dauergast“ gegenübersteht, der bis zum 3. 6. 1955 seinem Standort treu bleibt. Ob es sich bei solchen Frühjahrswanderungen von Tannenhähern allerdings um wirklichen Heimzug in ihre sibirischen Brutgebiete handelt, ist nicht bekannt. Für diese Möglichkeit sprechen Beobachtungen über starken ostwärts gerichteten Frühjahrszug 1934 bei Köslin (Heidemann & Schütz 1936). In seltenen Fällen konnte jedoch auch nachgewiesen werden, daß Sibirische Tannenhäher in Mitteleuropa zur Brut schritten (Ringleben 1955). In einem Falle geschah dies auch bei uns, und zwar 1948 auf dem Friedhof von Schöppenstedt am Elm (Berndt & Severit 1958). Es liegt nahe, daß solche hängengebliebenen Sibirier auch in die mitteleuropäischen Brutgebiete der dick-schnäbligen Rasse eindringen und langsam in ihr aufgehen.

Im allgemeinen wurden die Tannenhäher bei der Rast beobachtet; direkte Zugbeobachtungen sind recht selten. Um etwas Sicheres über die Zugrichtungen auszusagen, ist das Material zu gering; es wurden zweimal Häher nach Westen und einmal nach Südsüdwest ziehend gesehen; auf dem Rückzug begriffen war vielleicht der Vogel, der am 17. 5. 1955 über Braunschweig nach Osten zog. Vergesellschaftung mit anderen Vogelarten wurde nur einmal gemeldet, und zwar zog am 14. 10. 1954 ein Tannenhäher zwischen 14 Eichelhähern über Meine.

Länger als ein oder zwei Tage rastende Einzelstücke verweilten je einmal 7, 15, 75, 90, 95, 100, 142 bzw. 225 Tage. Dazu kommt ein kleiner Trupp von 3 Stück, der ca. 60 Tage an seinem Rastplatz blieb. Glücklicherweise ist gerade die längste Rastdauer von 225 Tagen als bewiesen anzusehen.

Nachdem sich dieser Tannenhäher, von dem wir Herrn R. Reinecke zwei Aufnahmen verdanken (Abb. 1), in Wolfenbüttel von Mitte Oktober bis Mitte Januar nur zeitweilig im Garten Rosenwall 5 gezeigt hatte, erschien er dann — wie uns die „Pflegeeltern“, Herr und Frau Mengen, dankenswerterweise ausführlich berichteten — bis zum 3. Juni nahezu täglich. Am 26. 1. nahm er erstmals im Garten zugeworfene Walnüsse auf. Am 27. 1. nahm er diese aus der Fensterbank auf; am Tage darauf kam er erstmalig durchs geöffnete Fenster ins Zimmer geflogen. Von nun an erschien er bis zum 3. 6. nahezu täglich im Zimmer und wurde dort regelmäßig mit Wal-, Hasel- und Erdnüssen, Mehlwürmern, Hanf und Trockenfrüchten gefüttert. Im Garten bearbeitete er die kleinen Zapfen einer Lärche. Überflüssiges Futter wurde von ihm regelmäßig versteckt, meist im Erdboden oder Rasen, aber auch im Schnee und in Ästen, außerdem gelegentlich im Zimmer hinter den Sesselkissen. Anscheinend wurde auch von dem im Garten stehenden



Abb.1. Sibirischer Tannenhäher, von Anfang November 1954 bis Anfang Juni 1955 in Wolfenbüttel lebend. Auf Kopf- und Nackenfedern liegen Schneestäubchen.

Aufgenommen am 13. 2. 1955  
von R. Reinecke.

Rosenkohl gefressen; jedenfalls versteckte er in den Rosenkohlpflanzen Nüsse, die später allerdings von einem Eichhörnchen planmäßig gesucht und gefunden wurden. An trockenen Ästen wurde gern herumgehämmert und die Rinde abgeschält.

Der Vogel war sehr zutraulich, flog auf den Möbeln im Zimmer umher und nahm das Futter vom Tisch, auch wenn die Wohnungsinhaber um ihn herumsaßen. Allerdings ließ er sich nicht anfassen und nahm das Futter nicht aus der Hand. Meistens erschien der Häher bald nach Sonnenaufgang und blieb bis gegen Mittag im Zimmer bzw. im Garten, während er nachmittags im allgemeinen abwesend war. Frau Mengen schreibt: „Er kennt mich ganz genau und kommt auch, wenn ich ihn rufe.“

Als Ruf ließ er häufig ein heiseres „kerrck-kerrck“ hören, das an Seeschwalbenrufe erinnerte, und dazu — wenn er nicht an seine Futterstelle herangelangen konnte — ein klagendes „Miauen“. Vom 3. 2. ab hörte man oft melodische gesangsartige Lautäußerungen von ihm. Auch den ganzen März, April und Mai hindurch sang er viel, wobei er sogar die im Garten singenden Amseln und Stare zu imitieren suchte. In der Vogeltränke im Garten badete er gern, manchmal mehrmals am Tage. Im April und Mai blieb er zuweilen ein bis einige Tage fort und machte sich bei seiner Rückkehr, anscheinend besonders ausgehungert, über das angebotene Futter her.

Ähnlich verhielt sich ein Tannenhäher in Duderstadt. Nachdem er sich sein Futter längere Zeit regelmäßig auf dem Wochenmarkt geholt hatte, wobei er sich mit Vorliebe an die Erdnüsse hielt, er kam durchs geöffnete Fenster in die Woh-





Abb.2: Sibirischer Tannenhäher, von Anfang November 1954 bis Mitte Januar 1955 in Duderstadt lebend und täglich in das Haus von Kaufmann Dobert einfliegend.

Aufgenommen im Dezember 1954 von G. Dobert.

nung des Kaufmanns Dobert und ließ sich sogar aus der Hand füttern. Am liebsten fraß er Haselnüsse und konnte es kaum abwarten, daß sie aufgeknackt wurden. Er war dabei so eifrig, daß manchmal sein Schnabel in Gefahr geriet, zwischen den Nußknacker zu kommen. Seinen Freßplatz verlegte er gern an den Adventskranz (Abb. 2), an dessen Kerzen er auch herumpickte. Wenn er bei seinen regelmäßigen Besuchen das Fenster geschlossen vorfand, machte er sich durch seine knarrenden Rufe und durch energisches Klopfen an der Scheibe bemerkbar (nach einem Artikel im „Göttinger Tageblatt“, Ausgabe Duderstadt vom 18. 1. 1955). Für die Überlassung dieser Aufnahme danken wir Herrn Dobert bestens.

Bei allen anderen Tannenhähern wird ebenfalls von großer Zutraulichkeit berichtet, z. T. konnte man sich ihnen auf 1 bis 3 m im Freien nähern.

Als Nahrung wird bei den Freibeobachtungen ganz überwiegend die Haselnuß angegeben, und zwar in etwa 20 Fällen. Demgegenüber wurden nur zwei Exemplare beim Verzehren von Eicheln, ein anderes beim Aufhacken von Lärchenzapfen beobachtet. An Fütterungen wurden Wal-, Hasel- und Erdnüsse, Sonnenblumenkerne, Hanf, Mehlwürmer und Trockenfrüchte angenommen. Es wurde auch gemeldet, daß Haselnüsse zum Aufhämmern in ein kleines Astloch bzw. in eine oben gespaltene Zaunlatte gesteckt wurden. Das Verstecken überflüssiger Nahrung wurde schon oben erwähnt.

Vergleichen wir den Ablauf der Tannenhäherinvasion in Südostniedersachsen mit anderen Gebieten Deutschlands, aus denen bereits Übersichten veröffentlicht sind (Creutz & Flöbner 1958, Heer 1956, Peitzmeier 1955, Weber 1955), so scheint der erste Einfall in Mecklenburg, Sachsen, Braunschweig, Westfalen und Württemberg nahezu gleichzeitig Mitte September 1954 bemerkt zu

sein. Dagegen wurden in den Niederlanden (Taapken & Bloem 1955a, 1957) Vorläufer bereits ab Ende Juli 1954 gesehen, während dort der erste stärkere Invasionsstoß erst um den 25. September — also ca. 10 Tage später als bei uns — bemerkt wurde. Auch unsere erste und zweite Hauptwelle von Anfang Oktober und Anfang November 1954 scheinen jeweils etwa 10 Tage später in Holland erschienen zu sein. Ebenso läßt sich die bei Braunschweig in der Beobachtung vom 31. 12. 1954 (s. o.) zum Ausdruck kommende Winterflucht der Tannenhäher durch Westfalen (Peitzmeier) bis zu den Niederlanden (Taapken & Bloem 1955a, Grafik 2b: zweites Januardrittel) verfolgen. Da anscheinend alle diese von Ost nach West fortschreitenden Wellen einen Phasenunterschied von etwa 8 bis 10 Tagen zeigen, könnte man auf eine tägliche Zugleistung von etwa 35 bis 50 km schließen. Auch unsere als Frühjahrsrückzug gedeuteten Beobachtungen finden ihre Bestätigung in entsprechenden Feststellungen von Holland bis Mecklenburg.

Ergänzend sei noch angeführt, daß am 5. 2. 1956 zwei Tannenhäher bei Wolfenbüttel in geringer Höhe nach Nordosten fliegend beobachtet wurden (Moeller 1958). Aus den Niederlanden liegt sogar eine ganze Anzahl von Tannenhäherfeststellungen aus dem auf die große Invasion folgenden Winterhalbjahr 1955/56 vor (Taapken & Bloem 1956).

#### Literatur

- Berndt, R. & H. Severit (1958): Brut eines Invasionspaares des Tannenhähers (*Nucifraga caryocatactes*) 1948 in Schöppenstedt, Kreis Wolfenbüttel. Journ. f. Orn. **99**: 218.
- Creutz, G. & D. Flössner (1958): Die Tannenhäherinvasion im Winter 1954/55 in Sachsen. Beitr. z. Vogelk. **6**: 234—251.
- Heer, E. (1956): Die Invasion des Tannenhähers (*Nucifraga caryocatactes*) in Württemberg 1954—55. Jb. Ver. vaterl. Naturk. Württ. **111**: 200—206.
- Heidemann, J. & E. Schüz (1936): Der Massenzug des sibirischen Tannenhähers im Jahre 1933. Mitt. Vogelwelt **35**: 37—44.
- Moeller, J. (1958): Tannenhäher (*Nucifraga caryocatactes*) im Februar 1956 bei Wolfenbüttel. Beitr. Nat. Nieders. **11**: 19.
- Niethammer, G. (1937): Handbuch der deutschen Vogelkunde, Bd. I. Leipzig.
- Peitzmeier, J. (1955): Die Invasion des sibirischen Tannenhähers (*Nucifraga caryocatactes macrorhynchos* Brehm) 1954 und sein oekologisches Verhalten in Westfalen. Natur und Heimat **15**: 20—25.
- Ringleben, H. (1955): Sibirische Tannenhäher — in Deutschland brütend! Orion **10**: XII/19—20.
- Schüz, E. (1952): Vom Vogelzug. Grundriß der Vogelzugskunde. Frankfurt/M.
- Taapken, J. & F. & T. Bloem (1955a): Overzicht van het verloop der invasie van de Notenkraker, *Nucifraga caryocatactes*, in Nederland, 1954—1955. Ardea **43**: 145—174.
- Taapken, J. & F. & T. Bloem (1955b): Late voorjaars- en zomerwaarnemingen van Notenkrakers, *Nucifraga caryocatactes*, na de invasie 1954—1955. Ardea **43**: 286—289.
- Taapken, J. & F. & T. Bloem (1956): Waarnemingen van de Notenkraker (*Nucifraga caryocatactes*) in 1955—1956 in Nederland. Ardea **44**: 244—245.
- Taapken, J. & F. & T. Bloem (1957): Die Invasion des Tannenhähers (*Nucifraga caryocatactes*) 1954—55 in den Niederlanden. Var Fagelvärld **16**: 105—112.
- Weber, H. (1955): Tannenhäher-Invasion 1954—55. Falke **2**: 121—123.

Anschrift der Verfasser:

Dr. R. Berndt, Vogelschutzstation, Braunschweig, Thielemannstraße 1,  
J. Moeller, Wolfenbüttel, Jahnstraße 98.

# AUS DER *HEIMAT*PFLEGE

---

## *Zum 75. Geburtstage von Hermann Fischer-Wahrenholz*

von Heinz Mollenhauer

Am 2. November 1960 konnte ein gebürtiger Braunschweiger seinen 75. Geburtstag feiern, dessen wir gern gedenken, obwohl er infolge der Kriegseignisse seit 1944 seinen Wohnsitz von Braunschweig nach Wahrenholz (Kr. Gifhorn) verlegt hat. Der Lichtbildner Hermann Fischer ist nicht nur eine Berühmtheit auf dem Gebiete der Tierphotographie, sondern er verfolgt mit seinem gesamten künstlerischen Schaffen in vollendeter Form vielfach Ziele, die auch unser Verein als heimatkundlich wertvoll unterstützt.

Der Jubilar wurde am 2. November 1885 in Braunschweig geboren. Von 1900 bis 1904 machte er seine Lehrzeit als Maler durch. Kurze Zeit später fand er eine Anstellung in einem Geschäftshause zwecks Anfertigung von Plakaten. Der junge Mann konnte seine bisherige Durchschnittslaufbahn als Handwerker dadurch entscheidend verändern, daß es ihm gelang, Zeichnungen sowie Stimmungsbilder in Pastell anzufertigen, die allmählich Anerkennung fanden. Die angesehene Zeitschrift „Niedersachsen“ nahm ihm manchen künstlerischen Buchschmuck ab.

Infolge günstiger Beurteilung durch den Professor an der hiesigen Technischen Hochschule, Zeidler, den Kunstmaler und Kunstkritiker Otto Philipps in Braunschweig u. a. m. gelang es Hermann Fischer 1914, ein Stipendium des Rates der Stadt Braunschweig und auch des Herzogs Ernst August zu erhalten, um bei dem bekannten Worpsweder Maler Mackensen in Weimar Studien aufzunehmen. Der Jubilar mußte jedoch infolge des Ausbruches des ersten Weltkrieges den feldgrauen Rock anziehen. 1917 wurde er schwer verwundet und dadurch dienstuntauglich.

Nach der Lazarettzeit finden wir ihn im Konstruktionsbüro der Firma Büssing in Braunschweig wieder. Sein späterer Entwurf für ein Gedenkbuch an die Gefallenen der Firma wurde prämiert. Zugleich vertraute man dem offensichtlich begabten Künstler die Reklameabteilung an, wo er in einem eigenen Atelier als Gebrauchsgraphiker Plakate, Inserate, Werbezeichen usw. anfertigte. Der bekannte Büssing-Löwe stammt von ihm.

Es sollte sich jedoch in der Folgezeit herausstellen, daß des Jubilars eine ganz andere Lebensaufgabe harrete. Seit etwa 1910 hatte er sich für einen ganz neuen Zweig, der Photographie, interessiert, der sich mit der Aufnahme von freilebenden Tieren befaßte. Anregungen gaben ihm der damalige Museums-Assistent Meerwarth in Braunschweig und durch dessen Vermittlung Hermann Löns. Es dürfte nicht uninteressant sein, daß der berühmte Dichter sich schon damals eindringlich dafür ausgesprochen hat, daß man sich zur Illustration von naturwissenschaftlichen Büchern nicht mehr der bisherigen Zeichnungen bedienen, sondern nur die genaueren Photographien — allerdings in künstlerischer Gestaltung — verwenden





solle. Dieser Hinweis eines bedeutenden Mannes hat den Weg Hermann Fischers entscheidend beeinflußt.

1923 machte er sich selbständig. Zunächst arbeitete er für Zeitungen und Zeitschriften. Dann konnte er infolge seines wachsenden Ansehens immer mehr dazu übergehen, Bücher von wissenschaftlichem oder künstlerischem Werte mit herrlichen Photographien zu illustrieren. Im Laufe der Zeit hat er viele Dutzende von Werken bedeutender Schriftsteller mit seinen Beiträgen verschönern können. Um einen Begriff von der Vielseitigkeit zu geben, darf eine kleine Auswahl angeführt werden.

Hermann Löns: „Sein letztes Lied“. (128 Naturaufnahmen). Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin, 1924.

Hermann Löns: „Im Wald und auf der Heide“. (138 Fotos). Safari-Verlag, Berlin, 1932.

Hermann Löns: „Mein buntes Buch“. (155 Naturaufnahmen). Adolf Sponholz-Verlag, Hannover, 1935.

Gustav Frenssen: „Von Saat und Ernte“. (112 ganzseit. Bilder.) Safari-Verlag, Berlin, 1933.

Ludwig Franck: „Die Seele des Waldes“ (Heering, Bad Harzburg, 1937).

Otto Koke: „Blitz der Greif“ (Grünwald, Mainz, 1939).

Otto Koke: „Die Grimbars“ (Grünwald, Mainz 1941).

Otto Koke: „Der Vogel Wunderlich“ (Grünwald, Mainz, 1948).

Svend: Fleuron: „Schönste Tiergeschichten“. (Eugen Diederichs, Köln, 1958).

Friedrich Hartger: „Wo der Adler kreist“. (Brühlscher Verlag, Gießen, 1958).

Hermann Fischer ist nicht nur als Lichtbildner, sondern gleichzeitig auch als Schriftsteller hervorgetreten. So darf besonders sein erfolgreiches Buch „Tierjagd mit der Kamera“ hervorgehoben werden, das nach mehrfachen Auflagen unter dem Titel „Pirsch ohne Büchse“ (Heering Verlag, Seebruck, 1960) mit 161 Bild-dokumenten erschienen ist. Mitarbeiter ist Dr. Heinz Woltereck.

Der Jubilar, der sich bis 1944 Fischer-Braunschweig, sodann Fischer-Wahrenholz nach seinem jeweiligen Aufenthaltsorte genannt hat, fand vielfache Anerkennungen durch weltbekannte Persönlichkeiten so Fridtjof Nansen, Sven Hedin, Sven Fleuron, v. Hindenburg, Theodor Heuss u. a. m. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man ihn als Angehörigen einer in ihrer Art klassischen Periode der Literaturgeschichte betrachtet. Naturschilderungen seit Hermann Löns sind eine echte und wertvolle Neuerscheinung. Die deutschen und skandinavischen Schriftsteller gehören durchaus zu der Avantgarde dieser Richtung. Daß Hermann Fischer durch seine technisch und künstlerisch vollendeten Lichtbildaufnahmen dazu beigetragen hat, das Schrifttum zu unterstützen, wird ihm eine bedeutende Stellung im Urteil der Gegenwart und Nachwelt sichern.



## Neues heimatliches Schrifttum

Werner Küchenthal: Hedeper. Beiträge zur Erforschung von Mensch und Lebensraum in einem niedersächsischen Dorf. 4 Bände, vervielfältigt im Rahmen der Schriftenreihe „Der Arbeitskreis und das Dorfbuch als Form und Ausdruck der Erwachsenenbildung auf dem Lande“, herausgegeben von der ländlichen Volkshochschule Goslar, 1958/60.

Seit mehreren Jahren wird nach den Plänen des Dozenten Heinrich Keune von der ländlichen Volkshochschule Goslar in zahlreichen ostfälischen Dörfern durch Arbeitskreise heimatkundlich interessierter Einwohner an der Schaffung neuartiger Dorfbücher gearbeitet. Diese Dorfbücher sollen als Gemeinschaftswerke alles umfassen, was im Laufe der Jahre durch Gespräche und Untersuchungen über das Dorf in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an Erkenntnissen von den Mitgliedern der Arbeitskreise zusammengetragen wird. Die Arbeit soll nicht nur wie die gedruckten Dorfchroniken und Ortsgeschichten der bisherigen Art Wissensstoff für die wissenschaftliche Heimatforschung und die heimatkundliche Volksbildung in Schule und Haus darbieten, sondern sie sollen zugleich auch durch die Anregung zur Mitarbeit für möglichst viele Dorfgenossen aller Berufsgruppen und Altersschichten das vielfach verschüttete Wertgefühl für die Eigenständigkeit dörflicher Kulturüberlieferungen und die Eigengesetzlichkeit der ländlichen Welt überhaupt in breiten Kreisen neu beleben. Damit ist den Dorfbüchern eine hohe sozialpolitische Aufgabe gestellt, die von allen Freunden der Heimat nachdrücklich gefördert zu werden verdient.

Überall, wo solche neuartigen Dorfbücher entstehen, werden die etwa bereits gedruckt oder handschriftlich vorhandenen ortsgeschichtlichen Arbeiten heimischer Forscher als Grundstock in die Stoffsammlung mit einbezogen, so z. B. in Liebenburg, Mascherode, Rábke, Süplingen und Warbsen. Alle bisherigen Dorfbuchunternehmungen werden aber, soweit der historische Teil in Betracht kommt, an Umfang und Bedeutung für die wissenschaftliche Dorfgeschichtsforschung weit übertroffen durch Hedeper, das sich glücklich schätzen kann, für die Dorfbuchabteilung „Das Dorf in der Vergangenheit“ die schon handschriftlich vorliegende vierbändige Ortsgeschichte des Landwirtes und früheren Staatsbankpräsi-

denten Dr. W. Küchenthal übernommen zu haben. Der Verfasser hat auf Grund jahrzehntelanger Archivstudien auf 1052 engbeschriebenen Schreibmaschinenseiten im Format Din A 4 mit einzigartiger Gründlichkeit unter Ausschöpfung aller überhaupt vorhandenen Quellen ein Bild von der geschichtlichen Entwicklung und den früheren Lebensverhältnissen seines Dorfes gezeichnet, wie es vollständiger schlechterdings nicht gedacht werden kann. Aus dem Inhaltsverzeichnis seines Werkes, dessen Abdruck allein schon den Rahmen einer Buchbesprechung sprengen würde, seien nur die Hauptabschnitte genannt, um einen ungefähren Eindruck von der erschöpfenden Vielseitigkeit des behandelnden Stoffes zu vermitteln: Vor- und frühgeschichtliche Funde, der Name Hedeper, Zahl der Höfe und Einwohner, Hedeper in älterer Zeit, Entwicklung des Gerichtswesens und der Verwaltung in unserer Gegend, Die geistlichen Institute und die Ausübung der Religion, Der Hedeper Bauer in Haus, Hof, Feld, Wiese, Weide und Wald (Hufenverfassung, Grundherrschaft, Meierwesen, Feldmark und Flurnamen, Lehnswesen, Erbenzins, Brunnen, Quellen und Gewässer, Klassenentwicklung der Bauern, Bodengüte, Feldbestellung, Viehzucht, Obstbau, Wiesen, Weiden, Fischerei, Jagd, Boden, Steuern, bäuerliche Lasten, Ablösungsrezesse, Gemeinschaftsteilung, Erbfolgegesetze, die nicht bäuerliche Bevölkerung), Die Gemeinde und ihre Organe (Realgemeinde und Interessenschaft, politische Gemeinde, Bauermeister, Feld- und Ortsgeschworene, Gemeindegemeinderat, Krug, Schmieden, Mühlen, Backhaus, Hirtenhaus, Pfänder- und Nachtwächterhaus, Feuerlöschwesen, Feuerversicherung und Brände), Straßen, Wege, Post, Eisenbahn und Verkehr, Schlechte Zeiten, Prozesse, Gebräuche, Sagen und Merkwürdigkeiten, Geschichte der Höfe, Neue Häuser und Siedlungen.

Die besondere Stärke der Küchenthalschen Arbeit besteht darin, daß der Verfasser als Verwaltungsjurist alle Fragen der Verfassung und Verwaltung, des Güter- und Erbrechts, des Vertrags- und Urkundenwesens sowie des Dienst-, Abgaben- und Steuerwesens eingehend und mit größter Sachkenntnis behandelt hat, also ein Teilgebiet der Heimatgeschichte, mit dem die Verfasser ortsgeschichtlicher Untersuchungen im allgemeinen wenig vertraut zu sein pflegen. Es wäre gut, wenn jeder, der sich

künftig mit der Geschichte eines Dorfes beschäftigen wird, diese aufschlußreiche und jeder Hinsicht vorbildliche Arbeit über Hedeper vorher zur Hand nähme, um daraus Anregung und Belehrung zu empfangen. Da außer den Einwohnern von Hedeper auch einige öffentliche Institute wie das Nds. Staatsarchiv in Wolfenbüttel und das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum das Werk besitzen, kann es auch von denen benutzt werden, die es, weil nicht im Handel erhältlich, nicht erwerben können.

Flehsig

Heimatkalender für den Landkreis Wolfenbüttel 1961. Verlag Hans Oeding, Schöppenstedt.

Heinz Ohlendorf hat sich als Schriftleiter wieder dankenswerte Mühe gegeben, den Kalender durch eine große Zahl von heimatkundlichen und dichterischen Beiträgen bekannter und weniger bekannter Verfasser abwechslungsreich u. fesselnd zu gestalten.

Nach dem Kalendarium, das durch bisher unbekannte Monatsbilder und -sprüche aus einem Erfurter Kalender von 1520 aus dem Besitz der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel reizvoll geschmückt ist, wird die Reihe der Aufsätze eröffnet durch „Ein Wort zur Freiheit“. Es sind aufrüttelnde Gedanken unseres Verwaltungspräsidenten Dr. Friedrich A. Knost über die Möglichkeiten und Pflichten eines jeden Einzelnen, durch schöpferische Tat die Freiheit der sittlichen Persönlichkeit und die Menschenwürde stets von neuem zu behaupten und damit das geschichtliche Vermächtnis der Vergangenheit zu erfüllen. Solche schöpferische Tat haben im großen oder im kleinen diejenigen vollbracht, die als Forscher, Heimatpfleger oder Dichter etwas aus ihrem Arbeitsbereich zu diesem Kalender beigetragen haben. Sie hier alle bei Namen zu nennen und die Titel ihrer Beiträge aufzuführen, ist bei ihrer großen Zahl leider nicht möglich, ganz zu schweigen von einer gerechten Würdigung ihres heimatkundlichen oder künstlerischen Wertes. Behandelt werden die vor- und frühgeschichtlichen Funde des Kreises Wolfenbüttel von der jüngeren Bronzezeit bis zur Merowingerzeit, das Alter der Bürger- und Bauernhäuser in Schöppenstedt, Fünfzehn Jahre Kulturbund der Lessingstadt, Der Tetzelsstein und die Tetzelsage sowie die Anfänge der Gastwirtschaft „Tetzelsstein“ im Elm, Grußworte für den 65jährigen Kunstmaler Otto Bücher und den 75jährigen Dichter Ernst Bergfeld, Erinnerungen an Schloß Schließstedt, seltene und geschützte Pflanzen des

Kreisgebietes, ein Lebensbild des Kuckucks, Alte Richtplätze an der Bundesstraße 4, die Vogtei Gr. Denke, Urfriedensprotokolle von Hornburger Bürgern aus den Jahren 1596/97, die alte Zollstätte Mattierzoll an der Zonengrenze und verschiedene Gedichte und Erzählungen, darunter auch Plattdeutsches.

Besonderes Lob verdient die „Umschau“ mit kleinen Beiträgen von Ortsheimatpflegern aus ihren ortsgeschichtlichen Forschungsarbeiten. Wenn Verlag und Schriftleitung in ihrem Vorwort ihrer Freude über die rege Beteiligung der Mitarbeiter an der „Umschau“ Ausdruck geben und ihr einen weiteren Ausbau wünschen, so kann man dem nur beipflichten. Je mehr die Zahl der nicht „zünftigen“ Schriftsteller unter den Mitarbeitern anwächst, desto besser wird der Kalender seinen Zweck erfüllen, ein Hausbuch vom Volk für das Volk zu sein.

Fle.

Eulenspiegel-Jahrbuch 1960. Herausgegeben vom Freundeskreis des Eulenspiegel-Museums zu Schöppenstedt e. V. Verlag Hans Oeding, Braunschweig-Schöppenstedt.

Das neu geschaffene, unter der Schriftleitung von Heinz Ohlendorf herausgegebene Eulenspiegel-Jahrbuch ist dazu bestimmt, künftig anstelle der bisherigen verschiedenartigen Jahresgaben und Rundbriefe für die Mitglieder des Freundeskreises des Eulenspiegel-Museums alles zusammenzufassen, was im Laufe eines Jahres in Vorträgen oder Aufsätzen über unseren ostfälischen Schalksnarren neu herausgekommen ist. Das vorliegende Heft enthält auf 48 Seiten Kunstdruckpapier mit zahlreichen Abbildungen als Hauptbeiträge einen Vortrag von Otto Br ü e s „Zwischen Kneitlingen und Knittlingen, Till Eulenspiegel und Faust“ sowie einen Aufsatz von S. Sichter mann über „Rolandsstandbilder und Eulenspiegel“, ferner ein „Eulenspiegel-Lied“ von Ludwig Bechstein und die Chronik des Freundeskreises.

Es wäre zu wünschen, daß sich in den nächsten Jahrbüchern die Gelegenheit bieten möchte, die noch unveröffentlichte Übertragung des Volksbuches von Till Eulenspiegel in die neuostfälische Mundart des Elmggebietes endlich einmal abzudrucken, die vor fast 20 Jahren von Wilhelm Sandfuchs und Albert Fuhrmann im Auftrage des „Braunschweigischen Landes-Kulturverbandes“ geschaffen wurde und wegen der Kriegsverhältnisse damals nicht gedruckt werden konnte.

Fle.





# 20%

## SPARPRÄMIE+ZINSEN

**Der Staat belohnt den Sparer**

Selten war Sparen so vorteilhaft wie heute. Wer jetzt für fünf Jahre einen prämienbegünstigten Sparvertrag abschließt, erhält — neben den Zinsen — vom Staat eine Sparprämie von 20%. Nehmen Sie diese günstige Gelegenheit wahr, verzichten Sie nicht auf den Prämienvorteil.

**Spargeld + Sparprämie + Zinsen** in wenigen Jahren ein Kapital

# Landesparkasse

## Landgrebe

**Reinigt • Färbt**

Ihr Vorteil:

einfach zur »einfachreinigung«

Filialen in allen Stadtteilen

Ruf 30983-84



**... so fein im Aroma  
weil  
aerotherm geröstet**

#a-308



**MÄNTEL**  
**Gleinbach**  
BRAUNSCHWEIG · PAPENSTIEG 8

*immer führend in der Mode!*

*Burgen und Schlösser  
des Braunschweiger Landes*

Text und Bild von Dr. H. A. Schultz



WAISENHAUS - BUCHDRUCKEREI  
UND VERLAG BRAUNSCHWEIG

- ② **Reichsfeste Harzburg**
- ③ **Die Burgen zu Warberg**
- ④ **Die Asseburg**
- ⑤ **Burg Lichtenberg**
- ⑥ **Deutschordenskommende  
Lucklum**
- ⑨ **Burg Seesen**

## KVG-KRAFTOMNIBUS-LINIENVERKEHRE

**Ab Omnibusbahnhof Braunschweig, An der Martinikirche - Ruf 2 68 68**

über Salzgitter-Bad, Goslar, Oker, Ramkerhalle, Okertalsperre, Schulenberg, nach **Altenau** und über **Bad Harzburg, Braunlage, Hohegeiß, Zorge** nach **Walkenried** und zurück.

In das Gebiet der Stadt Salzgitter und in das Braunschweiger Land nach Abbenrode - Königslutter Adenbüttel, Bahrdorf, Bodenstedt, Essenrode, Gr. Schwülper, Neubrück, Hillerse, Meinersen, Sierße, Vödelade.

**Ab Braunschweig, Hagenmarkt** über Dibbesdorf, Ochsendorf, Beienrode, Königslutter, Rottorf, Süpplingenburg, Emmerstedt nach Helmstedt, über Schapen, Hordorf, Essehof, Scheppau, Rotenkamp, Bolmsdorf, Glentorf, Rieseberg, Laußingen nach Königslutter.

Moderne Omnibusse für Sonderfahrten stehen an Werk- und Sonntagen zur Verfügung

**KRAFTVERKEHRSGESELLSCHAFT mbH BRAUNSCHWEIG**

Braunschweig · Broitzemer Straße 55 · Fernruf 2 68 91



**Bernhard Mackels**

**HEIZUNG UND LÜFTUNG**

**BRAUNSCHWEIG · JASPERALLEE 4 · FERNRUF 21646/47**